Des Herrn Marquis d'Argens,

Königl. Preuß. Kammerherrns und Directors der Philologischen Classe der K. Akademie der Wissenschaften,

Chinesische Briefe,

oder

philosophischer, historischer und kritischer

Briefwechsel,

zwischen einem reisenden Chineser in Paris und seinen guten Freunden in China, Moscau, Persien und Japan.

Aus dem Französischen übersetzt, und mit etlichen Briefen sowohl, als auch vielen nützlichen Zusätzen und Anmerkungen aus der Handschrift des Verfassers vermehrt.

Vierter Theil.

Berlin,

bey Friedrich Nicolai, 1770.

Chinesische Briefe.

Vierter Theil.

Der ein und neunzigste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Jch habe dir, werthester Yn-Che-Chan, von jenem ausserordentlichen Manne, von jenem berühmten Kriegs-Helden, dessen Verstand von so weitläuftigen Umfange ist, der sich aus dem allerniedrigsten und verachtesten Stande bis auf den Persianischen Thron geschwungen hat, bisher noch nichts gesaget. Um dir von dieser seltenen Person einen desto vollständigern Begrif zu machen, muß ich bis zu der Quelle der letztern

Staats-Veränderungen zurückgehen, die den gänzlichen Untergang der alten Königlichen Familie veranlasset haben.

Die Mahometaner theilen sich, wie ich dieses bereits in meinen vorhergehenden Briefen angezeiget habe, in zweyerley Haupt-Seckten ein. Der eine Theil erkläret den Alkoran nach den Meynungen des Aly, und der andere nach den Auslegungen des Omar. Die Persianer halten es alle durchgängig mit der Lehre des Aly. Der König, die Prinzen, die Großen des Reichs sind derselben allemal völlig ergeben gewesen. Mittlerweile giebt es aber doch eine ziemliche Menge Leute in diesem Lande, welche die Auslegungen des Omar annehmen, und sich zu der Seckte bekennen, der die Türken zugethan sind. Man giebt ihnen den Namen Aghuanis. Es war schon eine lange Zeit, daß diese Aghuanis sich bemüheten, das Joch der Persianer abzuschütteln. Sie vereinigten sich mit den Gauren, den unglücklichen Resten der alten Einwohner von Persien, die das Feuer anbeten, welches sonst eine Religion ist, die mit der Mahometanischen Lehre nichts gemein hat. Sie brauchten einen Anführer, und erwählten hierzu einen gewissen Mahamud, einen Sohn des Miriweys. Dieser Mensch war von einer überaus niedrigen Herkunft, und dabey gar über alle Maasen ehrgeitzig. Er raffte ohngefähr zehen tausend Landstreicher zusammen, die er mit einem Haufen von funfzehen tausend Aghuanis vereinigte. Mit diesem Kriegs-Heere unternahm er die Belagerung der Haupt-Stadt in der Landschaft Kirman, er

bemäch-

bemächtigte sich derselben, und diese wichtige Eroberung zog den Besitz des ganzen übrigen Theils der Provinz nach sich. Durch diesen glücklichen Ausgang wurde er immer beherzter, und sein Kriegs-Heer bekam alle Tage mehr Zuwachs an Leuten. Er rückte also weiter vor, und drang mit vierzig tausend Mann in das innerste des Reichs. Einen Haufen von vier bis fünf tausend Mann, die sich vorgenommen hatten, ihn zu beunruhigen, und auf seinem Wege aufzuhalten, jagte er völlig aus einander, und näherte sich sodann ohne weitern Verzug der Stadt Ispahan.

Zu derselben Zeit war die Stadt weder mit Kriegs-Volke, noch mit Kriegs-Vorrathe und Lebens-Mitteln versehen. Der König war darauf bedacht, daß er den Prinzen Thamas aus derselben wegschaffen möchte, damit er gegen alle Unglücks-Fälle sicher seyn, und ihm auf die künftige Zeit Hülfe und Beystand leisten könnte. Er brachte in aller Geschwindigkeit vierzig tausend Mann auf die Beine, woraus er zwey Heere machte. Eines davon überließ er der Anführung des Prinzen Havuza, und das andere wurde der Aufsicht des ersten Ministers anvertrauet. Nachdem diese beyden Heerführer an unterschiedenen Orten herumgezogen waren, so vereinigten sie sich, und begegneten dem Miriweys vier Meilen von der Stadt Ispahan. Sie boten ihm eine Schlacht an, und zwangen ihn, daß er es zu einem Handgemenge muste kommen lassen. Der Prinz Havuza grif zuerst das Lager der Feinde an, er drang mit dem Säbel in der Faust hinein, und bemächtigte sich al-

ler der Schätze, die sich darinnen befanden. Anstatt den Sieg zu seinem Vortheile anzuwenden, gewann die Liebe des Goldes in seinem Herzen die Oberhand über die Liebe zum Ruhme. Die Furcht, er möchte die erworbenen Reichthümer wiederum verlieren, bewog ihn, daß er sich zurückzog. Miriweys machte sich diesen Rückzug, als ein geschickter Kriegs-Mann zu Nutzen; Er verfolgte die Persianer, und ging ihnen eben so stark zu Leibe, als sie vorher ihn angegriffen hatten. Er tödtete eine grosse Anzahl, er drang sogar bis an die Bagage, die er plünderte, und war so glücklich, daß er die Schätze, die man ihm entwendet hatte, völlig wieder bekam. Bey dieser Verwirrung sahe sich der erste Minister, welcher vorher mit grosser Tapferkeit gefochten hatte, genöthiget, in der besten Ordnung, die er nur möglich machen konnte, sich zurückzuziehen, und sein Lager an den Wällen von Ispahan aufzuschlagen.

Nach diesem Siege, welchen Miriweys zum Theile dem Geitze des Prinzen Havuza zu danken hatte, rückte er so nahe an die Haupt-Stadt von Persien, daß er noch eine kleine Meile weit davon stund. Etliche Tage darnach wollte er sie mit Sturme erobern. Aber er wurde auf eine lebhafte Art zurückgeschlagen. Da er nun die Hofnung verlohr, sie mit stürmender Hand zu überwältigen, so schloß er sie auf allen Seiten sehr enge ein, und beschloß sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Dieser Anschlag würde eben auch zu Wasser worden seyn, wenn ihn nicht die schändliche Verrätherey des Prinzen Havuza unterstützet hätte, der

der es nicht daran genug seyn ließ, daß er seinen König durch seinen Geitz unglücklich gemacht hatte, sondern ihn auch endlich an seinen Feind verkaufte.

Hier kanst du dasjenige lesen, was ein Europäer, der sich damals in Ispahan eingesperret befand, mir von den elenden Umständen der Belagerten, und von dem Unglücke des letztern Regenten von Königlichem Geblüte erzählet hat. „Da sich „die Belagerten, sagte er zu mir, ohne alle Hof„nung irgend eines Beystandes sahen, so faßten „sie den Entschluß, daß sie den Feind in seinen „Verschanzungen angreifen wollten. Achmet Aga, „ein beherzter Mann, der seinem Könige auf eine „ganz besondere Weise getreu war, rückte an der „Spitze eines Heeres von dreyßig tausend Mann „aus der Stadt. Er wagte es, die Feinde an„zugreifen, und wurde von dem Prinzen Savuza „auf eine schwache Weise unterstützet. Anfangs „gelung es ihm so gut, als er nur wünschen konnte. „Aber der Prinz Savuza, der bis anher nur in „geheim der Parthey des Miriweys günstig ge„wesen war, erklärte sich damals ganz offenbar „für ihn. Er vereinigte seine Kriegs-Völker mit „den feindlichen, überfiel den Achmet Aga un„vermuthet, jagte ihn aus allen Posten, die er „besetzt hatte, ließ alle Persianer, die er darinnen „fand, über die Klinge springen, und nöthigte die „übrigen, sich in die Stadt zurückzuziehen.

„Diese Verrätherey des Prinzen Savuza, „und die gänzliche Niederlage des Achmet Aga „benahmen den Belagerten allen Muth, und

» brachten es dahin, daß sie alle Hofnung, sich
» fernerweit wehren zu können, verlohren. Auf
» der andern Seite fehlte es der Stadt an Lebens-
» Mitteln, und die Theurung war übermäßig
» groß. Ein Brod von ohngefähr zwölf Pfunden
» wurde im Heumonate für acht bis zehen Piaster,
» im Augustmonate für zwanzig, und im Herbst-
» monate für hundert Piaster verkaufet. Endlich
» stieg der Preiß desselben bis auf zwey hundert
» Piaster. Die gewöhnliche Speiß des Königes
» war Pferde-Fleisch. Leute, welche Katzen und
» Hunde im Hause hatten, aßen dieselben, und
» das Elend wurde zuletzt so groß, daß man sich
» gar nicht scheuete, Menschen-Fleisch zu seiner
» Nahrung zu gebrauchen. Zum Theil machten
» sich die Leute über die todten Körper verhunger-
» ter Leute, wovon die Strassen voll lagen, und
» suchten die schwachen Ueberreste eines schmach-
» tenden Lebens dadurch noch eine Weile zu erhal-
» ten. Andere liefen mit eisernen Keulen in den
» Händen in der Stadt herum, womit sie den er-
» sten, der ihnen begegnete, und sich nicht wehren
» konnte, todtschlugen, und sich sodann davon
» nähreten. In diesen gräulichen Zeiten schoneten
» die Mütter ihre eigenen Kinder nicht; sie waren
» die ersten, die sie tödteten, und verzehreten.

» Als der König sahe, daß er den Händen des
» Ueberwinders gar nicht entgehen konnte, so faßte
» er den Entschluß, denselben dadurch zu besänfti-
» gen, daß er ihm die schönste unter seinen Prin-
» zeßinnen mit sehr kostbaren Geschenken zuschickte,
» und ihn bat, dieselbe als seine Gemahlinn anzu-

» neh-

„ nehmen. Zu gleicher Zeit legete er alle Ehren-
„ Zeichen der Königlichen Würde bey Seite, er
„ zog ein schwarzes Kleid an, er durchstrich die
„ vornehmsten Gassen der Stadt zu Fuße in der al-
„ lerdemüthigsten Stellung, er bedauerte sein
„ Schicksal, und die Noth seiner Familie, welche
„ nächstens in eine harte Sklaverey versetzet wer-
„ den würde. Nach dieser traurigen Feyerlichkeit
„ zog der König seine gewöhnlichen Kleider wie-
„ derum an, setzte die Königliche Krone auf sein
„ Haupt, und begab sich aus der Stadt unter ei-
„ ner Begleitung von ohngefähr drey hundert der
„ vornehmsten Personen an seinem Hofe, zu dem
„ Lager des Miriweys.

„ Der Ueberwinder empfieng ihm mit einem
„ Stolze, welcher bey jedermann den grösten Un-
„ willen erweckte. Der König ließ sich den Kum-
„ mer, der ihn innerlich nagte, gar nicht merken.
„ Er umarmte den Miriweys, erkannte ihn für
„ seinen Schwieger-Sohn, und trat ihm sein Reich
„ durch eine schriftliche Urkunde auf die feyerlichste
„ Weise ab, worinnen er sogar seine eigenen Kin-
„ der, und alle, die von denselben herstammen
„ würden, von der Nachfolge in der Regierung
„ auf immer ausschloß. Nur zweyerley Sachen
„ waren es, die er sich von dem Ueberwinder aus-
„ bat; Erstlich, daß er ihm seine Beyschläferin-
„ nen unangetastet lassen sollte; Und zweytens,
„ daß er sich durch einen Eidschwur verbindlich ma-
„ chen möchte, sich an seinem und seiner Kinder
„ Leben nicht zu vergreifen. Nachdem Miriweys
„ zu demjenigen, was man von ihm verlangete,

» seine Einwilligung gegeben hatte, so setzte ihm
» der König die Krone auf den Kopf, überreichte
» ihm den Zepter, und überlieferte ihm zugleich
» die Schlüssel zu seinem Pallaste, und zu seinen
» Schätzen.

„ Miriweys hielt seinen öffentlichen Einzug zu
» Ispahan den fünf und zwanzigsten des Weinmo-
» nats. So bald als er in dem Königlichen Pal-
» laste angelanget war, wurde er in den Saal ge-
» führet, wo der Thron stund; Auf denselben
» setzte er sich, und wurde von allen Prinzen, und
» Großen des Reiches für den König von Persien
» erkannt. Ein so glücklicher Fortgang machte
» dem neuen Könige die Hofnung, daß er in allen
» Unternehmungen seinen Endzweck mit leichter
» Mühe erreichen würde. Nachdem er nun in
» Ispahan alle Sachen in Richtigkeit gebracht,
» und den Schach-Hussain nebst den Prinzen sei-
» nen Kindern einer tüchtigen Wache zur Verwah-
» rung übergeben hatte, so schickte er gegen das
» Ende des Wintermonats zehen tausend Aghuanis
» nach Casbin, der ehemaligen Haupt-Stadt von
» Persien, und dem ordentlichen Aufenthalte der
» dortigen Könige, um dieselbe dahin zu brin-
» gen, daß sie sich gutwillig ergeben, und dadurch
» den übrigen ein Beyspiel zur Nachahmung geben
» sollte. Die Einwohner dieser Stadt, die nicht
» im Stande waren, sich dem Feinde zu wider-
» setzen, fasseten anfänglich den Entschluß, sich zu
» unterwerfen. Da sie aber nach der Zeit das
» grausame Verfahren der Aghuanis gegen sich
» nicht ausstehen konnten, so machten sie einen

» Auf-

„ Aufstand, und tödteten davon mehr als vier tau-
„ send; die übrigen, die ihnen entwischten, bega-
„ ben sich nach Ispahan, wo sie erst im Anfange
„ des Hornungs im folgenden Jahre ankamen.

„ Das Glück, welches den Miriweys aus dem
„ allerniedrigsten Stande bis auf den Thron erho-
„ ben hatte, und ihn auch in kurzem wiederum von
„ demselben herabsetzen sollte, wollte ihn damals
„ noch nicht verlassen. Es wollte sich seiner zuvor
„ erst bedienen, um allerhand andere weit blutigere
„ und traurigere Begebenheiten hervorzubringen,
„ als diejenigen, die sich bisher zugetragen hatten.
„ Es hatte das Ansehen, als wollte es das Unge-
„ mach rechtfertigen, das es dem Miriweys für
„ die Verbrechen, wozu es ihn veranlassete, be-
„ stimmet hatte. Da dieser Wüterich von der Nie-
„ derlage der Kriegs-Völker, die er nach Casbin
„ geschickt hatte, Nachricht erhielt, so achtete er
„ es für nöthig, alle Eilfertigkeit anzuwenden, daß
„ er den Ueberrest des Königreichs unter sich bräch-
„ te, um einen Krieg, der ihm die Früchte von al-
„ len seinen Eroberungen gar leicht in einem Au-
„ genblicke rauben könnte, ganz und gar zu ersti-
„ cken. Er faßte den Entschluß, selbst sein Kriegs-
„ Heer anzuführen, und Ispahan zu verlassen.
„ Weil er besorgte, es möchten in seiner Abwesen-
„ heit die Großen des Reichs, die ihm nicht gut
„ waren, das Volk zu einem Aufstande ermuntern,
„ so beschloß er, dieselben sich vom Halse zu schaf-
„ fen. In dieser Absicht ließ er sie, unter dem
„ Vorwande, ihnen ein herrliches Gastmahl zu ge-
„ ben, in seinem Pallaste zusammen kommen, und

„ nebst

„ nebst ihren Kindern auf eine grausame Weise todt „ stechen. Ihre Leichen, deren Anzahl sich auf drey „ hundert erstreckte, wurden öffentlich auf die Gas„ sen geworffen. Mit dieser Grausamkeit war der „ Barbar noch nicht zufrieden, sondern ließ auch „ noch tausend Soldaten von der Garde des „ Schach-Hussain, und drey hundert Persianer „ ermorden.

„ Nach diesem schrecklichen Blutbade stellte sich „ Miriweys an die Spitze seines Kriegs-Heeres „ im Anfange des Maymonats 1723. Anfänglich „ nahm er seinen Weg gerade nach Güjez, einem „ befestigten Platze, der auf einen Hügel gebauet „ war. Bey seiner Ankunft forderte er den Ort „ auf, daß er sich ergeben sollte, und da sich der „ Statthalter weigerte, dasselbe zu thun, so schick„ te er vier tausend Gauren ab, die sich der Thore „ bemächtigen, dieselben aufsprengen, und die Be„ satzung zwingen sollten, daß sie sich ergäbe. Die„ se Unternehmung lief wegen des tapfern Wider„ standes, den die Belagerten thaten, fruchtlos ab. „ Miriweys nahm sodann seine Zuflucht zu einem „ andern Hülfs-Mittel, womit es ihm besser ge„ lung. Er schickte dem Befehlshaber eine grosse „ Summe Geldes, mit dem Versprechen, daß er „ noch mehr bekommen, und eine weit bessere Statt„ halterschaft als diese, die er gegenwärtig hätte, „ erhalten sollte. Jeder Soldat von der Besatzung „ erhielt ebenfalls sein Geschenk, und nicht lange „ darnach geschah die Uebergabe des Platzes. „ Nachdem Miriweys sich desselben genugsam ver„ sichert hatte, theilte er sein Kriegs-Heer in zween

Hau-

„ Haufen; Den zahlreichsten überließ er dem
„ Kior-Sultan, womit derselbe in die Provinz
„ Fasistan einrückte, welche genöthiget wurde, sich
„ zu unterwerfen. Miriweys behielt nur einen
„ ganz kleinen Haufen Kriegs-Volk bey sich, wo-
„ mit er die Stadt Kulpekin angrif.

„ Diese Stadt, die von Ispahan dreyßig bis
„ fünf und dreyßig Meilen weit entfernet liegt,
„ hielt es standhaft mit der Parthey des Prinzen
„ Tahmaseb, und war mit Kriegs-Volk, Lebens-
„ Mitteln und Kriegs-Bedürfnissen hinlänglich
„ versehen. Bey dem ersten Angrife bemächtigte
„ sich Miriweys eines kleinen Theiles von den
„ Festungs-Werken. Der Prinz Tahmaseb, der
„ mit acht tausend Mann unter einem Anfüh-
„ rer mit Namen Fredronck-Kan von der Seckte
„ der Aghuanis nicht weiter als zwo Tagereisen
„ entfernet war, und von der Gefahr, in welcher
„ sich die Belagerten befanden, Nachricht erhielt,
„ kam ihnen mit seinem kleinen Kriegs-Heere zu
„ Hülfe. Bey seiner Ankunft verließ Fredronck-
„ Kan seine Parthey, und trat auf die Seite des
„ Miriweys. Er überfiel mit dem besten Theile
„ des Kriegs-Volks von dem Prinzen, das sich zu
„ ihm hielt, diejenigen, welche die Verschanzun-
„ gen vertheidigten. Er warf alles, was ihm in
„ den Weg kam, über den Haufen, und bemäch-
„ tigte sich aller der vortheilhaften Posten, welche
„ die Gegen-Parthey besetzt hielt. Diese Verrä-
„ therey war dem Feinde darzu behülflich, daß er
„ sich der Stadt bemächtigte, welche der Plünde-
„ rung überlassen wurde, und die Einwohner der-

„ selben

„ selben musten insgesammt über die Klinge sprin-
„ gen. Gleich darnach überschickte die Stadt Cos-
„ sang dem Uberwinder die Schlüssel, und unterwarf
„ sich demselben gutwillig. Nach diesem Feldzuge
„ begab sich Miriweys zurück nach Ispahan.
„ Hier hatte sein grosses Glück ein Ende, und seit
„ seinem Einzuge in die Hauptstadt von Persien,
„ bis zu dem Augenblicke, da er das Leben, und
„ den Thron verlohr, war seine Lebens-Zeit wei-
„ ter nichts, als eine aneinander hangende Reihe
„ von Verdrüßlichkeiten und Gewissens-Bissen.“

In meinem nächsten Briefe werde ich dir von dem traurigen Ende dieses Tyrannen Nachricht ertheilen; Dieser soll eine andere von dem Schicksale seines Nachfolgers beygefüget werden; Und sodann wird die Reihe auch an den berühmten Kouli-Chan kommen, den ich dir will kennen lernen. Lebe wohl.

Ispahan —

Der zwey und neunzigste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

In dem letzten Briefe, den ich dir schrieb, werthester Yn-Che-Chan, hast du gesehen, daß das Verbrechen glücklich gewesen, und belohnet worden ist. Heute wirst du es hingegen sehen, wie es auf eine strenge Weise gestrafet wird. Eben dieser

dieser Miriweys, der durch das Glück plötzlich und auf einmal auf die allerhöchste Stufe der Ehre und Würde erhoben wurde, ist auch eben so schnell aller dieser Vortheile wiederum beraubet worden. Sein gänzlicher Untergang schien blos deswegen auf eine gewisse Zeit hinaus verschoben zu seyn, damit sein Unglück desto grösser seyn möchte.

Der Aufenthalt des Miriweys zu Ispahan nach seinen letztern Siegen und Eroberungen war nicht von so gar langer Dauer. Da er die Nachricht erfuhr, daß das Kriegs-Heer, welches er in die Provinz Fasistan abgeschicket, sich der Städte Schiras, Lahr und Benderabassy bemächtiget hatte, so stellte er sich an die Spitze eines Heeres von dreyssig tausend Mann, um Persien vollends zu erobern. Kaum aber war er in der Provinz Ghilan, oder Kilan angelanget, so sahe er sich genöthiget, wieder zurückzuziehen, und die traurigen Reste seines Kriegs-Volks, welches theils durch Krankheiten, theils durch die Streifereyen der Araber sehr übel zugerichtet worden war, wieder nach Ispahan zu führen. Dieser Wechsel seines Glücks machte ihn überaus niedergeschlagen und schwermüthig. Seine Traurigkeit wurde noch grösser, da er die Nachricht von dem Aufstande in der Stadt Ysed erhielt, deren Einwohner zwey tausend Aghuanis niedergemacht hatten. Er glaubte, es sey nöthig, den verdrüßlichen Folgen, welche ein solcher Aufstand nach sich ziehen könnte, vorzubeugen. Daher machte er sich zum zweytenmale aus Ispahan auf den Weg, um die Belagerung von Ysed zu unternehmen. Nachdem er der Stadt eine Zeitlang ziemlich

hart zugesetzet hatte, so wurde er endlich gezwungen, sein Lager abzubrechen, und von seinem Unternehmen abzustehen, da der Mangel an Lebens-Mitteln und Kriegsbedürfnissen ihn dahin gebracht hatte, daß er sein Heer, um ihm Unterhalt zu verschaffen, theilen muste. Die Belagerten thaten einen Ausfall, und griffen ihre Feinde mit solcher Heftigkeit an, daß sie deren bey dieser einzigen Gelegenheit mehr als drey tausend tödteten. Miriweys, der die Flucht ergreifen muste, wäre beynahe selbst gefangen genommen worden, und es kostete ihm unbeschreibliche Mühe, sich mit den noch übrig gebliebenen wenigen Soldaten zu retten.

Seit dieser Niederlage wurde aus der Schwermüthigkeit des Miriweys eine Raserey. Er wurde sich selbst zur Last. Seine vertrautesten Freunde traueten sich nicht anders, als mit Zittern und Zagen an ihn zu kommen. Weil er noch manchmal einige gute Stunden hatte, und seine Raserey ihm von Zeit zu Zeit den Gebrauch der Vernunft erlaubte, so entschloß er sich, in dergleichen guten Zeiten den Riabda zu beobachten. Dieses ist ein gewisser gottesfürchtiger Gebrauch in der Einsamkeit, den die Mahometaner für eine geistliche Uebung ansehen, die der Gottheit sehr gefällig ist; Wiewohl er eigentlich weiter zu nichts dienet, als die Vernunft da, wo sie noch gesund ist, zu schwächen, und völlige Narren aus ihnen machen, wenn sie ohnedem schon ziemlich dazu geneigt sind. Vielleicht war es bey dieser Gelegenheit das erstemal, daß der Aberglaube nützlich genennet werden konnte, weil er dazu dienete, daß er die Noth eines Wüterichs, und unrechtmäßigen Thronbesitzers vergrösserte.

Nach

Nach dem Riabda war die Naserey des Miriweys viel ärger, als sie zuvor gewesen war. Sein schwermüthiges Wesen wurde um ein ansehnliches vermehret, und er hatte von seiner abergläubischen Andacht weiter nichts, ausgenommen eine ausserordentliche Schwäche des Gehirns. Es war gar nicht anders möglich, als daß die dabey gewöhnliche strenge Lebens-Art ihm den noch übrigen kleinen Rest der Vernunft völlig entwendete. Der Riabda bestehet darinnen, daß man sich vierzehen Tage lang einschliesset, und keinen Menschen zu sehen bekommt, daß man den ganzen Tag weiter nichts, als nach dem Untergange der Sonne ein wenig Brod und Wasser zu sich nimmt, und mit einer heiseren, und tief aus der Brust heraufgeholten Stimme unaufhörlich die Worte: Hu, hu, hu, wiederholet, bis es endlich so weit kommt, daß der weiße Gäscht vor dem Munde steht, und man wegen einer völligen Entkräftung halb todt zur Erde niederfället. In einer solchen kraftlosen Verfassung behaupten die abergläubischen Mahometaner, der böse Geist werde durch die Gottheit gezwungen, dem Menschen den guten oder schlimmen Ausgang einer Unternehmung, die er im Sinne hat, zu offenbaren. Diejenigen, die den Riabda zuerst auf das Tapet brachten, haben wohl eingesehen, wie unanständig es seyn würde, GOtt also vorzustellen, daß er mit einem Menschen einen geheimen Umgang pflege, der eine so grosse Aehnlichkeit mit solchen Menschen hat, welche nach der Meynung der Mahometaner und Christen von dem Teufel besessen sind. Dieses hat sie allem Vermuthen nach genöthiget, daß sie den bösen Geist bey dergleichen Gelegen-

legenheit zu dem Dollmetscher des göttlichen Willens gemacht haben.

Miriweys, der nun weit mehr, als vorher, im Kopfe verrückt war, bildete sich ein, er sehe alle Augenblicke Leute vor sich, die ihn ermorden wollten. Seine allerangenehmsten Lieblinge waren ihm verdächtig. Vornemlich fürchtete er sich wegen der Prinzen von dem königlichen Geblüte, die er bis anher verschonet, und sich aus Staats-Absichten nicht getrauet hatte, umbringen zu lassen. Er faßte den Entschluß, sich ihrer gänzlich zu entledigen; Ein schreckliches Vorhaben, das ihm vielleicht nicht in den Sinn gekommen seyn würde, woferne nicht der Riabda seine Wuth noch mehr vergrössert hätte. Wie viel giebt es nicht Gelegenheiten, da die Wahrheit desjenigen bestätiget wird, was ein gewisser alter Dichter von dem Aberglauben saget, daß er immer die Ursache des grösten Unheils gewesen ist, und dieses auch künftig seyn wird!

Nachdem Miriweys das Vorhaben entworfen hatte, so viel als in seinem Vermögen stünde, den ganzen alten königlichen Stamm auszurotten, immassen er bis auf den Prinzen Thamas die übrigen insgesammt in seiner Gewalt hatte, so vertrauete er sich etlichen von seinen geheimsten Rathgebern. Er trat mit ihnen in einen grossen Saal, wo sich Schach-Hussain mit allen Prinzen befand. Er faßte sogleich den Säbel in die Hand, und vertilgete, von seinen Kameraden unterstützet, in einem Augenblicke die ganze Königliche Familie, bis auf zween kleine Prinzen, die nur erst vier bis fünf

Jahre alt waren. Diese beyden jungen Kinder entsetzten sich über den Todt, womit sie bedrohet wurden, so sehr, daß sie sich in die Arme des Königes ihres Vaters warfen. Schach-Hussain umarmete sie zärtlich, und benetzte sie mit seinen Thränen. Der grausame Miriweys wollte sie in dem Schooße ihres Vaters, wohin sie ihre Zuflucht genommen hatten, mit dem Schwerdte durchstossen. Aber auf einmal legte sich sein Zorn bey einem Anblicke, der ihn noch eher hätte vergrössern sollen. Er verwundete den König in die Hand, welche jener vorhielt, um seinen Kindern das Leben zu retten. Der Anblick des Blutes, das sehr häufig aus der Wunde des unglücklichen Fürsten herausdrang, machte dem Mahamud das Herz weich. Eine geheime Gewalt that ihm wider seinen Willen Einhalt. Ohngeachtet aller seiner Verbrechen fühlte er, daß sich in seinem Herzen jene Hochachtung und Ehrerbietung regte, welche die Person der Könige veranlasset, sie mögen gleich noch so unglücklich seyn. Er schenkte den beyden jungen Prinzen das Leben. Die Anzahl der übrigen, welche ermordet waren, erstreckte sich auf hundert und fünfe, worunter sich drey Vettern und sieben Neffen des Schach-Hussain befanden.

Nach einem so gräulichen Blutbade faßte die Naserey des Miriweys neue Kräfte. Seine Gemüths-Krankheit vermehrte die Krankheit seines Leibes. Er wurde über und über mit einem Aussatze bedecket. Sein Fleisch lösete sich von den Knochen ab, und fiel nach und nach Stückweise herun-

herunter. In einem so abscheulichen Zustande nahm er seine Zuflucht zu ausserordentlichen Hülfs-Mitteln, und suchte durch ausländische Religions-Gebräuche, ob er geheilet werden könnte, da die geistlichen Uebungen seiner eigenen es ganz unmöglich gemacht hatten. Er ließ Armenische Priester zu sich kommen, die ihre heiligen Bücher über seinem Haupte lesen musten. Dafür gab er ihnen ein Geschenke von funfzehen tausend Thomanen, und versprach ihnen eine noch grössere Belohnung, wenn sie ihn gesund machen könnten. Die Gebete der Christen erhielten nicht das mindeste mehr, als die Mahometanische Andacht. Itzt war der Zeitpunkt, da die Gottheit die Verbrechen eines Tyrannen strafen wollte.

Die Noth des Miriweys wurde nach dem Versuche mit den Religions-Gebräuchen der Armenier noch schlimmer. Die Natur bewieß in ihm beynahe gar nicht mehr ihre sonst gewöhnlichen Wirkungen; Und das schwache Leben, das noch in ihm vorhanden war, schien sie ihm nur blos deswegen zu verleihen, damit er die allerempfindlichste Quaal ausstehen sollte. Er gab seinen Unflath durch den Mund von sich, und steckte alle diejenigen an, die ihm zu nahe kamen. Die Aghuanis, die ihn auf den Thron gesetzet hatten, und ihr augenscheinliches Verderben vor sich sahen, wenn der Thron wieder an das vorige königliche Haus kommen, und der Prinz Thamas, der sich an der Spitze eines grossen Haufens und aller getreuen Persianer befand, es so weit bringen sollte, daß er die Rebellen bezwänge, waren darauf bedacht, wie sie für ihn einen

nen Nachfolger wählen möchten. Anfänglich richteten sie ihre Absichten auf seinen Bruder. Dieser aber hielt sich in der Provinz Candahar auf, und es war ganz unmöglich, daß er so geschwind, als es die dermalige Beschaffenheit der Umstände erforderte, nach Ispahan kommen konnte. Da nun die Unterthanen erfuhren, wie schlecht es mit dem Miriweys aussahe, so fingen sie ganz offenbar an, sich für den Prinzen Thamas zu erklären. Es ging sogar die Rede, dieser Prinz nähere sich der Stadt Ispahan mit einem mächtigen Kriegs-Heere, das aus Persianern und Arabern bestund. Deßwegen versammleten sich die Aghuanis, und erwählten einen gewissen Esreff, der mit dem Miriweys leiblich Geschwister-Kind war, zu ihrem Fürsten. Sodann holeten sie ihn aus dem Gefängniße, in welches er auf Befehl des Miriweys hatte wandern müssen, weil er ihm die Vorstellung that, daß er dem unglückseligen Schach-Hussain nicht so gar trotzig und übermüthig begegnen, sondern es dabey bewenden lassen sollte, daß er ihm die Krone entwendet hätte, ohne noch dazu mit ihm in seinem Unglücke ein Gespötte zu treiben.

Die erste Handlung der Gerechtigkeit, die der neue König von Persien verrichtete, bestund darinnen, daß er dem Miriweys den Kopf abschlagen ließ. Dieser Todt war freylich für ein solches Ungeheuer viel zu gnädig, zumal da er ihn von der Marter erlösete, welche der Himmel ihm aus gerechten Ursachen zugeschicket hatte.

Esreff beobachtete in seinem Verhalten gerade das Gegentheil von dem, was sein Vorgänger gethan hatte. Er stellete sich im Anfange gegen die Persianer überaus günstig. Seine Staats-List zielte dahin, daß er den Prinzen Thamas irgend auf eine Art in sein Netz locken, und durch seinen Todt sich den Besitz der Krone gewiß machen wollte, auf deren Erhaltung er sich niemals sichere Rechnung machen konnte, so lange dieser Prinz noch am Leben blieb. Etliche Tage darnach, als er zum Könige war ernennet worden, stattete er bey dem Schach-Hussain seinen Besuch ab, und bezeugete ihm ein heftiges Mitleiden, daß Miriweys so viele Prinzen, die ein besseres Schicksal verdienet hatten, grausamer Weise umgebracht hätte. Sodann ertheilete er den Befehl, die zerstreueten Gebeine zusammen zu lesen; Er ließ sie in prächtige Särge legen, und in die Stadt Kum, den gewöhnlichen Begräbniß-Platz der Persianischen Könige, bringen. Einige Zeit darnach trieb Esreff die Verstellung noch weiter. Er nahm den Zepter und die Krone, legte sie zu den Füßen des Schach-Hussain, und bat ihn inständigst, wieder auf den Thron zu steigen, oder es zu vermitteln, daß der Prinz Thamas die königliche Würde annähme. Ohngeachtet diese Anerbietung überaus schmeichelhaft war, so ließ sich doch Schach-Hussain dadurch keinesweges blenden. Sie kam ihm verdächtig vor, und er stund mit gutem Grunde seines Lebens wegen in Sorgen, wenn er an sich merken liesse, daß er noch Lust zu regieren hätte. Er gab dem Esreff die weise Antwort, er dächte gar nicht mehr an die Würde, die er gutwillig niedergeleget

hätte.

hätte. Was aber seinen Sohn den Prinzen Thamas beträfe, so habe er den Vorsatz gefaßt, sich in dasjenige, was ihn anginge, gar nicht zu mischen.

Esreff, der sein Vorhaben allemal sorgfältig verheelte, that, als wäre er über die Entschliessung des Schach-Hussain ganz unwillig. Er wollte gern den Prinzen Thamas in seiner Gewalt haben, es mochte auch kosten, was es wollte. Er schickte Gesandten an ihn, die ihm prächtige Geschenke überreichten, und den Auftrag hatten, ihn zu bitten, er möchte einen sichern Ort bestimmen, wo Esreff selbst sich mit ihm mündlich unterreden könnte. Der Prinz, der die Staats-Kunst nicht so gut, als der König sein Vater verstund, und sich gar zu bereitwillig finden ließ, dasjenige zu glauben, was er gerne wünschte, ließ sich in das Netz locken, das man ihm stellte, und bestimmte einen Platz in der Ebene von Theran, wo er mit dem Esreff zusammen kommen wollte. Zu seinem Glücke aber stellte man ihm die Gefahr vor, in welche er sich begäbe, da er eben im Begriffe war, seinem Feinde in die Hände zu fallen, der sich mit einem starken Haufen Kriegs-Volk genähert hatte. Er rettete sich in aller Geschwindigkeit mit zwey hundert Reutern in die Stadt Theran, und da er sich darinnen nicht für sicher achtete, so machte er sich, nachdem er eine Zeitlang ausgeruhet hatte, in der Nacht auf den Weg nach der Provinz Mazanderan.

Da Esreff sahe, daß sein Vorhaben entdecket war, so rückte er vor die Stadt Theran, in welcher er den Prinzen Thamas zu finden glaubte. Diese eroberte er mit Sturm, und weil er den genennten Prinzen nicht antraf, so gerieth er darüber in einen so heftigen Zorn, daß er seinen Soldaten den Befehl ertheilte, alle Einwohner darinnen niederzumachen, und so gar die Kinder nicht zu verschonen.

Auf diese Grausamkeit erfolgte eine andere, die nicht weniger entsetzlich war. Als Esreff nach Ispahan zurück kam, so faßte er gegen die Großen des Reichs, die in seiner Abwesenheit sich hatten merken lassen, als ob sie es mit dem Prinzen Thamas gut meyneten, eine heftige Verbitterung. Er ließ sie, indem er vorgab, er habe mit ihnen über Sachen von der äusersten Wichtigkeit zu sprechen, in dem königlichen Pallaste zusammen kommen, und ihnen insgesammt die Köpfe abschlagen. Er gab den Befehl, daß einem kleinen Kinde, welches die Prinzeßinn Sophia von dem Miriweys gehabt hatte, die Augen ausgestochen wurden. Nicht gar lange darnach ließ er auch den unglücklichen Schach-Hussain hinrichten.

So viele Verbrechen konnten nicht ungestraft bleiben, und es war vollkommen der Gerechtigkeit gemäß, daß der Nachfolger des Miriweys, der es ihm in allen Stücken gleich that, eben so, wie er, das Leben verlohr. Der Prinz Thamas gewann unterschiedene Schlachten über das Kriegs-Heer des Esreff. Endlich war er unter dem Beystande

des

des berühmten Kouli-Chan, der damals weiter nichts, als einen General unter seinem Kriegs-Volke vorstellte, so glücklich, daß er ihn zum Kriegs-Gefangenen machte, worauf er hernach seine Verrätherey durch den grausamsten Todt büssen muste.

Der Prinz Thamas, der seine Siege und sein Reich dem Kouli-Chan zu danken hatte, überhäufte ihn mit Wohlthaten, und erhob ihn bis zu den höchsten Ehren-Stellen. Auf seinen Rath forderte er die Eroberungen von den Türken wiederum zurück, die sie dem Reiche Persien in den letztern Unruhen, womit es so gar zerrüttet worden war, abgenommen hatten. Auf diese Forderungen ertheilten die Türken eine abschlägliche Antwort. Hierüber fingen die Persianer einen Krieg an, der die hauptsächlichste Ursache von der Größe war, zu welcher Kouli-Chan gelanget ist. Denn nach etlichen ziemlich glücklichen Feldzügen machte der Prinz Thamas Frieden. Aus diesem Grunde machte Kouli-Chan alle Großen des Reichs von ihm abspenstig, indem er vorgab, er gäbe sich gar keine Mühe, den Verlust der Nation wiederum zu ersetzen. Es kam so weit, daß er ihn absetzte, in sichere Verwahrung brachte, und an seine Stelle seinen Sohn, der nur noch ein Kind war, erwählen ließ. In meinem folgenden Briefe will ich dir von dem Glücke dieses sonderbaren Mannes weitere Nachricht ertheilen. Lebe wohl.

Ispahan ——

Der drey und neunzigste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

In meinem letztern Briefe, werthester Yn-Che-Chan, habe ich dir von dem Kouli-Chan gemeldet, wie er eben denjenigen König, den er auf den Thron erhoben, wieder von demselben heruntergestossen, und dafür dessen Sohn darauf gesetzet hat. Gegenwärtig sollst du ihn sehen, wie er Schlachten gewinnet, den Türken alle Länderenen, die sie von Persien erobert hatten, wieder abnimmt, und die Macht auf eine geschickte Weise zu nutzen weiß, die er vermöge derjenigen Aemter hat, welche er an dem Hofe eines Fürsten, der noch ein Kind war, bekleidete. Er ließ dem Statthalter von Babylon zu wissen thun, daß er in Bereitschaft stünde, Krieg anzufangen, wenn die Ottomannische Pforte den Persianern dasjenige nicht wiedergeben würde, was sie ihnen ungerechter Weise, und wider die in den Vergleichen gegebenen Versicherungen entwendet hätte. Auf diese Drohung folgete gar bald die wirkliche Vollstreckung. Kouli-Chan bemeisterte sich verschiedener Plätze. Er wagte es so gar, die Belagerung des allerwichtigsten Platzes, den die Türken auf der Gränze haben, zu unternehmen. Aber nach einer achtmonatlichen Belagerung wurde er genöthiget, sich wieder zurückzuziehen, nachdem sein Kriegs-Heer war geschlagen worden. Eine kurze Zeit darnach verlohr er noch eine Schlacht.

Diese

Diese mißlungenen Versuche, und ein solcher trauriger Anfang würden einem Manne, der nicht so beherzt und unerschrocken, als Kouli Chan war, auf einmal alle Lust benommen haben. Bey diesem aber dieneten sie nur, ihn noch mehr aufzumuntern. Er beharrte standhaft auf seinem Vorsatze, und das Glück belohnte seine Herzhaftigkeit. Er überfiel die Türken, brachte sie in Unordnung, und nahm ihnen ihr ganzes grobes Geschütz, nebst dem grösten Theile ihres Feld-Geräthes ab.

Nach diesem gewonnenen Siege erbot sich Kouli-Chan, mit den Türken Frieden zu machen. Aber die Bedingungen, unter welchen sie denselben anzunehmen gesonnen waren, klangen nach seinen Gedanken gar nicht recht vortheilhaft. Er entschloß sich also, den Krieg mit allen Kräften fortzusetzen. Er vermehrete die Anzahl seines Kriegs-Volkes, und theilete sein Heer in zween Haufen, jeden von sechzig tausend Mann. Einen davon schickte er nach Babylon, um die Belagerung dieser Stadt zu unternehmen, und mit dem andern nahm er den Türken dasjenige ab, was sie von den in Armenien und in Georgien eroberten Ländern noch übrig hatten.

Kouli-Chan ließ sich an derjenigen Hülfe nicht begnügen, die er aus Persien selbst hernahm. Er suchte unter den Ausländern noch allerhand nöthigen Beystand. Durch seine Wohlthaten zog er eine grosse Anzahl Europäer an sich, worunter sich Ingenieure, und erfahrne Officiere befanden. Bey diesen erkundigte er sich nach den Kriegs-Anstalten,

stalten, die unter den Christen gebräuchlich sind, und nach ihrer Art zu streiten. Dieses weise Verfahren verhalf ihm nach der Zeit zu den Siegen, die er gewann. Sie waren von so grosser Wichtigkeit, daß sie die ganze Türkey in die größte Unruhe versetzten. Bey einer einzigen Gelegenheit richtete er ein Kriegs-Heer von hundert tausend Mann beynahe ganz und gar zu Grunde. Dabey ging es auf solche Art zu:

Kouli-Chan hatte erfahren, daß die Ottomannischen Kriegs-Völker bis über hundert tausend Mann vermehret worden waren, und daß der Groß-Herr dem Heerführer, der über sie gesetzt war, den Befehl ertheilet hatte, die Persianer anzugreifen. Er seines Theils achtete es nicht für rathsam, eine Schlacht zu wagen, deren Ausgang zweifelhaft war, und in einem Tage ihm alles wiederum entwenden konnte, was er in etlichen Feldzügen gewonnen hatte. Er nahm seine Zuflucht zu einer Kriegs-List, und bedienete sich auf eine geschickte Art des Unterrichts, den ihm die Europäer, die er zu sich beruffen, ertheilet hatten. Er stellte sich, als fürchtete er sich für einem Angriffe, und zog sein Kriegs-Volk von den ebenen Feldern, worauf es sich gelagert hatte, zurück. Den größten Theil davon vertheilte er an enge Oerter, und in hohle Thäler. Daselbst stellte er sie auf eine solche Weise, daß sie die Eingänge davon einnahmen. Er ließ sie nur auf eine ganz geringe Art verschanzen, die weiter keinen Nutzen haben solte, als daß sie die Türken noch mehr in Irrthum verführete. Tiefer hinein in die engen Thäler ließ er Minen anlegen,

legen, woran man mit eben so grosser Verschwiegenheit als Emsigkeit arbeitete. Das grobe Geschütz, welches dazu bestimmt war, daß man mit dessen Hülfe die Minen springen lassen wollte, und daß der Untergang der Türken dadurch vollständig gemacht würde, war von den Hügeln herunter zwischen Gebüschen und Sträuchern aufgepflanzet. Die Zelter in diesem Lager wurden mit lauter solchen Dingen angefüllet, die den Soldaten aufhalten, und locken sollten, Beute zu machen.

Die noch übrigen Kriegs-Völker theilete Kouli-Chan in zween Haufen. Den einen ließ er durch hohle Wege einen grossen Umschweif nehmen, und schickte ihn ab, daß er sich in einem Holze festsetzen sollte, neben welchem die Türken bey ihrem vorzunehmenden Angriffe vorbey gehen musten. Mit dem andern Haufen stellte er sich auf eine Anhöhe, von welcher er mit seinen beyden Flügeln eine Gemeinschaft haben, und zu ihren Bewegungen Befehl ertheilen konnte. Ueber dieses machte er noch gehörige Anstalt zu einem sichern Rückzuge, woferne es ihm etwan mit dem gemachten Entwurfe nicht nach Wunsche gelingen sollte.

Durch diese listigen Veranstaltungen ließ sich das Türkische Kriegs-Heer verführen, und sahe sie für nichts anders, als für einen zuverläßigen Beweiß von der Schwäche der Persianer an, daher es ihnen ganz leicht werden würde, den Feind zu überwinden. Den zweyten des Brachmonats setzte sich das ganze Ottomannische Kriegs-Volk, mit dem groben Geschütze, unter der Anführung des Bassa

Abdal-

Abdallah, in Bewegung, um die Persianer anzugreifen. Kouli-Chan ließ zwölf tausend Mann zu Pferde ausrücken, welche sich nach den Türken umsehen sollten, und von der Reuterey des Abdallah sehr lebhaft angegriffen wurden.

Nach einigen Scharmützeln ergriffen die Persianer die Flucht. Kouli-Chan zog sich selbst zurück, und verließ die Anhöhe, wo er sich mit dem Ueberreste seines Kriegs-Heeres hingestellet hatte. Das Heer des Groß-Herrn, dem nun das Herz noch mehr wuchs, verfolgte die Persianer in die engen Pässe, und hohlen Thäler, wo Kouli-Chan den größten Theil seiner Völker vertheilet hatte. Die Türken drangen mit Gewalt in die Verschanzungen, ihre Feinde hingegen liessen sich aus denselben verjagen, und setzten ihre Flucht nach demjenigen Orte fort, wo die Minen sich befanden. Daselbst bemächtigten sich die Türken des Lagers, und betrachteten es als ein sicheres Kennzeichen ihres Sieges. Ihre Soldaten begaben sich schon Haufenweiß in die Zelter, und machten darinnen ihre Beute, als plötzlich der Haufen Persianischer Kriegs-Völker, welcher in dem Holze stund, aus demselben hervorrückte, und die Türken mit grosser Heftigkeit im Rücken angrif. Zu gleicher Zeit ging Kouli-Chan über die Anhöhe herab wiederum auf sie los, und grif sie von forne an. Eben denselben Augenblick wurde das grobe Geschütz, das auf den Hügeln aufgepflanzet war, mit aller Gewalt abgefeuert, welches die Minen anzündete, und eine so entsetzliche Wirkung that, daß mehr als der dritte Theil von dem Ottomannischen Kriegs-Volke in die Luft

flog.

flog. Das übrige von diesem Kriegs-Heere, welches wider das Kriegs-Volk stritte, das Thamas Kouli-Chan selbst anführete, oder das aus dem Holze hervorgekommen war, wurde ganz und gar geschlagen.

Auf diesen so vollständigen Sieg erfolgeten allerhand überaus ansehnliche Vortheile Die Türken geriethen darüber in die gröste Bestürzung, und liessen sich geneigt finden, den Frieden unter solchen Bedingungen, wie man sie ihnen vorlegte, anzunehmen. Auf der andern Seite gewann der Sieg dem Kouli-Chan vollkommen die Herzen der Persianer. Sie betrachteten ihn als denjenigen, der ihren Verlust wiederum ersetzte, und das ganze Reich wieder herstellete, und dessen Erhalter genennt zu werden verdienete. Er nahm sich vor, die damaligen vortheilhaften Umstände zu seinem Nutzen anzuwenden. Er glaubte, einen Thron, den ihm sein günstiges Glück anzubieten schien, dürfe er eben nicht ausschlagen. Besonders brachte er einen jedweden Großen des Reichs auf seine Seite, sodann rufte er eine zahlreiche Versammlung zusammen, worinnen sich alle diejenigen befanden, welche er zu gewinnen sich hatte angelegen seyn lassen. Daselbst trug er alles dasjenige vor, was er zum Ruhme der Persianer bis anher gethan hatte. Er erzählte, was für Mühe er sich gegeben, und wie sauer er es sich hätte werden lassen. Er stellte vor, was für Gefahr er ausgestanden hätte, und endlich schloß er seine Rede damit, daß er sagte, er wolle nunmehro das Amt eines General-Feld-Marschalls, und seine übrigen Aemter niederlegen,

legen, um den Ueberrest seines Lebens in Ruhe zuzubringen. Die Großen, welche Kouli-Chan sich zu Freunden gemacht hatte, und die es vollkommen wohl wußten, wie sie das angezeigte Vorhaben ihres Generals sich zur Ruhe zu setzen verstehen sollten, verwarfen seinen Vorschlag; Und nachdem sie ihm für sein gutes Verhalten große Lobsprüche beygelegt, und sich im Namen aller Persianer für die Vortheile bedanket hatten, die er der Nation verschaffet hatte, so baten sie ihn inständigst, er möchte nicht nur das Amt eines Ober-Befehlshabers über das Kriegs-Heer behalten, sondern auch die Krone und die Würde eines Schachs, als eine rechtmäßige Vergeltung für seine viele Arbeit übernehmen.

Kouli-Chan war viel zu klug, als daß er die Anerbietung, die man ihm that, gleich annahm. Er weigerte sich mit vieler Bescheidenheit, die Krone anzunehmen, und versicherte, daß er sich eines Gutes, das ihm nicht von Rechtswegen gehörete, nimmermehr anmassen würde. Die Grossen antworteten ihm, daß Persien, da es ihm seine Erhaltung zu danken habe, ihn auch mit vollkommenem Rechte zu seinem Oberhaupte wählen könne. Diese Vorstellungen waren immer noch nicht genug, den Kouli-Chan zu einem festen Schluße zu bringen; Er verlangete, man sollte ihn zu Annehmung des Thrones zwingen, und behauptete immer noch, er nähme ihn lediglich und allein aus Gefälligkeit gegen diejenigen an, die ihn bäten, denselben zu besteigen. Hiermit ward er also unter dem Namen Sofi Nadir zum Könige ausgerufen.

sen. Da er sich einmal in dem Besitze der Krone sahe, so war er nunmehro auch auf Mittel bedacht, wie er sich dieselbe auf immer versichern möchte. Er glaubte, es sey für ihn vortheilhaft, wenn er mit den Türken Frieden machte. Diesen brachte er auch in kurzer Zeit zu Stande, und in einem von den vornehmsten Artickeln des Friedens-Vergleiches erkannte der Groß-Herr den Kouli-Chan als König und Sophi von Persien, und machte sich anheischig, ihn wider alle diejenigen, die ihn etwan beunruhigen, oder ihm den Besitz des Reiches streitig machen wollten, auf seinem Throne zu schützen.

Bis auf den Zeitpunkt, da Kouli-Chan den Frieden mit den Türken in Richtigkeit gebracht, hatte er die Russen bey guten Gedanken erhalten, und ihnen Hofnung gemacht, daß er den gemeinschaftlichen Feind zugleich mit ihnen angreifen wolle. Seine Absicht war, sich ein vortheiltes Bündniß mit ihnen zu versichern, woferne er es etwan nicht so weit brächte, daß er mit der Pforte einen Vergleich, der ihm vortheilhaft wäre, schliessen könnte. So bald als es ihm mit seinem Vorhaben gelungen war, bekümmerte er sich nicht mehr um die Europäer, und sahe es gelassen an, daß sie in einen beschwerlichen Krieg verwickelt waren. Man mag ihm wohl mit Rechte nachsagen, daß er bey dieser Gelegenheit eine sehr feine Staats-Klugheit bewiesen habe.

Eben diejenigen Ursachen, die den Kouli-Chan bewogen hatten, mit den Türken Frieden zu machen,

chen, brachten ihn dahin, daß er dem Mogol den Krieg ankündigte. Er glaubte, Krieg sey für ihn, um sich auf dem Throne zu erhalten, noch vortheilhafter, als Friede. Nur wollte er einen Krieg, wobey er nicht so gar viel wagte. Die Türken waren gar zu gefährliche Feinde. Hiernächst wurden sie durch einen feyerlichen Vergleich diejenigen, die ihm sein Ansehen gewähreten und unterstützten. Demnach wendete er seine siegreichen Waffen gegen den Mogol, und mit einem einzigen Treffen gewann er beynahe sein ganzes Reich.

Es ist dir schon bekannt, was die Siege dieses besonders großen Mannes für Folgen nach sich gezogen haben; Für mein Vorhaben ist es genug, daß ich dir die Staats-Veränderungen von Persien beschrieben habe, durch deren Hülfe er auf den Thron gekommen ist. Gleichwie man sich im gemeinen Leben gar oft ein Vergnügen daraus macht, wenn man unter die Geschichte berühmter Eroberer etliche Mährgen mischen kann, also hat es auch weder in den Abendländern, noch auch sogar im Morgenlande an Leuten gefehlet, die von der Geburt und dem Vaterlande des Kouli-Chan tausenderley erdichtete Erzehlungen ausgebracht haben. Manche haben gesagt, er sey von Geburt ein Schottländer; Andere haben behauptet, er sey aus Burgund gebürtig. Einige haben ihn zu einem Albanier machen wollen. Eigentlich ist er aus Virsa gebürtig, einer Stadt, die dem Groß-Sultan gehört, und folglich war er ein gebohrner Unterthan desselben. Er kam als ein sehr junger Mensch aus seinem Vaterlande weg, und wurde bey dem Prinzen

zen Thamas Bedienter. Nach und nach erhob er sich, durch seinen Verstand und tapfern Muth, von den allerniedrigsten bis zu den höchsten Aemtern.

Beynahe scheinet es, als brächte nur das Morgenland solche sonderbare Menschen, wie den Kouli-Chan hervor. Es haben noch verschiedene andere Personen darinnen gelebet, die eben so berühmt geworden sind, und die sich aus einem niedrigen Stande bis auf die höchste Stufe des Ruhmes erhoben, und verschiedene grosse Reiche in ihre Gewalt bekommen haben. Tamerlan war ein eben so wunderbarer Mann, als Kouli-Chan, und vielleicht kann man ihm noch mehr Tugend nachrühmen. Denn er hatte seine Größe bloß und allein seiner Tapferkeit zu danken, da der Sophi hingegen sie zum Theil durch seine Treulosigkeit erlanget hatte. Ohngeachtet er es sehr klug und behutsam anfing, da er den Prinzen Thamas, und seinen Sohn, als rechtmäßige Besitzer des Reichs, um die Krone brachte, so hat er es dadurch doch keinesweges verhüten können, daß seinem Ruhme nicht ein ansehnlicher Schandfleck zugefüget worden ist. Der ganze Unterschied, der sich nach meinen Gedanken zwischen dem Miriweys und dem Kouli-Chan findet, bestehet darinnen, daß jener ein verhaßter Missethäter, und ein grausames Ungeheuer, dieser hingegen ein geliebter Verbrecher, und geschickter Staatsmann war. Das Verbrechen mag vor den Augen eines Weltweisen noch so sehr ver-

kappt werden, so bleibet es doch allemal ein Verbrechen *. Lebe wohl.

Ispahan —

Der vier und neunzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Westphalen, in welchem ich seit etlichen Tagen herumreise, ist in meinen Augen das allergeringste Land in dem ganzen Deutschlande. Beynahe gerathe ich auf die Gedancken, als ob die Beschaffenheit der Himmels-Gegend in die Gemüths-Art der Leute einen grossen Einfluß habe. Die Einwohner von Westphalen kommen mir, überhaupt davon zu reden, weder liebenswürdiger, noch freundlicher, als das Land selbst vor, welches sie bewohnen. Sie sind ziemlich gute Soldaten; Aber die Gaben des Verstandes, und die Wissenschaft, die sich bey den übrigen Deutschen findet, darf man unter ihnen gar nicht suchen. Auf die Pferde-

* Seit beynahe dreyßig Jahren, da diese Briefe geschrieben, und zum erstenmale gedruckt worden sind, ist Persien durch die bürgerlichen Kriege ganz und gar verwüstet und verheeret worden. Es siehet darinnen heut zu Tage so jämmerlich aus, daß man kaum noch die Plätze anzugeben weiß, wo ehemals die grösten Städte gestanden haben. Ziemlich drey Viertheile von Ispahan sind zu einem Steinhaufen gemacht worden, und man weiß bis itzt noch nicht, was für ein Ende diese Verwüstung, die nun schon über dreyßig Jahre gedauert hat, nehmen wird.

Pferdezucht, deren sie eine Menge haben, und worinnen beynahe ihr ganzer Reichthum bestehet, wenden sie viel mehr Mühe, als auf die Künste und Wissenschaften.

Drey Viertheile von Westphalen sind ein Raub der Tyranney und des Geitzes etlicher kleiner Weltlicher und Geistlicher Fürsten. Diese besitzen immer einen grossen Stolz, und haben dazu nicht viel Einkünfte. Daher sind sie mehr darauf bedacht, wie sie Mittel ausfindig machen, wodurch sie ihren armen Unterthanen das Ihrige nehmen, als wie sie ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Die kleinen Fürsten in Deutschland haben sich etwas lächerliches angewöhnt, welches darinnen bestehet, daß sie es unaufhörlich wiederholen, die Franzosen wären arm. Ich dächte aber, da sie selbst Reisen nach Frankreich thun, so sollte dieses Vorurtheil unter ihnen aufhören. Es befindet sich nicht leicht ein Herzog und Pair zu Versailles, der nicht vor seine Person allein mehr Einkünfte, als ein halbes Dutzend deutsche Hoheiten hat. Der einzige Herzog von Boufters bekommt vom Hofe einen jährlichen Gehalt von zweymal hundert tausend Livres; Und dieser ist immer noch nicht einer von den allerreichsten Herren. In den Häusern Villeroi, Villars, Antin, u. s. w. erstrecken sich die Einkünfte bis auf eine Million. Der gemeine Adel ist in gewissem Verhältniße eben so wenig arm, als diejenigen Familien, die mit dem Hofe in Verbindung stehen. Die Städte in den Provinzen sind vollkommen wohl gebauet, die Häu-

ser prächtig mit Hausrathe versehen, Pferde, Wagen, und Bedienten auf eine feine Art bestellt und unterhalten. Wem gehören diese Häuser, dieser Hausrath, diese Bedienten, und Wagen? Amerikanern, oder Franzosen? Ich muß es dir, werthester Yn-Che-Chan, offenherzig bekennen, daß ich, als ein Chineser, mich nicht einen Augenblick besinnen würde, mein ganzes Leben bey den Franzosen zuzubringen, die für so arm, und alles Vermögens beraubet ausgegeben werden. Ich würde daselbst eine vortreflich gute Wohnung, und einen herrlichen Tisch finden. Bey den Westphälischen Edelleuten aber, die in ihren Gedanken, und in ihrer Einbildung reich, und mehr mit Hochmuthe, als mit Gelde versehen sind, würde ich eingesalzenes Rindfleisch zu essen, schlechtes Bier zu trinken, und zu dem Hausrathe in meinem Zimmer weiter nichts, als eine alte Tapete haben, deren Werth in ihrem Alterthume bestünde.

Ein gewisser grosser Herr in Deutschland *, der es gewohnt war, tausend Mährgen von dem Zustande Frankreichs erzählen zu hören, hat sich nicht enthalten können, über die lächerlichen Erzählungen, die man davon hat, seinen Spott zu treiben. In Deutschland, spricht er, wiederholen wir es unaufhörlich, daß die Franzosen in elenden Umständen sind. Wenn dieses arme Leute heissen, die auf eine solche Art, wie sie, leben, so würde ich vollkommen zufrieden seyn, wenn ich nicht reich wäre, und nur alle die Bequemlichkeiten genösse, welche sie zu geniessen haben.

Die

* S. Les Memoires de Pöllnitz, in der Beschreibung von Straßburg.

Die Ursache, warum der meiste Theil der Deutschen, und besonders die Leute in Westphalen, von den Umständen der Franzosen, eine so gar schlechte Meynung hegen, ist besonders diese, weil sie weiter keine Franzosen zu sehen bekommen, als etwan einige, die auf gut Glück in der Welt herum wandern. Diese geben sich insgemein, wenn sie zu den Deutschen kommen, einen falschen Namen, nehmen den Eifer für die Religion, oder einen Zweykampf zum Vorwande, warum sie ihr Vaterland verlassen haben, erzählen tausenderley lächerliche Mährchen, und geben sich, indem sie die Leute um eine freywillige Gabe ansprechen, für Anverwandte der vornehmsten Häuser im Königreiche aus. Noch ein anderer Umstand, der die Deutschen bey ihren Vorurtheilen unterhält, ist dieser, daß sie den Franzosen nicht recht gut sind. Die langen Kriege, die sie mit ihnen gehabt haben, konnten freylich nichts anders, als eine heftige Verbitterung hinter sich lassen, da sie besonders, ohngeachtet der ansehnlichen Vortheile, die sie zu manchen Zeiten davon getragen haben, immer nicht sonderlich gut für sie abgelaufen sind. Die beyden weltbekannten Schlachten bey Höchstädt, und Ramilli, oder Ramelies, haben es doch nicht hindern können, daß nicht Philipp der Fünfte König von Spanien worden ist. Ludwig der Vierzehende hat sein Reich mit vier grossen Ländern, Flandern, Hennegau, Hoch-Burgund, und Elsaß, auf Kosten des Oesterreichischen Hauses vergrößert. Zuletzt sind auch noch die beyden Königreiche, Neapolis und Sicilien, durch einen Prinzen aus dem Hause Bourbon in Besitz genommen worden. Es ist gar nicht anders zu ver-

muthen, als daß die Unterthanen es sich auch annehmen, wenn ihrem Landesherrn allerhand Kränkungen wiederfahren; Und so bald als eine Nation anfängt, auf eine andere eifersüchtig zu werden, setzet sie ihren Vorurtheilen weiter keine Schranken. Man muß sich sehr stark in der Weltweißheit geübet haben, wenn man an Leuten, die man nicht lieb hat, das Gute von dem Bösen unterscheiden soll. Zwar giebt es wohl noch Deutsche, die ihren Feinden Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber die Anzahl von diesen ist um einen guten Theil geringer, als anderer, die alles, was ihnen nachtheilig seyn kann, ohne die geringste Prüfung annehmen. Die Streitigkeiten der Landes-Herren haben in den wechselsweisen Haß der Unterthanen einen so grossen Einfluß, daß man gar deutlich siehet, wie die Deutschen die Franzosen mehr, oder weniger lieben, in wie ferne ihre Landes-Herren mit ihnen mehr oder weniger auszumachen gehabt haben. Die Bayern haben sich seit den letztern Kriegen so ziemlich friedsam und verträglich gegen die Franzosen bewiesen. Die Pfälzer sind ihnen, wie es scheinet, heut zu Tage weit mehr, als in den vorigen Zeiten gewogen. Vielleicht werden in zehen Jahren die Sachsen und Preussen an ihre Stelle treten. Es bedarf hierzu weiter nichts, als das von gewissen Staats-Absichten sich herleitende gute Verständniß zwischen ihren Landes-Herren, und dem Könige in Frankreich.

Es kommt mir sehr seltsam vor, werthester Yn-Che-Chan, daß sich doch die Freundschaft der Menschen so gar leicht in Haß, und umgekehrt

der Haß so gar leicht in Freundschaft verwandelt, ohne dazu einen andern Grund, als den Geschmack und die Vortheile ihres Fürsten zu haben. Hat nun wohl ein kluger Weltweiser etwan unrecht, wenn er sie wie Puppen ansiehet, die in Drat gezogen werden, und deren verschiedene Stellung auf den Willen desjenigen ankommt, der sie ziehet? Ist dieses nicht wunderbar? Ein Franzoß soll deßwegen nicht weiter Achtungswerth seyn, weil sein König heute anders denkt, als er vor ohngefähr sechs Monaten gedacht hat?

Ueberhaupt zu reden verhalten sich die Franzosen in Ansehung der Deutschen auf eine ganz vernünftige Weise. Sie mögen mit ihnen Krieg führen, oder Frieden haben, so lassen sie ihnen allemal Gerechtigkeit wiederfahren, und pflegen ihnen ihre guten Eigenschaften ohne alle Wiederrede beyzulegen. Sie lieben dieselben so gar noch weit mehr, als die übrigen Ausländer. Sie halten viel auf sie wegen ihrer Gelehrsamkeit, wegen ihrer Tapferkeit, wegen ihrer Offenherzigkeit, und wenn sie an ihnen Fehler tadeln sollen, so thun sie es allemal auf eine höfliche und bescheidene Weise. Wie gut wäre es, wenn die Franzosen sich in Ansehung ihrer andern Nachbarn, und besonders der Engelländer, eben so vernünftig verhielten. Hier fallen sie täglich und stündlich in den Fehler, den sie an den Deutschen auszusetzen haben. Sie verwerfen einen Haufen Sachen, ohne zu wissen, warum; Sie geben einer jeden Erzählung sogleich ohne alle Prüfung Beyfall, wenn sie dazu dienet, daß gewissen Nationen, die sie weiter nicht, als aus den

ungegründeten Nachrichten, oder lächerlichen Lästerreden etlicher unter ihren Landesleuten kennen, ihr guter Name geschändet, und ihre guten Eigenschaften verringert werden.

Ich erinnere mich, daß ich einmal zu Paris mit einem Franzosen sprach, der ein sehr verständiger Mann, aber wider die Engelländer ganz entsetzlich eingenommen war. „ Sie schimpfen, sagte ich zu „ ihm, über alle Maasen auf Leute, die Sie nicht „ kennen. Ist es möglich, bey so vortreflichem „ Verstande, als Sie wirklich haben, in einen so „ lächerlichen Fehler zu gerathen? Sagen Sie „ mir doch ohnmaßgeblich, warum Sie eigentlich „ die Engelländer hassen? Weil die Engelländer, war seine Antwort, auf die Franzosen einen Haß geworfen haben. Was? sagte ich, „ müssen Sie denn in Frankreich ungereimte Sachen vornehmen, und sich lächerlich machen, weil „ man dort in Engelland albern handelt, und daselbst in demjenigen, was die Franzosen betrift, „ gröstentheils sich also verhält, als ob man keine „ gesunde Vernunft habe? O da sind doch die „ Morgenländer um einen grossen Theil klüger als „ die Europäer, wenn es auf die Vorurtheile ankommt, die sie von andern Völkern hegen. Sie „ haben für kein einziges weder vorzüglich vor einem andern eine blinde Liebe, noch auch einen „ ungegründeten Haß. „ Ich mochte dem Franzosen noch so vernünftige Vorstellungen machen, so war ich doch mit diesen allen nicht vermögend, ihn von seiner Meynung abzubringen. Er blieb dabey, daß er sich von den allereinfachsten Begriffen ent-

fernen wollte, weil andere Leute, welche hundert Meilen von Paris wohnen, eben so verkehrt, als er, zu denken pflegten.

Mit den Leuten in Westphalen habe ich unterschiedene Unterredungen gehabt, die ziemlich derjenigen ähnlich waren, welche ich dir eben itzt beschrieben habe. Aber es ist mir dabey eben nicht besser gelungen. Es würde so gar noch um einen grossen Theil leichter seyn, einen Franzosen von seinen Vorurtheilen abzulenken, als einen Westphälinger. Der erste hat lange keinen so harten Kopf, er hat mehr Höflichkeit, und ordentlicher Weise einen lebhaftern Verstand. Ueber dieses hat es allemal seine Richtigkeit, und man kann sich sicher darauf verlassen, daß wohlverdiente Leute in Frankreich vielen Beyfall finden. Der Haß gegen die Engelländer mag so arg seyn, als er will, so wird doch in der ganzen Welt nicht leicht ein Land seyn, wo **Locke**, **Newton**, **Clarke**, **Baco**, und andere gelehrte Engelländer mehr, so sehr gelobet werden. Eben diejenige Billigkeit, welche die Franzosen nöthiget, der Geschicklichkeit einer Nation, der sie nicht gut sind, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, kann sie vielleicht wohl etwan mit der Zeit auch dahin bringen, daß sie eine Untersuchung anstellen, ob alle die Fehler, die sie an derselben finden, auch wirklich Grund haben. Dieses aber haben sie bis hieher noch nicht gethan.

In Westphalen giebt es beynahe eben so viele verschiedene Religionen, als Fürsten. Man trift daselbst Protestanten, Lutheraner, Katholicken,

 Ana-

Anabaptisten, Juden an. Man darf es keinesweges der Gelehrsamkeit der Geistlichen zuschreiben, daß alle diese verschiedenen Arten von Glaubens-Lehren hier oder da angenommen worden sind. Es rühret vielmehr von der Bereitwilligkeit und Unwissenheit des gemeinen Mannes her, welcher wenig oder gar nichts von der Weltweißheit und Gottesgelahrtheit verstund, und sich ohne Wiederrede und ohne alle Schwierigkeit dasjenige bereden ließ, was ihm seine Seelsorger vorpredigten. Zu der Zeit, da die Lutherische Lehre anfing in Deutschland sich auszubreiten, und in Sachsen die Gottesgelehrten sich durch ihre Schriften Anhänger zu verschaffen suchten, bekehrten in Westphalen die Dorfprediger und Pfarrherren ihre Kirchkinder dadurch, daß sie Bier unter sie austheilten. Sechs Kannen Bier richteten bey der Bekehrung eines Westphälischen Einwohners weit mehr, als alle Beweißgründe Luthers, und die ganze Redekunst des Melanchtons aus.

Die Leute in Westphalen sind den Sachsen, ihren Nachbarn, nicht sonderlich gewogen. Sie halten dieselben für geputzte, süße Herren, das heißt aber, für gar zu artig und liebenswürdig. Es wird allemal für die Sachsen ein Glück seyn, wenn sie es so machen, daß sie von den Leuten in Westphalen ewig gehaßt werden.

Ich werde meine Sachen also einrichten, daß ich so bald, als es mir möglich ist, aus diesem Lande wegkomme, wo ich an statt gelehrter Leute weiter nichts, als Roßkämme finde, oder an statt

gesitt-

gesitteter und gesellschaftlicher Menschen, wie ich sie bisher in Frankreich, und in Deutschland gehabt habe, mit lauter solchen Leuten umgehen muß, die mir durch die unaufhörliche Herrechnung ihrer Geschlechtsfolge lange Weile verursachen, die mich mit den Beweisen von ihrem Adel quälen, und es so arg machen, daß ich unter der Last ihrer sechzehen Ahnen unterliege. Ich kann es kaum erwarten, daß ich nach Sachsen komme, wo ich wieder Leute finden werde, die der Hochachtung, und der Aufmerksamkeit eines Weltweisen würdig sind, in dessen Augen die Wissenschaften, die Künste, und die Tugend einen weit höhern Werth haben, als alle die alten halb verschimmelten Titel, die weiter keinen Nutzen haben, als daß man daraus sieht, es gebe Länder in der Welt, wo man sich eben so sehr angelegen seyn lässet, die alten Stammväter der Menschen zu wissen, als man in der Tartarey bemühet ist, sich die Geschlechts-Register der Pferde bekannt zu machen. Wenn ich unter diesen zwo Nationen, deren eine so abgeschmackt als die andere handelt, eine wählen sollte, so würde die Wahl ganz sicher auf die Tartarn fallen; Immassen die Geschlechts-Register der Pferde doch noch ihren Nutzen haben, und ordentlicher Weise ein Beweiß von der Güte der Pferde sind. Hingegen bekräftiget es die tägliche Erfahrung mit der größten Zuverläßigkeit, daß der alleralteste Adel nicht das allermindeste beyträgt, die Leute tugendhaft zu machen, und daß gegen einen Edelmann, der dem Ruhme seiner Vorfahren keine Schande ist, ziemlich dreyßig herumgehen, die den Ihrigen keine sonderliche Ehre machen. Man sollte es fein mit

ihnen

ihnen, wie die Tartarn mit ihren Pferden machen, wenn sie aus der schlagen, und sie wie unnütze Schindmähren verkaufen. Wie viel Edelleute würden da nicht in ganz Europa herum in dem Karren gehen müssen? Lebe wohl.

Münster —

Der fünf und neunzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Dreßden, wo ich seit einigen Tagen angekommen bin, ist eine ziemlich wohlgebauete Stadt, und war sonst regelmäsig befestiget. Sie ist die ordentliche Residenz des Churfürstens von Sachsen, der vor diesem auch zugleich König von Pohlen war.

Nach meinen Gedanken sind die Sachsen in ihrer Lebens-Art unter den Deutschen die allergesittetsten, und besitzen die herrlichsten Kräfte des Verstandes. Wenigstens haben sie eine bessere Aussprache, als die übrigen Deutschen, die es selbst insgesammt gestehen, daß man in Sachsen die Deutsche Sprache am allerreinsten redet.

Die hohen Schulen in diesem Lande sind mit vortreflichen Gelehrten reichlich versorgt, die wegen ihrer Wissenschaften in ganz Europa berühmt sind. Dreßden ist nicht die einzige Stadt, wo feine Lebens-Art, Liebe zu den Wissenschaften, und

zu den schönen Künsten herrschet. Eben diese guten Eigenschaften, und vortrefliche Gemüths-Gaben trift man beynahe in allen Städten von Sachsen an. In Leipzig wird die vorzüglichste gelehrte Monats-Schrift unter allen, die in Europa zum Vorscheine kommen, gedruckt. Dieses Buch allein ist im Stande, eine Nation, die es herausgegeben hat, in der Welt berühmt zu machen. Was für Schätze findet man nicht in dieser vortreflichen Schrift? Man kann sie mit gutem Grunde für die Geschichte des menschlichen Verstandes ansehen, wenn er in seiner schönsten Gestalt betrachtet wird.

Seit langer Zeit genieset Sachsen die Ehre, daß es die grösten Männer, die sich in Deutschland finden, hervorgebracht hat. Doch nicht nur etwan in den Wissenschaften hat es Leute, die sich vor andern hervorthun, sondern auch eben dergleichen in den freyen Künsten aufzuweisen. Cranach, ein berühmter Sächsischer Mahler, hat es zu seiner Zeit den geschickten Meistern in Italien gleich gethan. Und der berühmteste Tonkünstler, den Europa seit einiger Zeit gehabt hat, ist zu Dreßden gebohren.

Ich habe dir in meinen Briefen bereits etwas davon gesagt, wie die Lutherischen Lehrsätze in Deutschland eingeführet worden sind. Du weissest, was für Antheil die Sachsen an dem guten Fortgang hatten, den diese Religion in ganz Deutschland gewann. Ihre Liebe gegen den Luther hat sich gar nicht vermindert; Und mehr als zwey hundert Jahre haben der Ehrfurcht, welche dieser

Reli-

Religions-Verbesserer sich erworben hatte, nicht den geringsten Abbruch gethan. Die Einwohner von Wittenberg achten es sich für eine eben so große Ehre, daß sie die ersten gewesen sind, die seine Lehre auf ihrer Hohen Schule empfangen haben, als wenn sie alle Deutschen fromm und tugendhaft gemacht hätten. Sie bilden sich noch immer viel darauf ein, daß sie die Gräber Luthers, und seines Schülers Melanchtons in ihrem Tempel haben. Sie bezeigen gegen diese Gräber eine so große Ehrerbietung, daß ich, wenn ich von einem Sachsen einen Schwur anzunehmen hätte, viel lieber sähe, wenn er mir seinen Eyd bey dem verstorbenen Luther, als bey sonst einer andern Sache ablegte. Ich könnte mir dabey die sichere Rechnung machen, daß er sich nicht unterstehen würde, falsch zu schwören. Warum soll man auch, wenn man die Sache recht betrachtet, den Sachsen die Ehrerbietung für übel halten, die sie gegen das Andenken Luthers bezeigen? Sie sehen ihn für einen großen Mann an, der sie von dem Joche des Aberglaubens befreyet hat. Ist es nicht ganz natürlich, daß sie für ihn eine solche Hochachtung hegen, die sich bis zu der höchsten Verehrung erstrecket? Es sind schon in den vorigen Zeiten sehr verständige Völker in der Welt gewesen, bey welchen das Andenken grosser Männer so sehr in Ehren gehalten wurde, daß sie dieselben, gleich ihren Gottheiten, zu Zeugen von der Wahrheit ihrer Rede anruften. Die Nasamonen schwuren bey den Männern, die bey ihnen für die allergerechtesten und rechtschaffensten Leute geachtet worden waren, indem sie die Hand auf ihre Gräber legten. Was für Hochachtung bezeigen

zeigen wir nicht in China gegen den berühmten Confucius? Gehen wir nicht in Ansehung dieses Mannes eben so weit, als die Sachsen in Ansehung Luthers? Und haben wir nicht guten Grund, das Andenken eines Mannes, dessen Anweisungen uns den Weg der Tugend bekannt gemacht, und die sichersten Mittel, uns davon nicht zu entfernen, gegeben haben, mit der grösten Hochachtung zu verehren? Was für ein Gut ist wohl schätzbarer unter den Gütern, deren die Sterblichen theilhaftig werden können? Ist es nicht billig und recht, solchen Menschen, die der Welt weit mehr Nutzen schaffen, als alle diejenigen Götter, die blos in der Einbildung der Leute bestehen, die sich für ihnen furchten, und sie anbeten, ohne sie zu kennen, göttliche Ehre zu erweisen? *

Da die Sachsen so gar eifrige Anhänger Luthers sind, so musten sie freylich über die Religions-Veränderung des Groß-Groß-Vaters von dem gegenwärtigen Churfürsten in die äuserste Betrübniß gesetzet werden. Dieser große Monarch muste allerdings alle diejenigen vorzüglichen Eigenschaften an sich

* Die Vorsehung, oder wenn man es so nennen will, ein ungefährer Zufall hat das Grab Luthers gegen alle Feinde, die es haben zerstören wollen, immerfort erhalten. Die Spanier wurden durch Karln den Fünften, als er die Stadt Wittenberg in seiner Gewalt hatte, daran gehindert. In dem letztern Kriege, da die Stadt Wittenberg dreymal belagert worden ist, sind die Häuser darinnen bis auf die Hälfte von den Bomben über den Haufen geworfen, und die Kirche, wo sich das Grab Luthers befindet, beynahe ganz und gar zerstöret worden. Aber das Grab hat davon gar keinen Schaden gelitten. Diese Kir-

sich haben, die er wirklich besaß, damit eine solche Entschliessung ihm die Freundschaft und Zuneigung seiner Unterthanen nicht ganz und gar entwendete. Zu ihrem grösten Verdruße sahen sie die Wiedereinführung einer Religion, zu deren Abschaffung sie den ersten Grund gelegt zu haben sich rühmeten. Die Furcht, es möchte so weit kommen, daß sie in der Zukunft neue Kräfte gewönne, und eben so sehr empor käme, als sie ehedem gewesen war, machte ihnen viele Unruhe. Ihr Landesfürst ließ sich angelegen seyn, ihnen durch die allertheuersten Versicherungen diese Furcht zu benehmen. Diese mehr als einmal wiederholten Versprechungen waren nicht im Stande, ihren Verdacht zu verbannen. Inmittelst kann man wohl sagen, daß ihr Argwohn völlig ohne Grund war. Denn dieser Fürst hat wohl niemals im Sinne gehabt, die Religion seiner Unterthanen zu ändern. Er war viel zu gerecht, und dachte viel zu billig, als daß sein Wille gewesen wäre, dem Gewissen derselben Gewalt anzuthun. Dieses ist ein Fehler, der an einem Tyrannen, oder Wahnsinnigen und schwärmerischen Kopfe, keinesweges aber an einem so Einsichtsvol-

len

che, wovon nur noch etliche Stücken Mauern stehen geblieben sind, die man brauchen konnte, haben die Sachsen ziemlich wieder aufgebauet. Man kan nicht in Abrede seyn, daß die Sachsen sich nicht so gut, als die Jansenisten und Molinisten, auf Wunderwerke verstehen. An dem Grabe des Heil. Paris, oder des Heil. Ignatius, hätte dergleichen Umstand sich nicht ereignen dürfen. Was für trefliche Meisterstücke der Redekunst würden da nicht öffentlich im Drucke erscheinen, um mit den stärksten Gründen darzuthun, daß dieses ein großes und merkwürdiges Wunderwerk genennet zu werden verdiene?

len und billigen Fürsten statt finden konnte. Vielleicht waren die Sachsen nur darum so unruhig, weil sie den Folgen nachdachten, welche dieser Vorfall künftig einmal nach seinem Todte nach sich ziehen würde. Sie fürchteten sich mehr wegen des zukünftigen, als wegen des gegenwärtigen Unglücks. In diesem Falle kann es gar leicht kommen, daß ihre Gedanken nicht ungegründet gewesen sind.

Es ist beynahe unmöglich, daß sich nicht in einer langen Reihe von Regenten dieser und jener finden sollte, der sich von den Geistlichen einnehmen läßt, oder selbst in einen falschen Eifer für seine Religion verfällt. Wehe hernach solchen unter seinen Unterthanen, die nicht seinem Glauben zugethan sind! Europa hat zu allen Zeiten mehr, als zu viele traurige Beyspiele von Verfolgungen aufzuweisen, welche keine andere Ursache zum Grunde gehabt haben, als das ausschweifende Verlangen, Leute zu bekehren. Wenn die Fürsten allemal so dächten, wie sie eigentlich ihrem Stande gemäß denken sollen, so würden sie es daran genug seyn lassen, daß sie ihre Unterthanen hier in dieser Welt glücklich machten; übrigens würden sie sich wenig darum bekümmern, wie es ihnen dermaleinst in jener Welt ergehen möchte. Mich dünkt aber, an statt so zu denken, wie es gekrönten Häuptern gemäß ist, beschäftigen sie sich mit den schwärmerischen Gedanken solcher Gottesgelehrten, welche jedermann bekehren wollen.

Es giebt noch andere Begebenheiten, die dem Lutherischen Glauben über lang oder kurz ganz und

gar in Sachsen ein Ende machen können. Woferne sich der Fürst zu einer Religion bekennet, die dem Glauben seiner Unterthanen entgegen gesetzet ist, so bleibt er nicht lange ohne Leute, die sich zu seiner Parthey schlagen. Er hat bey allen Hofleuten herum seine Mißionarien, welche die Leute mit einem weit größeren Nachdrucke überreden, als die allerberühmtesten Kirchenlehrer. Der Ehrgeitz, das Verlangen, dem Fürsten zu gefallen, die Hofnung zu allerhand Belohnungen, kurz, fast alle die stärksten Leidenschaften predigen den Großen am Hofe die Lehre des Fürsten, und überreden sie mit leichter Mühe.

Es ist gar nicht zu vermuthen, daß nicht in der Zeit der Regierung von sechs Landes-Fürsten, alle großen Herren im Staate ganz und gar die Religion geändert haben sollten. Die Staats-Veränderungen, die sich in Europa zugetragen haben, beweisen die Wahrheit dieses Satzes mehr als zu deutlich. Seit dem zweyten Könige sind in Schweden keine Katholischen Edelleute mehr zu sehen gewesen. In Frankreich hat unter dem dritten Könige der ganze Adel die Protestantische Lehre verlassen. Diesen Beyspielen könnte ich noch verschiedene andere beyfügen. Uebrigens machen die Deutschen Edelleute eben nicht mehr Schwierigkeit, zu der Religion ihres Fürsten zu treten, als die übrigen Völker Ich habe es dir schon in einem von meinen Briefen gemeldet, daß die Hessen dreymal ihren Glauben geändert haben, um die Religion ihres Landes-Herrn anzunehmen.

Wenn einmal die Vornehmen in einem Staate die Religion des Prinzen angenommen haben, so müssen die gemeinen Leute schlechterdings über lang oder kurz ihrem Beyspiele nachfolgen. Niemand will es gern mit einer Seckte halten, welcher der Adel nicht zugethan, die bey dem Fürsten unangenehm ist, und die ihn vom Hofe, und von den Großen entfernet. Die Eitelkeit hat in dem Herzen eines Menschen aus dem Bürger-Stande einen eben so großen Eindruck, als bey einem Edelmanne. So bald als eine Religion weiter keine Anhänger, als das gemeine Volk hat, so kommt sie nach und nach in Verfall. Und dieses geschiehet nirgends eher, als in einem Lande, wie Deutschland, wo man vornehmen Herren sehr grosse Ehre erweiset.

Die Unterthanen mögen auch noch so sehr vorbauen, daß die Religion des Landes-Herrn nicht etwan sich mit der Zeit gar zu sehr ausbreiten möge, so können sie es zwar wohl eine Zeitlang verhindern, ganz und gar aber können sie es doch nicht verwehren. Sie tritt nach und nach, und dieses gleichsam unvermerkt über die Schranken, womit man sie umzäunet; Und man siehet es endlich mit vieler Verwunderung, wie weit sie, ohne daß es jemand wahrgenommen hat, gekommen ist. Woferne man es vor ohngefähr sechzig Jahren den Sachsen gesagt hätte, daß sie in ihrem Lande von Römisch-Katholischen Geistlichen öffentliche Religions-Uebungen würden zu sehen haben, so hätten sie es vielleicht nicht geglaubet. Jetziger Zeit ist in Dreßden eine ganz ansehnliche Katholische Kirche, worinnen ohngefähr zwanzig Jesuiten den Gottes-

dienst verrichten, welche die vor etlichen Jahren verstorbene Königinn von Pohlen sehr schützte. Sie stehen immer noch an diesem Hofe in großem Ansehen, immassen sie nicht nur des regierenden Churfürsten, sondern auch aller Prinzen und Prinzeßinnen Beichtväter sind. Wer weiß, ob nicht die Nachkommen der itztlebenden Sachsen eine noch weit seltsamere Veränderung erleben, die die gegenwärtigen Einwohner für Mährgen achten würden, wenn man sie ihnen voraussagen wollte. Bey allem diesen aber werden sie vielleicht eben nicht weniger glücklich, oder ruhig leben. Wenn die Religions-Veränderungen in einem Staate unvermerkt, und ohne alle gewaltsame Mittel vor sich gehen, so kann man sie beynahe den alten Moden gleich achten, die von neuem wiederum aufkommen. Vor Zeiten verrichteten die Sachsen ihr Gebet zu der Gottheit in lateinischer Sprache. Hernach glaubeten sie, es wäre nicht recht, wenn sie dieses anders, als in deutscher Sprache thäten. Es kann gar wohl geschehen, daß sie ihren alten Gebrauch wieder hervorsuchen, und lateinisch beten. Was verschlagen diese verschiedenen Gebräuche einem Menschen von gesundem Verstande? Tugendhaft seyn, das höchste Wesen fürchten und lieben, das ist der Grund aller vernünftigen Religionen. Die äuserlichen Ceremonien sind etwas, das nicht zu dem Wesen der Religion gehört. Sind sie wohl so viel werth, daß darüber die Ruhe des Staats gestöret wird? Und hätten die Menschen wohl jemals anders gedacht, wenn sie nicht entweder durch Betrüger, oder durch Ehrgeitzige gestöret worden wären, die sich auf eine schalkhafte Weise der Re-

ligion

ligion als eines Vorwandes zur Beförderung ihrer Absichten bedieneten *.

Wenn man sich die Mühe nehmen will, alle die Religions-Kriege, die in Europa entstanden sind, aufmerksam zu prüfen, so wird man sehen, daß sie eben so lächerlich, als strafbar gewesen sind. War wohl die Frage, ob ein Geistlicher sich verheyrathen dürfe, oder ob er in einem unverehelichten Stande leben müsse, von solcher Wichtigkeit, daß auch nur ein einziger Mensch deßwegen sein Leben einbüßte? Und was für eine Menge Bluts hat man gleichwohl ihrentwegen in Deutschland vergossen? Unter der Zeit, da Luther sich mit der Nonne, die er aus dem Kloster herausgeholet hatte, die Zeit vertrieb, überschwemmeten ganze Ströme von Blut drey Viertheile Europens; Blinde, unvernünftige Leute schlugen einander todt, weil es der eine Theil verhindern wollte, daß die Geistlichen keine rechtmäsigen Eheweiber haben sollten, und der andere Theil hingegen schlechterdings dieses durchzusetzen gesinnet war. Warum überließ man es ihnen denn nicht, unter sich selbst über diese Frage ein Urtheil abzufassen, oder warum entschied man die Sache nicht einmüthig auf solche Weise, daß diejenigen, welche zu heyrathen Lust hätten, Weiber nehmen, und andere, die es entbehren könnten, ihren freyen Willen haben möchten? Zur Noth konnte man es auch noch den letztern, wenn sie sich anders dazu entschlössen, erlauben, daß sie es jenem alten Euro-

* Diese Sätze sind so beschaffen, daß sich viel darwider einwenden liesse, wenn es der Raum verstattete, wiewohl es auch von andern bereits weitläuftig geschehen ist. Uebers.

päischen Kirchen-Lehrer nachthaten, der sich, um von den fleischlichen Versuchungen frey zu seyn, des Schermessers bediente. Es wäre allemal besser gewesen, wenn die Hälfte der Europäischen Geistlichen Weiber genommen, und die übrigen sich zu Verschnittenen gemacht, der Schmalkaldische Bund aber niemals Statt gefunden hätte.

Die Menschen, werthester Yn-Che-Chan, nehmen gar oft überaus verkehrte Sachen vor. Besonders aber gehen sie, wenn sie sich in Religions-Angelegenheiten verirren, viel weiter, als bey einer jeden andern Gelegenheit. Woferne jemand sich vornähme, ein Buch zu schreiben, worinnen alle Thorheiten, Ausschweifungen, Grausamkeiten, und Mordthaten beschrieben würden, wozu die Schwärmerey Anlaß gegeben hat, so würde man in der Geschichte aller Jahrhunderte Stof genug dazu antreffen. Das allerwunderbarste dabey ist dieses, daß die Menschen nach so vielen, und so oft wiederholten Vergehungen, auf welche allemal die entsetzlichsten Blutvergiessungen erfolget sind, immer noch weder klüger, noch vernünftiger werden wollen. Lebe wohl.

Dreßden ——

Der sechs und neunzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Bis hieher hat es, werthester Yn-Che-Chan sich immer nicht recht schicken wollen, daß ich dir von der Regiments-Form des Römisch-Deutschen Reiches etwas gesaget hätte. Ich habe dir nur etwan auf die allerkürzeste Art, die mir möglich gewesen ist, dasjenige gemeldet, was mir bey den verschiedenen Deutschen Nationen, die ich gesehen habe, am meisten in die Augen gefallen ist. Gegenwärtig aber will ich dir besonders meine Gedanken über die Verfassung eines Reiches melden, die sich sonst in keinem andern Staate auf dem ganzen Erdboden befindet.

Die Europäer können es selbst nicht sagen, ob das Deutsche Reich eine Monarchie, oder eine Aristokratie, oder eine Polykratie sey. Unterschiedene Schriftsteller, die besonders die Entscheidung dieser Frage zu ihrem Augenmerke gehabt haben, geben vor, seit dem das Römische Reich ein Wahl-Reich worden wäre, und die Churfürsten eine Gewalt erlanget hätten, welche ziemlich eben so groß, als die Gewalt desjenigen ist, den sie erwählen, so habe der Römische Kayser nicht Macht genug behalten, daß man ihn, als das gebietende Oberhaupt des Römischen Reiches ansehen könne. Sie sprechen, die Regiments-Verfassung desselben sey Aristokratisch, und was sich auf den gewöhnlichen Reichs-Tags-Versammlungen zutrage, dasselbe sey

hiervon ein überzeugender Beweiß: In allerhand Dingen sey die Gewalt zwischen dem Kayser, und den Churfürsten getheilet: Die übrigen Stände des Reichs hätten ebenfalls in gewissen Fällen an der obersten Gewalt vielen Antheil: Die Macht der Kayser sey durch die Kayserlichen Constitutionen, und durch die Capitulationen, welche einige Kayser den Churfürsten verwilliget hätten, eingeschränket worden; Immassen sie sich hierinnen auf eine feyerliche Art anheischig gemacht, daß sie in verschiedenen Gelegenheiten sie zu Rathe ziehen, und bey einigen andern ihre Einwilligung erwarten wollten; Welches besonders in allen solchen Geschäften Statt habe, die das Römische Reich angehen, wo der Kayser nichts nach eigener Willkühr verordnen darf, und wo er sich nach der Mehrheit der Stimmen richten muß.

Andere Schriftsteller geben alles, was diese erstern sprechen, für ungegründet aus, und behaupten, der Kayser sey ein unumschränkter Monarch. Sie sprechen, die Bestätigung, welche alle Churfürsten über ihre Vorrechte bey seiner Krönung von ihm fordern, sey ein Beweiß von seiner unumschränkten Gewalt. Diesem fügen sie noch bey, daß die in der Capitulation enthaltenen Sätze, worinnen der Kayser sich verbindlich machet, über verschiedene Haupt-Punkte ohne den Rath, und die Einwilligung der Churfürsten, und anderer Stände des Reichs nichts zu verordnen *, nicht angeführet werden könnten, um das Recht der unumschränkten Gewalt,

* S. l'Histoire de l'Empire par *Heiss*, Tom. II. Liv. IV. Chap. II. p. 11.

Gewalt, die mit seiner Würde verbunden wäre, zu zernichten. Denn dieses Recht ist auf eine solche Weise damit vereiniget, daß es, ohne der Kayserlichen Krone einen empfindlichen Stoß zu geben, gar nicht davon getrennet werden kann. Solchergestalt sind diese Vorbehaltungen, so zu sagen, weiter nichts, als daß in dergleichen Sachen die Ausübung eben dieses Rechtes gehemmet wird, welches, wie man gar nicht in Abrede seyn kann, ehedem gar nicht streitig gemacht wurde, und auch noch itzt nicht streitig gemacht werden kann, vermittelst desjenigen Rechtes, welches der Kayser an den vornehmsten Lehens-Gütern des Deutschen Reiches hat, wenn sie durch Mißhandlungen, oder Aussterbung der Erben keinen Besitzer mehr haben, womit er nach seinem Gefallen, auch zum Besten seiner eigenen Prinzen schalten und walten, und auf solche Art den wählbaren Zustand des Reiches in einen erblichen und auf männliche Nachkommen fallenden Zustand verwandeln kann. Folglich gehet es nicht an, aus dergleichen Vorbehaltungen zu schliessen, daß der Kayser nicht ein unumschränkter Regent ist, da es ja in der Christenheit mehr, als einen Monarchen giebt, der sich genöthiget siehet, in gewissen Fällen die Stände seines Reiches um ihre Meynung und Einwilligung zu fragen, es sey nun, auf welche Art es wolle, da der Unterschied bloß darauf ankommt, daß es in dem einen Reiche mehr, oder weniger, als in dem andern geschehen muß. Derhalben aber folgt dar-

aus immer nicht, daß man sagen könne, sie wären keine unamschränkte Monarchen.

Ist es nun schwer, werthester Yn-Che-Chan, zu wissen, wie weit sich eigentlich die Macht des Kaysers erstrecket, so ist es eben auch keine leichte Sache, zu wissen, worinnen sonst die Einkünfte der Kayser bestanden, und über welche Staaten sie heut zu Tage gewisse Rechte der Wiedervereinigung haben. Das Abendländische Reich hat seine Gestalt so oft verändert, der Umfang desselben ist gegenwärtig so verschieden von demjenigen, den es sonst hatte, daß es ganz unmöglich ist, unter der grossen Anzahl von Staaten und Städten, welche theils in Italien, theils in Deutschland das Joch des Reichs abgeschüttelt haben, diejenigen von den übrigen zu unterscheiden, die ihre Freyheit erkauft, oder eigenmächtig genommen haben.

Theodosius, der Beherrscher dieses großen Reiches, welches Julius Cäsar vier hundert Jahre vor ihm gestiftet hatte, theilte es noch vor seinem Todte unter seine beyden Söhne, Arkadius, und Honorius also, daß der erste das Abendländische, und der letztere das Morgenländische Reich bekam. Da diese beyden Prinzen den Thron bestiegen, waren sie noch sehr jung. Sie wurden von verschiedenen fremden Völkern angegriffen, und büßten viel von ihren Ländern ein. Das, was Honorius verlohr, war so ansehnlich, daß er seinen Nachfolgern beynahe weiter nichts, als den blosen Kayserlichen Titel übrig ließ. Sie behielten ihn eine gar kurze Zeit. Augustulus, der letzte von diesen

ihrer

ihrer Länder beraubten Kaysern, wurde durch den König der Heruler, Odoacer, ohngefähr funfzig Jahre nach dem Todte des Honorius gefangen genommen, und auf ein Schloß bey Neapel in Verwahrung gebracht. Dieser Odoacer stiftete in Italien das Reich der Heruler, das aber von gar kurzer Dauer war. Denn wenige Jahre nach dessen Stiftung drang Theodorikus, König der Ost-Gothen, mit Bewilligung des Zeno, Kaysers im Morgenländischen Reiche, in Italien ein, ließ den Odoacer nebst seinem Sohne hinrichten, und bemächtigte sich derselben Staaten. Seine Nachfolger behielten sie nicht länger, als acht und funfzig Jahre. Sie wurden durch den Belisar vertrieben, der im Namen des Morgenländischen Kaysers davon Besitz nahm. Aber nicht lange darnach nahmen die Longobarden den Griechen alles das, was Belisar erobert hatte, wieder ab, und behielten es so lange, bis endlich Karl der Große, König von Frankreich, Rom und Italien von der Sklaverey, unter welcher es seit mehr, als drey Jahrhunderten seufzete, frey machte, und den Kayserlichen Titel annahm. Nachdem dieser Fürst dem Abendländischen Kayserthume wieder aufgeholfen, und mehr als funfzig Jahre angewendet hatte, um ihm seinen vorigen Glanz, und ehemaligen Umfang wieder zu verschaffen, so verderbete er durch sein Testament alles dasjenige wieder, was er in der Zeit seiner Regierung gut gemacht hatte. Er theilte das Reich unter seine drey Söhne. Hierdurch schwächte er dasselbe, und setzte es in die Umstände, daß es in Gefahr war, wiederum in das Nichts, aus welchem er es gezogen hatte, zurückzufallen.

Die-

Dieses geschah auch, und die Länder des Römischen Reiches wurden nach und nach durch fremde Fürsten weggenommen, oder durch Kayser veräusert, die nicht Credit genug hatten, diejenigen Gelder aufzubringen, die zu der Behauptung ihrer Würde unumgänglich nöthig waren.

Dasjenige, was das Reich noch mehr in die Gefahr setzte, zu Grunde zu gehen, war die Veränderung der Gestalt und Verfassung, die man nach dem Todte Ludwigs des Vierten, des letzten Kaysers von dem Stamme Karls des Großen, darinnen vornahm. Die Deutschen Fürsten wurden unter einander wegen der Wahl eines Kaysers uneins. Nach einem blutigen Kriege wählten sie endlich einen; Aber sie wollten nicht zugeben, daß die Kayserliche Würde erblich bey seiner Familie bliebe; Sie bedungen sich das Recht, seine Nachfolger wählen zu dürfen. Immittelst behielt das Reich in diesen Zeiten, da man anfing Kayser zu wählen, ziemlich zwey hundert Jahre lang immerfort ein gewisses Ansehen einer erblichen Regierungs-Folge; Und so lange als es in den Händen der Sächsischen, Fränkischen, und Schwäbischen Familien war, wurden die Kayser allemal aus eben diesen Häusern genommen. Aus dem Sächsischen Hause wurden hinter einander fünfe, aus dem Fränkischen viere, und aus dem Schwäbischen ebenfalls fünfe gewählet.

Nach dem Todte dieser Kayser hatten ihre Nachfolger, ob sie schon von hoher Geburt waren, doch nicht Ansehen genug, um sich den Forderungen

gen der Römischen Bischöffe, oder Päbste zu widersetzen. Sie hatten wenig Kriegs-Volk, und noch weniger Geld. Es war ihnen also unmöglich, den Aufstand verschiedener Staaten, und besonders derjenigen, die sie in Italien besassen, zu hemmen, von welchen ihre Vorfahren bereits einen grossen Theil entweder eingebüßt, oder veräusert hatten, indem sie die Freyheit an Städte, die dieselbe kaufen wollten, verkauften, und sich nicht darum Kummer machten, ob das Reich zu Grunde ginge, wenn sie nur ihren Geldkasten füllen konnten. Es hat sich unter den Kaysern dieser und jener befunden, welcher alle Kayserlichen Ländereyen ohne Bedenken verkaufet haben würde, um die Länder seiner Familie zu vermehren, oder Reichthümer zu erwerben. Man hat das Beyspiel **Rudolphs** von Habspurg, der mit **Ottocarn**, dem Könige von Böhmen, Streitigkeiten auszumachen hatte. Er hatte sich aber auch gleich bey seiner Krönung auf das feyerlichste anheischig gemacht, eine Reise nach Jerusalem zu thun, und mit den bekannten **Kreutzzügen** wider die Sarazenen in den Krieg zu ziehen. Diese Gelübde, die ihn hinderte, den Krieg wider **Ottocarn** fortzusetzen, wollte er sich gern vom Halse schaffen. Damit nun der Pabst ihn von seinem Eidschwure loßsprechen, und denselben für null und nichtig erklären möchte, so übergab er ihm Romanien, und das Exarchat von Ravenna. Hiermit wurde die Erlaubniß, daß er nicht verbunden seyn möchte, eine thörichte Handlung zu vollstrecken, in der That sehr theuer bezahlt. Denn kann man wohl solche unvernünftige Reisen, welche die Europäischen Christen eine Zeitlang mit so entsetzlicher

Toll-

Tollheit nach Afrika, und nach Asien unternahmen, und die für sie allemal theils sehr traurig, theils ganz ohne Nutzen waren, anders als Thorheiten nennen? Eben dieser Rudolph sprach beynahe alle Städte in Italien von der Kayserlichen Hoheit frey. Er gab den Florentinern für sechs tausend Gold-Gülden, den Leuten in Siena um zehen tausend Dukaten, und der Stadt Lucca für zwölf tausend ihre Freyheit. Dieses Geld dienete ihm dazu, daß er Steyermark, Kärnthen, Böhmen, und die damit verbundenen Provinzen an sein Hauß Oesterreich brachte.

Verschiedene andere Kayser liessen sich die Erhaltung der Staaten des Römischen Reichs eben so wenig, als Rudolph angelegen seyn. Unter ihrer Regierung geschah es, daß ein gewisser Johann von Vico sich zum Herrn von Viterbo machte; ein gewisser Galeat sich des Besitzes von Malatesta, und seine Brüder von Rimini, Gentilli von Verano der Herrschaft über Camerino; Gui von Polenta über Ravenna; Johann Monfredy über Faenza, und Ludwig Alidosi über Imola anmasseten.

In diesen Zeiten der Unordnung und Verwirrung vergaßen auch die Venetianer ihre Vortheile nicht. Sie vereinigten mit ihrem Staate alles, was sie glaubten, es könne ihnen dienlich seyn. Der Römische Pabst erwieß sich eben nicht bescheidener, noch etwan uneigennütziger, als andere. Er war nicht nur allein auf seine eigenen Vortheile bedacht, sondern er half auch seinen Lieblingen in

die

die Höhe. Er machte Wilhelm von Gonzaga zum Oberherrn von Mantua, und Reggio. Er machte aus Padua ein Fürstenthum zum Besten Alberts Carara, und gab Ferrara an Obizo von Este.

Alle diese verschiedenen Entwendungen haben es so weit gebracht, daß das Römische Reich gar keine eigenthümlichen Länder mehr hat. Wenn die Kayser, die seit mehr als zwey bis drey hundert Jahren vermittelst derjenigen Staaten mächtig sind, die ihrer Familie zugehören, weiter kein Land besässen, als was ihnen die Würde eines Römischen Kaysers gäbe, so würden sie die allerärmsten und kleinsten Fürsten in Europa seyn. Die Kayserliche Würde müste dadurch nothwendig sehr verächtlich werden. Diejenigen, die man damit bekleidete, würden nicht etwan nur nicht im Stande seyn, den Kriegs-Völkern, welche zur Vertheidigung des Reichs, oder ihrer eigenen Person nothwendig sind, den erforderlichen Unterhalt zu geben; Sondern sie würden kaum Einkünfte genug haben, ihren Hof-Staat zu erhalten, und die dazu nöthigen Bedienten zu bezahlen. In dem ganzen Reiche ist heut zu Tage auch nicht eine einzige Stadt, die dem Kayser, als Kayser zugehöret. Das ganze Gebiete von Deutschland ist unter die Churfürsten, Bischöffe, Aebte, Fürsten, Grafen, Edelleute, und freyen Städte vertheilet. Es ist ein Gesetz vorhanden, worinnen die Verordnung stehet, daß der Bischof von Bamberg dem Kayser seine Stadt, um darinnen seinen Sitz zu haben, einräumen muß, woferne der Kayser nicht selbst gewisse Länder hat,

die

die ihm vermöge der Abstammung von seiner Familie zugehören.

Dem äuserlichen Ansehen nach sollte man denken, die Churfürsten müsten zu Vermehrung ihrer Macht, und ihres Ansehens solche Kayser wählen, die an sich selbst eine weit geringere Macht hätten, als diejenigen, die seit **Karln dem Fünften**, und auch schon einige Zeit vor ihm auf dem Kayserlichen Throne sassen. In solchem Falle würden sie nicht zu befürchten haben, daß sie ihrer Staaten beraubet, vor das Reichs-Gericht gestellt, und im Fall eines Ungehorsams ernstlich gestraft würden, wie dieses dem Landgrafen von Hessen, und dem Churfürsten zu Sachsen von **Karln dem Fünften**, und in dem itzigen Jahrhunderte dem Churfürsten in Bayern von dem Kayser Joseph wiederfuhr. Aber eine unumgängliche Nothwendigkeit, auf welcher die Sicherheit und Freyheit von ganz Deutschland beruhet, erfordert es, daß der Kayser ein mächtiger Herr sey, der ansehnliche Staaten besitzet, und mit seiner eigenthümlichen Macht sich den Feinden, die etwan in das Deutsche Reich eindringen möchten, wiedersetzen kann. Auf der einen Seite hat Deutschland an den Türken, und auf der andern an den Franzosen gar zu gefährliche Nachbarn. Die erstern sind schon einmal bis vor Wien gewesen. Wie würde es dem Deutschen Reiche ergangen seyn, wenn es nicht ein so mächtiges Oberhaupt gehabt hätte, welches im Stande war, solche fürchterliche Feinde aufzuhalten, und zurück zu schlagen? Die Franzosen haben

ben sich verschiedener Kayserlichen Städte, Straßburg, Hagenau, Kolmar, und endlich des ganzen Landes Elsaß bemächtiget. Haben sie nun den Deutschen an ihrer Freyheit Abbruch gethan, da sie einen mächtigen Fürsten zu ihrem Vertheidiger hatten; Was würde nicht alsdenn geschehen, wenn der Kayser weiter nichts, als die Stadt Bamberg besäße, und nicht gleich aus eigenen Kräften den Fortgang der Feinde hemmen könnte, welchen gar oft die Mißhelligkeit und Partheylichkeit der Churfürsten zu befördern pflegen.

Gegenwärtig hat es das Ansehen, als ob die Kayserliche Krone von dem Hause Oesterreich wegfallen werde, da der itzt regierende Kayser der letzte von dem itztgenennten Hause ist. Man mag bey dieser Veränderung noch so viel Klugheit und Vorsicht gebrauchen, so werden gleichwohl große und wichtige Begebenheiten nicht zu vermeiden seyn. Man würde davon um so viel grössere Gefahr zu befürchten haben, woferne etwan der itzige Kayser unglücklicher Weise sterben sollte, ehe noch sein Nachfolger ernennet würde. In solchem Falle könnte es wohl kommen, daß sich in Europa über den plötzlichen Todt des Kaysers ein Kriegs-Feuer entzündete, und Deutschland kann vielleicht viele Jahre lang der Schauplatz blutiger Auftritte werden *. Lebe wohl, liebster Yn-Che-Chan.

Dreßden ——

Der

* Dieses schrieb ich ein Jahr vor dem Todte des Kaysers Karls des Sechsten, des letztern Erz-Herzogs von dem Hause Oesterreich. Was ich damals voraussagete,

Der sieben und neunzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

In meinem letztern Briefe, werthester Yn-Che-Chan, hast du gesehen, wie das Römische Kayserthum aus einem Erbreiche ein Wahlreich worden ist. Im Anfange dieser Veränderung hatten diejenigen Fürsten, die man Churfürsten zu nennen pfleget, das Recht einen Kayser zu ernennen, nicht allein; Alle die vornehmsten Reichs-Fürsten nahmen einen Antheil daran. Sogar die Unterthanen hatten zuweilen von dieser Ehre etwas zu geniessen, und die Abgeordneten der vornehmsten Städte hatten bey der Wahl ihre Stimme. Nach dem Todte Lothars des Zweyten begaben sich die Fürsten und grossen Herren im Römischen Reiche, die einige Zeit vorher den Unterthanen ihr Vorrecht genommen hatten, nach Coblenz, und suchten unter sich sieben Personen, drey Geistliche, und vier Weltliche aus, welchen sie alle ihre Rechte abtraten, und auftrugen, denjenigen, den sie für den Würdigsten achteten, zu einem Kayser zu erwählen. Diese neuen Wahlfürsten erhielten sich siebenzig Jahre lang, so oft eine Veränderung im Reiche vorging, bey dieser Art von Wahl, und da sie unter den Fürsten in Deutschland die Mächtigsten waren, so machten sie sich dieses Recht eigenthümlich,

ist leider zum Unglücke unzählicher Menschen, die in einem achtjährigen Kriege ihr Leben eingebüsset haben, richtig eingetroffen. Seit dem ist die Kayserliche Würde von neuem wiederum auf das Hauß Oesterreich gefallen.

lich, welches man ihnen anfänglich nur in einem einzigen Falle eingeräumet hatte. Endlich bestätigte der Kayser Karl der Vierte ihnen das Vorrecht, das sie sich seit einiger Zeit eigenmächtig angemasset hatten.

Die Churfürsten haben in ihren Staaten nach eignem Willen zu befehlen, und in vielen Stücken sind sie ganz und gar von der Kayserlichen Gewalt unabhängig; In andern aber sind sie derselben gleichwohl unterworfen. Folglich kann und darf man sie nicht als solche Fürsten ansehen, welche ganz und gar unabhängig sind. Sie können Gesetze anordnen, Geld schlagen lassen, Krieg ankündigen, und mit fremden Fürsten Bündniße schliessen. Dem ersten Ansehen nach sollte man meynen, ein Fürst, dessen Rechte sich so weit erstrecken, könne weiter gar nichts verlangen, um eine unumschränkte Macht zu geniessen. Aber alle diese Rechte der Churfürsten leiden allerhand Einschränkungen. Sie können zwar wohl Gesetze machen, und Abgaben anlegen; Indessen dürfen sie doch nicht die Zölle, und andere Anlagen, die durch Begünstigungen der Kayser verstattet, und welchen die Fremden unterworfen sind, erhöhen. Lassen sie Geld schlagen, so müssen sie es auf den Fuß setzen, wie es in dem Römischen Reiche in der gemeinen Ausgabe gilt. Eben so sind sie auch in dem Rechte, Krieg anzufangen, und Bündnisse zu schliessen, eingeschränket. Gesetzt, sie verbinden sich, um ihre Staaten zu erhalten, oder zu vermehren, durch irgend einen Vergleich mit einem auswärtigen Fürsten, daß sie die Neutralität beobachten, oder ihm beystehen

wollen, und dieser Fürst hat mit dem Reiche, oder mit etlichen Ständen desselben, einen Krieg, der sie verbindet, das Reich zu vertheidigen, so müssen sie in diesem Falle, ohngeachtet ihres Bündnißes, die festgesetzte Hülfe stellen, welche alle Reichs-Fürsten einander zu leisten schuldig sind. Vermöge der Reichs-Verordnungen, Gesetze, und allgemeinen Vergleiche sehen sich die Churfürsten in dergleichen Falle genöthiget, auf die bloße Anzeige, die dieserhalb an sie gelanget, ihren Beytrag an Gelde, oder an Kriegs-Volke zu liefern. Deßwegen darf man sie gar nicht dafür ansehen, als ob sie ihr Wort nicht hielten, oder dem getroffenen Vergleiche zuwider handelten. Sie haben sich durch einen vorherigen Eydschwur gegen das Reich verbindlich gemacht, und können mit andern Fürsten sich unter keiner andern Bedingung in einen Vergleich einlassen, als, daß sie jenem Eydschwure keinen Abbruch thun. Es hat sich mehr als einmal zugetragen, daß ein Churfürst, der ein Freund und Bundsgenoße der Franzosen war, Kriegs-Völker hatte, welche wider sie stritten. Freylich gab er dem Kayser und dem Reiche nur so viel Soldaten, als er unumgänglich zu geben genöthiget war.

Die Churfürsten behaupten, daß sie in gewissen Fällen das Recht haben, den Kayser abzusetzen. Dieses Recht gründen sie auf jenes, nach welchem sie ihn erwählen, und sprechen, wenn er frey und offenbar den Bedingungen zuwider handelt, unter welchen er die Kayserliche Würde erlanget hat, so sey er dieser Macht verlustig, die er nicht anders, als unter gewissen Bedingungen empfangen hätte.

Dem

Dem ersten Anblicke nach scheinet es der Wahrheit ziemlich gemäß zu seyn, daß die Churfürsten zu ihren Forderungen gegründete Ursache haben. Denn alle vernünftigen Leute geben zu *, daß gekrönte Häupter eben so gut, als gemeine Privat-Personen verbunden sind, ihr Wort zu halten, und daß sie zu der Beobachtung ihres Eydschwures gezwungen werden können. Dieses darf nun freylich nicht bey allen Gelegenheiten statt finden, wo sie sich durch ein Versprechen verbindlich machen, und das angezeigte Gesetz leidet allerhand Ausnahmen. Indessen wenn ein gekrönter Fürst sich mit deutlichen Worten erkläret hat, oder das Volk, so lange es noch frey ist, in Gestalt eines fortdauernden Gesetzes, oder durch eine stetswährende Capitulation dem Fürsten, welcher regieren soll, etwas aufleget, oder woferne etwan in seiner Krönungs-Urkunde dieses oder jenes eingerücket ist, welches deutlich beweiset, daß man den Fürsten zwingen, oder strafen kann, wenn er sein Wort nicht hält, und das Ver-

* Neque tamen id fit, ut jam ostendimus, quotiescunque rex promissis quibusdam obligatur: Sed tunc id fieri intelligendum est, sic ut expresse instituatur partitio, qua de re supra jam diximus, aut si quid populus adhuc liber futuro regi imperet per modum manentis praecepti, aut si quid additum, quo intelligatur, regem cogi, aut puniri posse. *Grotius de Jure Belli & Pacis* Lib. I. Cap. III. Tom. II. p. 125. Eben dieser Grotius hatte kurz vorher gesaget: Quid si addatur, si Rex fidem fallat, ut tum regno cadat? ne sic quidem imperium desinet esse summum, sed erit habendi modus imminutus per conditionem, & imperium temporario non absimile.

Versprechen, das er beschworen hat, verletzet, so wird er der Krone verlustig, die er nicht anders, als unter gewissen Bedingungen erhalten hat.

Den Gründen, die von Vergleichen herrühren, fügen die Churfürsten unterschiedene Beyspiele als eine Bestätigung bey. Heinrich der Vierte wurde abgesetzt, und zwar, welches noch das schlimmste war, auf ungerechte Weise durch die Ränke und heimlichen Anstiftungen eines Römischen Pabstes. Der Vorwand, warum man ihn absetzte, bestund darinnen, daß er die Pfründen ums Geld verliehe; daß er an statt der Fürsten und großen Herren Leute von schlechtem Stande, und von einem übelgearteten Gemüthe zu seinen Geheimen Räthen angenommen hätte; daß er die Vortheile des Reiches schlecht zu Herzen genommen; und daß er sich bemühet hätte, die Mitglieder desselben zu unterdrücken. Der Römische Pabst vereinigte seinen Bann mit der Absetzung der Churfürsten, und nachdem dieser unglückselige Kayser aus Harm und Elende gestorben war, so lag er fünf Jahre lang unbegraben. Ein trauriges Beyspiel von den seltsamen Abwechselungen des Glücks, und von der Schwäche solcher Völker, welche der Aberglaube verblendet! Vielleicht ist dieser Fürst der allergröste Herr gewesen, welcher jemals in der Welt gelebet hat. Kaum hatte er das zwölfte Jahr erreichet, so befand er sich bey einer berühmten Schlacht, die er wider die Ungarn gewann. Unter der Zeit seiner Regierung befand er sich bey zwey und sechzig Treffen, wo er beynahe allemal den Sieg davon trug. Seine Wohlthätigkeit war eben so groß,

als seine Tapferkeit. Seine Tafel war ordentlicher Weise mit Blinden, Gebrechlichen, Verwundeten, und Kranken besetzt. Er bemühete sich, seinen Unterthanen alle Güte, die ihm nur möglich war, zu erweisen. Man kann mit Grunde der Wahrheit sagen, daß er die vorzüglichsten Tugenden insgesammt in einem besondern Grade besaß. Gleichwohl stellte sich sein Sohn an die Spitze der Aufwiegler, und Wahnsinnigen, die der Römische Pabst aufgehetzet hatte, er machte sich den blinden Glauben, den die Leute an der Verordnung dieses Oberhaupts der Religion hatten, auf eine geschickte Weise zu Nutzen, und war das hauptsächlichste Werkzeug seiner Absetzung, und aller der Trübsale, die darauf erfolgten. Welcher Mensch kann nun wohl, wenn er anders gesunde Vernunft, und ein redliches Herz hat, sich enthalten, bey dem Anblicke so trauriger und schrecklicher Wirkungen des Aberglaubens, auszurufen: Wie lange werden noch die Europäer, die in ihren Gedanken so kluge Leute sind, die allerblödsinnigsten und verachtungswürdigsten Menschen bleiben!

Der Kayser Heinrich der Vierte ist nicht der einzige gewesen, den die Churfürsten abgesetzet haben. Adolph von Nassau hat eben dasselbe Schicksal gehabt. Aber dieser war es werth, immassen er das Reich durch seine üble Aufführung in die bedenklichsten Umstände versetzet hatte. Wenzeslaus wurde zwey und zwanzig Jahre nach seiner Erwählung ebenfalls abgesetzet. Man machte ihm den Vorwurf, er habe der Kirche den Frieden zu verschaffen sich nicht gehörig angelegen seyn

lassen. Dieser Vorwurf ist nach meinen Gedanken ziemlich übel gegründet. Man muß zu keiner Zeit von irgend einem Menschen, er sey, wer er wolle, etwas unmögliches verlangen; Noch viel weniger muß man dieses von einem Landes-Fürsten begehren. Thut man aber dieses nicht, wenn man begehret, daß er die Streitigkeiten der Geistlichen vergleichen, und alles das Uebel wieder gut machen soll, welches jene zu allen Zeiten, und einmal so, wie das andere, in allen den verschiedenen Religionen stiften werden? Sonderlich aber hat man dieses an den Römisch-Katholischen auszusetzen, es sey nun aus dem in ihnen befindlichen eitlen Stolze, oder Geldgeitze, oder aus der übermäsigen Leidenschaft, den Gewissen Zwang anzuthun, und andern Leuten zuzumuthen, daß sie mit ihnen einerley denken sollen. Der Vorwurf, den man dem Kayser Wenzeslaus machte, daß er das Mayländische Gebiete, und etliche andere Städte verkauft, daß er Leute, die nicht das geringste Verbrechen begangen hatten, entweder selbst, oder durch seine getreuen Diener ihres Lebens beraubet hätte, war noch von grösserer Wichtigkeit, als der erstere. Die Churfürsten, die über die unmenschlichen Grausamkeiten dieses Fürsten in die äuserste Wuth geriethen, versammleten sich, und thaten den Ausspruch, er sey der Kayserlichen Würde völlig unwürdig. Sie nahmen ihm dieselbe vermittelst eines feyerlichen Urtheils-Spruchs, der durch den Churfürsten von Maynz ausgesprochen wurde. Vielleicht willst du, werthester Yn-Che-Chan, gern wissen, wie dieses sonderbare und ausserordent-

dentliche Urtheil geklungen hat. Hier hast du es so, wie es gesprochen worden ist:

Im Namen des HErrn, Amen.

Wir **Johannes**, von GOttes Gnaden, Erz-Bischof der heiligen Kirche zu Maynz, Erz-Kanzler des Heiligen Römischen Reichs in Deutschland: Thun kund und zu wissen allen und jeden, gegenwärtigen und zukünftigen; Da sich seit langen Jahren allerhand grosse und verdrüßliche Zwistigkeiten wider die heilige Kirche erhoben haben ꝛc. ꝛc. Als haben wir uns im Namen unserer Mit-Churfürsten des Heil. Römischen Reichs, und in dem Unsrigen, theils wegen der oben angezeigten, theils wegen anderer überaus erheblichen Ursachen, genöthiget gesehen, daß wir den Herrn **Wenzeslaus** des Römischen Reichs, alles Kayserlichen Ranges, Würde und Staates beraubet, und entsetzet haben: Berauben und entsetzen ihn alles dessen Kraft unseres gegenwärtigen Ausspruchs nochmals, als einen unnützen, nachläßigen, verschwenderischen, und unwürdigen Vertheidiger des Heil. Römischen Reichs; Und eröfnen allen Fürsten, Herren, Rittern, Edelleuten, Städten, Landschaften, und Unterthanen des itztgenannten Heil. Römischen Reichs, daß sie von aller Lehns-Pflicht, und Eyd, die sie der Person des **Wenzeslaus** im Namen des Reichs geleistet haben, gänzlich losgesprochen sind ꝛc. ꝛc.

Ohngeachtet so unwidersprechlicher Beyspiele von Absetzung der Kayser durch Churfürsten, ist es

doch ein Satz, den man durchgängig im ganzen Römischen Reiche als richtig und gewiß annimmt, daß es in den alten und neuern Gesetzen und Constitutionen nicht den geringsten Grund habe, daß die Churfürsten ein wirkliches und wahrhaftes Recht besitzen, den Fürsten, dem sie einmal die Kayserliche Würde verwilliget haben, derselben wiederum zu berauben. Die vorzüglichsten Schriftsteller, die von dieser Frage gehandelt haben, sprechen ausdrücklich *: Die Folgerung, die man aus dem Rechte herleiten will, welches die Churfürsten haben, einen Kayser zu wählen, daß sie also auch berechtiget wären, ihn wieder abzusetzen, sey nicht richtig, immassen das Recht zu wählen ihnen durch die Kayserlichen Constitutionen eingeräumet wäre, da sie hingegen nicht im mindesten befugt wären, ihn abzusetzen. Sie fügen diesem bey, die Absetzung eines Kaysers sey eine Handlung, welche verhaßt scheine, man möchte sie auf einer Seite ansehen, auf welcher man wolle, und der Grund, wodurch man bewogen würde, es zu thun, möchte beschaffen seyn, wie er wolle. Diesen Gründen kann man freylich allerhand sehr nachdrückliche Einwendungen entgegen setzen. Kann man nicht sagen, das Recht der Churfürsten, einen Kayser abzusetzen, gründe sich auf das Recht der Wahl, und auf den Eydschwur wegen Beobachtung der Capitulationen? Und wenn die Churfürsten nicht die Macht hätten, die Verletzung derselben zu hindern, was würde es ihnen denn helfen, daß sie die Beobachtung derselben verlangen könnten? Wenn man ferner einwendet, es

* Reichs-Historie des Heiß, T. II. Buch 4. Hauptst. 2.

es sey in der Absetzung eines Fürsten, den man nur unter gewissen Bedingungen erwählet hat, etwas verhaßtes, so beruhet alles Schlimme auf der Seite desjenigen, der sein Versprechen nicht erfüllet, und die allerheiligsten Gesetze verletzet, und es fällt keinesweges auf diejenigen zurück, welche auf die Beobachtung derselben dringen.

Das, was eben diese Schriftsteller von der Nothwendigkeit der Einwilligung des ganzen Reiches zu Absetzung eines Kaysers festsetzen, scheinet mir noch viel mehr gegründet zu seyn, als alle andere Grundsätze, wodurch sie nach ihren Gedanken das Recht vernichten, das sich die Churfürsten anmassen wollen. Sie behaupten, daß alle andere Fürsten und Stände des Reichs, denen eine so wichtige Veränderung, als die Absetzung ihrer Oberhäupter ist, gar sehr viel angehet, auch nothwendig um ihre Einwilligung befragt werden müssen, und daß dergleichen etwas ohne dieselbe nicht Statt haben könne. Ich glaube, werthester Yn-Che-Chan, daß diese Forderung vollkommen gegründet ist. Denn die Churfürsten haben ja ursprünglich das Recht, einen Kayser zu wählen anders nicht, als durch Einwilligung der übrigen Fürsten erhalten, die es ihnen gutwillig abtraten, und dasselbe sonst eben so gut, als sie, zu geniessen hatten. Es hat freylich seine Richtigkeit, daß diese Macht den Churfürsten durch die Kayser bestätiget worden ist; Aber das hindert keinesweges, daß sie nicht ihrem Ursprunge nach von allen Fürsten herkomme. Nun haben sie aber dadurch, daß sie ihnen das Recht, ein Oberhaupt des Römischen

Reichs

Reichs zu wählen, überliessen, keinesweges ihnen auch die Macht verliehen, dasselbe, ohne sie um ihre Einwilligung zu befragen, wieder abzusetzen. Folglich haben die Churfürsten nicht dergleichen Gewalt, und haben auch niemals ein solches Recht gehabt, einen Kayser vom Throne zu stossen, ohne Einwilligung und Erlaubnis aller übrigen Fürsten und Staaten des H. R. Reichs. Haben sie dieses zu gewissen Zeiten gehabt, so ist es ein offenbarer Eingrif in die Vorrechte aller übrigen Stände gewesen. Zu solchen Zeiten haben sich Fürsten gefunden, die wider ein solches unrechtmäsiges Verfahren Einwendungen gemacht, und die Gültigkeit solcher Absetzungen nicht haben erkennen wollen. Selbst die Kayser haben ihre Wahl nicht für so gar rechtmäßig erkennen wollen, wenn dieselbe vermittelst der Absetzung eines andern geschehen ist. Albert, ein erwählter Kayser an statt Adolphs von Nassau, der aus gegründeten Ursachen des Reichs beraubet wurde, ließ sich nach dem Todte dieses abgesetzten Kaysers von neuem erwählen. Lebe wohl, lieber Yn-Che-Chan.

Dreßden —

Der acht und neunzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Ich habe mich, werthester Yn-Che-Chan, so genau, als es mir nur immer möglich gewesen ist, nach den feyerlichen Gebräuchen erkundiget, die

man

man bey der Wahl, und bey der Krönung eines neuen Kaysers zu beobachten pfleget. Ich habe darunter etliche überaus vernünftige, und sehr nützliche angetroffen. Manche hingegen sind nach meinen Gedanken der Sache nicht sonderlich gemäß, und wollen sich zu einer so feyerlichen Handlung gar wenig schicken. Ich bin gewiß versichert, daß die Churfürsten, wenn es auf sie ankäme, solche abgeschmackte Gebräuche schon vor langer Zeit unterdrückt haben würden. Aber ihr Alterthum hat sie bisher erhalten, und wird sie auch allem Ansehen nach in Zukunft noch länger erhalten. In Europa geniessen die Mißbräuche, die sich seit vielen Jahrhunderten festgesetzet haben, das Recht der Verjährung; Vornemlich findet man dieses in Deutschland, wo alles, was alt ist, auch Achtungswürdig ist, als eine Sache, die mit dem Adel etwas gemein hat.

So bald als das Römische Reich durch das Ableben eines Kaysers ohne Oberhaupt ist, thut es der Churfürst von Maynz den übrigen Churfürsten zu wissen, daß es nöthig sey, sich nach Frankfurt zu verfügen, und dem Deutschen Reiche einen neuen Gebieter zu geben. Nach der Reichs-Verfassung müssen sie sich in einer Zeit von drey Monaten daselbst einfinden; Und wenn sie es selbst aus einer gewissen rechtmäßigen Ursache persönlich nicht verrichten können, so sind sie verbunden, Gesandte dahin zu schicken, welche ihre Stelle vertreten.

Dieses erste Gesetz, liebster Yn-Che-Chan, achte ich für sehr vernünftig. Der kurze Zeit-Raum von drey Monaten verhindert die Unordnungen, die etwan durch eine gar zu lange Erledigung des Kayserlichen Thrones entstehen möchten; Desgleichen hindert er, daß nicht Kriegs-Anstalten vorgekehret werden, um etwan einen Theil der Churfürsten zu zwingen, daß sie sich nach der Meynung der andern richten sollen. Wenn es nicht unumgänglich nöthig gewesen wäre, den Fürsten so viel Zeit zu geben, als sie brauchen, um sich nach Frankfurt zu begeben, so würde es vielleicht nicht undienlich gewesen seyn, aus den dreyen Monaten, welche durch die Güldene Bulle bestimmet worden sind, nur einen einzigen zu machen. Eben diese Bulle enthielt die Verordnung, daß die Churfürsten, oder ihre Gesandten höchstens nur zwey hundert Menschen zu ihrer Begleitung haben sollten, unter welchen nicht mehr als funfzig mit Kriegs-Gewehr versehene Leute seyn durften. Diese kluge Einrichtung wird heut zu Tage nicht mehr beobachtet. Es giebt nicht leicht einen Churfürsten, der nicht mehr als fünf hundert Mann zu Pferde bey sich hätte. Diese Uebertretung der alten Verordnungen ist mit zweyerley Unbequemlichkeiten verbunden. Vors erste giebt sie den Churfürsten Gelegenheit zu einem ziemlich unnöthigen Aufwande, der so, wie alle andere, auf ihre Unterthanen zurückfällt. Zweytens ist auch dabey zu bedenken, daß, wenn von ohngefähr bey der Wahl eines Kaysers ansehnliche Mißhelligkeiten und Streitigkeiten vorfallen sollten, solche Churfürsten, die vermöge ihrer Staaten die meiste Macht besitzen, und

ein

ein grosses Gefolge bey sich haben, über die andern einen grossen Vortheil voraus haben würden.

Ohngeachtet man in den Constitutionen des Reichs alle mögliche Vorsicht gebrauchet hat, um Kriege und Uneinigkeiten zu verhüten, die vielleicht aus der Zwiespalt der Churfürsten, und aus der Verschiedenheit ihrer Meynungen entstehen möchten, so ist es doch beynahe unmöglich, daß es ganz und gar unterbleiben sollte. Man hat so gar, wie es scheinet, vorausgesehen, daß sich dergleichen etwas über lang oder kurz zutragen könne. Die Anstalten, die man bey allen Kayser-Wahlen getroffen hat, und auch itzt immer noch vorkehret, beweisen mehr als zu sehr, daß man überzeugt ist, wie leicht durch die Veruneinigung der Churfürsten sehr gefährliche Unruhen und Begebenheiten entstehen können. So bald als diese Reichs-Stände auf dem Rathhause der Stadt, oder dem sogenannten Römer, versammlet sind, müssen sie sich nach dem Innhalte der Gesetze anheischig machen, daß sie einander wechselsweise beystehen, keine ausländischen oder verdächtigen Personen in der Stadt dulten, und diejenigen, von welchen sie vielleicht wissen, daß sie sich eingeschlichen haben, hinausweisen sollen. Nach diesen ersten Vorkehrungen, welche sie so weit mit einander verbinden und vereinigen, als sich diese Fürsten verbinden und vereinigen lassen, machen sie noch unterschiedene andere, deren Absicht ist, den Unternehmungen solcher Mitglieder unter ihnen vorzubeugen, welche ihr Versprechen hintansetzen, und etwan offenbare Gewalt brauchen möchten. Dieses ist ein ziemlich deutli-

cher

cher Beweiß, wie wenig sie es für unmöglich halten, daß die Uneinigkeit, die sich unter sie mischet, nicht irgend in einen offenbaren Krieg ausschlagen könne. Sie lassen sich demnach durch die Obrigkeits-Personen, und durch die Befehlshaber der Soldaten des Orts einen Eyd ablegen, sie verpflichten die Bürger und alle Einwohner, daß sie auf die Sicherheit der Churfürsten bedacht seyn, und demjenigen unter ihnen beystehen sollen, der etwan durch diesen oder jenen von seinen Amts-Brüdern angetastet werden sollte.

Ehe die Churfürsten zu der Wahl des Kaysers schreiten, sind sie vermöge der Constitutionen, und alten Gebräuche verbunden, die Gesandten der ausländischen Könige und Fürsten aus der Stadt gehen zu lassen. Indessen ist es gar oft geschehen, daß sie sich von der Pflicht, dieser weisen Gewohnheit gemäß zu handeln, losgezählet haben, ob sie wohl eben in der Absicht angeordnet ist, wie jene, welche ihnen verordnete, unter ihrer Begleitung nicht mehr als funfzig gerüstete Männer zu haben. Nach Beschaffenheit der Umstände übertreten sie das Gesetz, und setzen es ganz und gar auf die Seite.

Nachdem die Churfürsten sich in der grossen Kirche versammlet haben, so fangen sie ihre Sitzung damit an, daß sie den Beystand des Himmels anrufen, und die Gottheit bitten, daß sie dieselben mit ihrem göttlichen Lichte erleuchten solle. Es ist ziemlich zu vermuthen, daß sie dasjenige, was sie zu solcher Zeit öffentlich thun, bereits vorlängst jeder besonders im Stillen gethan, und von dem

Himmel

Himmel denjenigen Beystand empfangen haben, den sie davon erwarteten. Denn sie wissen ihre Entschliessung schon im Voraus, und nichts ist vermögend, es dahin zu bringen, daß sie ihren Vorsatz ändern; Und wenn man drey tausend Lieder sänge, so würde dennoch kein einziger Churfürst von den Verbindungen abstehen, in welche er sich mit gewissen Fürsten schon zuvor eingelassen hat, ehe er sich nach Frankfurt verfügte. Eben dergleichen Gewohnheit beobachten durchgängig alle Europäer. Sie nehmen schon viele Monate zuvor in geheim mit einander Abrede, ehe sie sich bey einer Versammlung einfinden, worinnen sie diese oder jene wichtige Sache mit einander ausmachen sollen. Sodann ruffen sie den heiligen Geist um Beystand an. Vortrefliche Weise, sich vom Himmel Erleuchtung auszubitten, wobey man gleichwohl solche Anstalten macht, daß man derselben schnurstracks zuwider handelt, und sich verbindlich macht, blos und allein den Eingebungen und Vortheilen einer Parthey, mit welcher man es hält, gemäß zu handeln! Ich wünschte, werthester Yn-Che-Chan, daß die Europäer in blos bürgerlichen Geschäften, welche mit lauter Ränken, und heimlichen Verabredungen ausgemacht werden, alle diese unnützen Gesänge, und heuchlerische Gebete unterliessen. Im Grunde ihres Herzens ist es so gut, als wenn sie mit der Gottheit ein Gespötte treiben. Wenigstens sollten sie sich vor den Leuten einigen Zwang anthun, und nicht vor den Augen derer, welche die Aufrichtigkeit ihrer Wünsche, und die Würkung mehr als zu gut wissen, die man

von ihren Gebeten zu erwarten hat, eine solche Komödie spielen.

Ehemahls wohneten die Churfürsten, nachdem sie ihren Gesang gesungen hatten, einer so gut, als der andere, allen den Gottesdienstlichen Gebräuchen bey, die nach dem Gesange pflegen verrichtet zu werden. Seit der Trennung aber, die unter ihnen gegenwärtig in Ansehung der Religion herrschet, gehen die Protestantischen Fürsten nunmehr, so bald als die Messe ihren Anfang nimmt, aus der Kirche, und kommen nicht eher wieder, als bis sie zu Ende gebracht ist. Kommt dir, werthester Yn-Che-Chan, dieses nicht ziemlich seltsam vor, daß Leute, die einen Augenblick zuvor gemeinschaftlich zu der Gottheit gebetet haben, kurz darauf einander für Ketzer und solche Leute ansehen, die ihr einen unangenehmen, und so gar einen verwerflichen Dienst erweisen? Welche sind denn nun diejenigen, die sie unter dem angestimmten Gesange erleuchtet hat? Sollte sie wohl den Protestanten ihre Gnade mitgetheilet haben? Gleichwohl legen die Römisch-Katholischen den Gebeten derselben keine Kraft und Wirkung bey. Oder hat sie sich gegen die Katholicken gnädig erwiesen? Werden da wohl die Protestanten einräumen, daß der heilige Geist die Katholicken regieret?

Eben diejenige Ursache, welche die Churfürsten dahin gebracht hat, daß sie nicht mehr insgesammt einerley Gottesdienste beywohnen können, hat sie auch bewogen, daß sie den Innhalt des Schwures, den sie ablegen müssen, ehe sie zu der Wahl selber

schreiten, nicht auf einerley Art abfassen. Vermittelst dieses Eydes versprechen sie, daß sie weder auf die Ansuchungen, noch auf die Versprechungen, noch auf die Belohnungen irgend einer Person achten, sondern lediglich und allein denjenigen zum Kayser ernennen wollen, von welchem sie urtheilen, daß er diese Würde am allermeisten verdiene, und am geschicktesten sey, über die Christenheit zu gebieten.

Dieser Eyd begreift so nachdenkliche Bedingungen, und so schwer zu beobachtende Verbindlichkeiten in sich, daß diejenigen, die ihn aufsetzten, es für nöthig erachteten, ihm durch diejenigen, die man zu Zeugen bey der Beobachtung desselben anrufete, Nachdruck und Ansehen zu geben. Weil zu den Zeiten, da er gestiftet wurde, die Heiligen eben so viel Ansehen, als die Gottheit selbst, in Europa hatten, so ließ man es nicht dabey bewenden, daß man die Gottheit zum Gewährsmann desselben anrufte. Man zog auch den ganzen himmlischen Hof, den man in denselben Zeiten anbetete, dazu, und richtete es also ein, daß der Eydschwur sich mit den Worten endigte: So wahr mir GOtt helfe, und alle Heiligen. Seit dem aber haben die Protestanten den Dienst, den man in Europa solchen Menschen erwieß, welche der Aberglaube zu Untergottheiten erhob, zerstöret. Man muste daher den Heiligen ihren Abschied geben, sie ihren seligen Zustand in Ruhe geniessen lassen, und daran genug haben, daß man die Gottheit allein zum Zeugen der Aufrichtigkeit seines Herzens anrufte, weil sie allein siehet, was in dem menschlichen

Herzen ist. Was für einen gültigern Richter könnte man wohl ausser diesem finden, um von der Wahrheit, oder Falschheit eines Eydschwures den Ausspruch zu thun?

So bald als die Churfürsten einen Kayser ernennet haben, welcher abwesend ist, so lassen sie, ehe er öffentlich ausgerufen wird, Gesandte an ihn abgehen, die ihm von der Wahl Nachricht ertheilen, und ihn bitten müssen, daß er die Kayserliche Krone annimmt, und den Kayserlichen Thron besteiget. Ist er aber etwan gegenwärtig, und befindet sich in der Versammlung unter ihnen, so führen ihn die Churfürsten in die Kirche, und setzen ihn auf den Altar. Diese Feyerlichkeit ist nach meinen Gedanken ein wenig ungeziemend, und beleidiget so gar die Gottheit. Die Fürsten mögen noch so berühmt und groß seyn, als sie wollen, so dürfen sie doch niemals göttliche Ehrenbezeigungen geniessen. In Vergleichung gegen das höchste Wesen sind sie doch weiter nichts, als sterbliche Menschen, elende Geschöpfe, die es aus dem Nichts hervorgebracht, und sie auch wiederum jedesmal, so bald es ihm beliebte, in ihr voriges Nichts verwandeln könnte. Ist es nicht etwas sehr ungereimtes, daß man auf den Altar, das ist, auf den Thron, welchen die Menschen der Gottheit aufrichten, einen Menschen setzt, den sie wiederum in Staub verwandeln kann?

Wenn der Kayser wiederum von dem Altar herabgestiegen ist, so begleiten ihn die Churfürsten auf eine Bühne, wo sie sich mit ihm niedersetzen. Sodann

Sodann befiehlt der Churfürst von Maynz dem Ober-Dechant des Kapitels seiner Kirche, die Wahl öffentlich bekannt zu machen. Darnach geben die Trompeter das Zeichen zu dem Freuden-Geschrey, welches das Volk erhebet, und der Kayser wird von den Churfürsten insgesammt wieder zurück in seinen Pallast geführet.

Die Gebräuche bey der Krönung eines Kaysers sind nicht weniger zahlreich, und nicht weniger feyerlich, als bey der Wahl desselben. Ueberhaupt aber kann man davon mit gutem Grunde sagen, daß sie insgesammt ziemlich unnützlich sind. Denn so bald als der Kayser gewählt und öffentlich ausgerufen ist, geniesset er alle seine Rechte und Vorzüge. Seine Krönung ist weiter nichts, als eine bloße feyerliche Handlung, und es ist mancher etliche Jahre lang Kayser gewesen, ohne sich krönen zu lassen.

In den alten Zeiten geschah die Krönung der Kayser allemal zu Aachen. Nach der Zeit hat man gar oft diesem Gebrauche zuwider gehandelt. Immittelst ist es doch gewöhnlich, so oft dieses geschiehet, daß der Kayser und die Churfürsten ein Zeugniß ausstellen, worinnen sie sich erklären, daß die Krönung, wenn sie an einem andern Orte ausserhalb der Stadt Aachen vor sich gehet, der Kirche in derselben Stadt auf keine Weise zum Nachtheil gereichen könne und solle. Der Kayser läßt sich auch als Domherr bey eben dieser Kirche aufnehmen. Dieses ist, wie man saget, ein Gebrauch, der schon seit Karln dem Großen üblich ist.

Sollte es damit seine Richtigkeit haben, so dürfte ich beynahe glauben, der ehrliche Karl der Große habe sich deßwegen zum Domherrn machen lassen, weil er durch die Psalmen, die er in solcher Würde, nebst den übrigen Geistlichen, wie man versichern will, absang, dasjenige böse Beyspiel wieder gut machen wollte welches er seinen Unterthanen dadurch gegeben, daß er funfzehen Kinder ausser der Ehe gezeuget hatte. Dergleichen etwas ist zwar bey den Europäern vermöge ihrer Religion auf das strengste untersaget, indessen ist es bey ihnen eben so sehr gewöhnlich, als bey den Türken der Gebrauch Wein zu trinken. Doch, dem sey, wie ihm wolle, so hat es doch nichts desto weniger seine Richtigkeit, daß Karl der Große unter die Heiligen versetzet worden ist, und daß man in verschiedenen Kirchen ihm zu Ehren ein Fest feyert; Sollte man deßwegen nicht beynahe glauben, das Amt eines Domherrn lösche alle Sünden auf einmal aus? In solchem Falle halte ich es den Kaysern nicht für übel, daß sie sich dazu machen lassen, und die Aufnehmung unter die Mitglieder des Kapitels an der Haupt-Kirche zu Aachen wäre auf solche Art eine von den allerwesentlichsten Feyerlichkeiten bey ihrer Krönung.

Die Kleidungen, die man dem Kayser anziehet, sind gar nicht nach der gegenwärtigen Mode gemacht. Es sind alte, abgenutzte Kleidungs-Stücke, die man seit vielen Jahrhunderten in Nürnberg heilig verwahret, und mit vielen Umständen aus dieser Stadt herbeybringet. Diese Stadt hat die besondere Ehre, daß sie das Chorhemde, die Stola, die

die Schuhe, und kleinen Stiefeln verwahret, die vor Zeiten bey der Krönung der Kayser gebrauchet worden, und auch noch heut zu Tage zu diesem Gebrauche gewidmet sind. Die Stadt Aachen hebet ferner das Schwerd **Karls des Großen** sorgfältig auf, und schickt es ebenfalls zu der Krönung der Kayser nach Frankfurt. Die Geistlichen Churfürsten holen dasselbe von dem Altare, ziehen es aus der Scheide, und übergeben es dem Kayser mit folgenden Worten: **Nehmet dieses Schwerdt, und vermöge dieses Seegens bedienet euch desselben zu der Vertheidigung der Kirche Gottes, wozu seine Gütigkeit es bestimmet hat.** Wenn die Einsegnungen den Stahl härter und schärfer machen, so muß auf solche Weise der alte Säbel des guten ehrlichen **Karls des Großen** allemal einen höhern Grad der Güte bekommen, so oft ein neuer Kayser gemacht wird. Wäre ich Kayser, und müste dieses alte verrostete Eisen in meine Hände nehmen, so würde ich GOtt bitten, daß es in langer Zeit nicht wiederum eingesegnet werden möchte. Dieses würde ein Beweiß seyn, daß ich eine lange Reihe von Jahren die Kayserliche Krone trüge. Die Einsegnung des Schwerds **Karls des Großen** ist für die Kayser dasjenige, was das Conclave für die Römischen Päbste ist. Dergleichen Feyerlichkeiten können nicht eher, als nach ihrem Todte wiederum von neuem Statt finden. Wenn sie bey ihrer Krönung an diesen Umstand gedächten, so würde ihnen dieser feyerliche Gebrauch vielleicht nicht so angenehm vorkommen, als es dem Ansehen nach geschiehet.

Es ist schon ziemlich lange, werthester Yn-Che-Chan, daß ich von deinen Umständen gar keine Nachricht erhalten habe. Befreye mich doch, ich bitte dich gar sehr, von meinem Kummer, wegen deiner Person; Und bedenke, daß ein so zärtlicher, ein so aufrichtiger Freund es doch wohl verdienet, daß du ihn nicht in einer bangen Ungewißheit lässest. Lebe wohl.

Dreßden ——

Der neun und neunzigste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Bis hieher habe ich dir, liebster Freund, so viel mir möglich gewesen ist, die Sitten, die Gebräuche, und die Religion der neuern Persianer beschrieben. Gegenwärtig will ich dir etwas von den Gauren erzählen, welche die unglückseligen Reste der alten Einwohner von Persien sind, deren Ursprung und Religion ihres Alterthums wegen Hochachtung verdienen. Ich habe mich mit der grösten Sorgfalt nach allem demjenigen erkundiget, was die gelehrtsten Europäer in ihren Schriften von den Gauren angemerket haben. Ein Französischer Kaufmann, ein guter Freund von mir, hat mir allerhand Bücher, und vielerley Nachrichten verschaft, worinnen diese Sache mit vieler Gründlichkeit abgehandelt wird. Ich habe mich bey unterschiedenen sehr berühmten Persianern befragt; Ich habe

mit

mit den vornehmsten Gauren sehr häufige Unterredungen gehalten. Auf solche Weise glaube ich alle möglichen Anstalten getroffen zu haben, um bey dieser Sache in keinen Irrthum zu gerathen.

Die alten Einwohner von Persien hielten es, wie man vorgiebt, mit der Religion vernünftiger Weltweisen. Sie glaubten das Daseyn einer Gottheit, die sie für das höchste Wesen, für den obersten Gebieter, und unumschränkten Regierer des ganzen Weltgebäudes achteten. Der Dienst, den sie dieser Gottheit erwiesen, war völlig frey von jenen lächerlichen Aberglauben, welche unter dreyen Viertheilen der neuern Morgenländer heut zu Tage im Schwange gehen, und worüber die alten Griechen so gar eifrig hielten. Diese Meynung, die dem Glauben der Gauren einen so schönen Ursprung giebt, scheinet ganz offenbar und deutlich durch den alleraltesten unter den Europäischen Geschichtschreibern widerleget zu werden. „Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, spricht Herodotus *, mich nach den alten Gebräuchen der Persianer zu erkundigen, und ohngefähr folgendes davon in Erfahrung gebracht.„ Ehe ich noch weiter gehe, darf ich nicht vergessen, vorher zu erinnern, daß Herodotus hier als ein solcher redet, der das, was er erzählet, mit eigenen Augen gesehen hat. „Sie richten, fähret er fort, „weder Bildsäulen, noch Tempel, noch Altäre auf. „Sie haben vielmehr ihr Gespötte über Leute, die „dergleichen thun, und sprechen, daß es ein „Merkmal einer ziemlichen Thorheit sey, weil sie „nach

* Herodotus im ersten Buche.

» nach meiner Meynung nicht glauben, wie die
» Griechen, daß die Götter von Menschen gezeu-
» get werden. Sie haben die Gewohnheit, dem
» Jupiter auf den allerhöchsten Bergen zu opfern,
» und mit dem Namen Jupiter benennen sie das
» ganze runde Gewölbe des Himmels. Hernach
» haben sie auch der Venus Urania geopfert, und
» dieses Opfer von den Assyriern und Arabern ge-
» lernet. Die Assyrier geben der Venus den Na-
» men Mylitta, die Araber heissen sie Alitta, und
» die Persianer Mithra. Wenn nun die Persianer
» den Göttern, die ich angezeiget habe, opfern,
» so richten sie keine Altäre auf; Sie zünden kein
» Feuer an; Sie giessen weder Oel, noch Wein,
» noch sonst etwas ins Feuer; Sie bedienen sich
» weder der Pfeifen, noch der Blumenkränze, noch
» des Mehls. Sondern, wenn jemand diesen
» Göttern opfern will, so führet er das Opferthier
» an einen Ort, welcher nicht unrein ist; Auf
» seinem Kopfe hat er eine Priester-Mütze mit
» Myrthen umgeben, und rufet den Gott an, dem
» er sich vorgenommen hat, ein Opfer zu bringen.
» Demjenigen, welcher opfert, ist es nicht erlaubt,
» für sich ins besondere zu beten. Sondern gleich-
» wie er selbst in das Gebet der übrigen Persianer
» eingeschlossen ist, also muß er auch sein Opfer,
» und sein Gebet für alle Persianer überhaupt, und
» insonderheit für den König verrichten. Wenn
» er das Opferthier in Stücken zertheilet, und ge-
» kocht hat, so wirft er etwas von dem allerzar-
» testen und saubersten Kraute, das er finden kann,
» drüber weg. Besonders wird Klee dazu genom-
» men. Nach diesem stimmet der Magus, welcher

» gegen-

„ gegenwärtig ist, einen Gesang an, dessen Name „ Theogonia heißt, welchen die Persianer für ver„ mögend achten, ihnen die Gnade der Götter zu „ verschaffen; Und ohne den Magus ist es ihnen „ gar nicht erlaubt zu opfern. Gleich darnach „ nimmt derjenige, der das Opfer gethan hat, „ die Stücken des Opferthiers mit sich weg, und „ macht damit, was ihm beliebt. „

Hier hast du, werthester Yn-Che-Chan, eine ziemlich weitläuftige Nachricht von der alten Religion der Persianer. Wenn man dem Vortrage des Herodotus Glauben zustellet, so ist es dem Ansehen nach ganz unmöglich, die Religion der Persianer mit jener zu vereinigen, welche jene ihnen zuzueignen sich bemühen, welche sprechen, daß sie ihren Dienst einem einzigen höchsten Wesen gewidmet, und unter diesen Dienst nichts Abergläubisches von den Griechen gemischet haben. Heißt das nicht mehrere Götter annehmen, wenn man das runde Gewölbe des Himmels unter dem Namen Jupiter anbetet, und ferner der Sonne, dem Monde, der Erde, dem Feuer, dem Wasser, den Winden, und der Venus Urania opfert? Heißt dieses nicht, körperliche Wesen für Götter erkennen, und solche Götter haben, welche allen Unvollkommenheiten der Materie unterworfen sind? Heißt endlich dieses nicht, in die Ausschweifungen, und Thorheiten der Griechen, und anderer Asiatischen Völker gerathen? Mich dünkt, es sey gar keine Mittelstraße möglich, und man müsse entweder einräumen, daß die Persianer eben so verblendet, als andere Völker gewesen sind, oder man müsse

den

den Herodotus beschuldigen, er habe ihnen Meynungen angedichtet, woran sie gar nicht gedacht haben. Mit was für Wahrscheinlichkeit will man aber das letztere behaupten? Dieser Geschichtschreiber redet, wie ich schon einmal angemerket habe, als ein Mann, der alles selbst gesehen hat: Soll nun seine Glaubwürdigkeit verdächtig, soll sein Ausspruch von keinem Nachdrucke seyn, warum stellet man denn andern Schriftstellern, die erst nach ihm gekommen sind, mehreren Glauben zu? Was für einen Beweiß kann man denn anführen, daß sie bessere Nachrichten gehabt haben, und warum soll man denn eben ihnen mehr trauen, als einem Geschichtschreiber, der in Ansehung seines berühmten Namens einen grossen Vorzug vor ihnen hat?.

Diese Gründe mögen so stark seyn, als sie wollen, so hat doch ein gewisser Europäischer Schriftsteller nicht geglaubet, daß sie unwidersprechlich sind. Er räumet ganz gern ein, daß die alten Persianer unter den reinen Glauben von einem höchsten Wesen die Sabeische Lehre, das ist, eine tiefe Ehrerbietung gegen die himmlischen Körper, und gegen die Elemente gemischet haben. Daneben aber behauptet er, diese Ehrerbietung habe sich nicht bis auf eine göttliche Verehrung erstrecket. Er giebt vor, die alten Geschichtschreiber, worunter er den Herodotus rechnet, hätten den Gottesdienst der Persianer unrecht beschrieben, weil sie ihn nicht verstanden hätten. „ Daß die Persianer, „ spricht er *, keine Götzendiener, nach Art der übri-

* S. den Verfasser der Dissertations sur les coutumes

» übrigen Asiatischen Völker, und der Griechen ge-
» wesen sind, dieses ist so gewiß, daß man es ei-
» nem bilderstürmerischen Eifer, und folglich ei-
» nem solchen, der ein geschworner Feind aller
» Anbetung des höchsten Wesens, unter der Vor-
» stellung eines hölzernen, steinernen, und metalle-
» nen Bildes ist, zuschreiben muß, wenn die Per-
» sianer in Griechenland Tempel und Götzenbilder
» zerstöreten. Sie meynten, es sey eines so gut,
» als das andere schimpflich für die Gottheit, wel-
» che überall ist, das ganze Weltgebäude erfüllet,
» und nicht in die engen Schranken der Tempel
» eingeschlossen werden kann. Sie erwiesen GOtt
» den ihm gebührenden Dienst in freyer Luft, und
» widmeten ihm weder Bildsäulen, noch andere
» Bilder. Man kann zwar nicht in Abrede seyn,
» daß sie bey dem Verfalle ihres Reichs den Dienst
» der Venus annahmen, ihr Tempel widmeten,
» und Priester bestelleten. Aber dieses hat man
» als eine Ketzerey anzusehen, die durch einen irr-
» gläubigen Monarchen eingeführet, und begünsti-
» get worden ist. Niemals haben die Persianer
» der Mithra den Namen einer Gottheit gegeben.
» Haben ihr die Griechen einen solchen Dienst wie-
» derfahren lassen, so ist es deßwegen geschehen,
» weil sie sich nicht die Mühe gegeben, oder nicht
» die Mittel gehabt haben, der Sache gehörig
nach-

& cérémonies religieuses des peuples idolatres &c. representées par des figures gravées, & dessinées par *Bernard Picart*. Tom. II. Es wird dienlich seyn nachzulesen, was Hyde, ein berühmter Engelländischer Schriftsteller, sagt, der über diese Sache ein ganzes Buch geschrieben hat.

„ nachzudenken. Eben so haben die Persianer sich „ in ihren Gebeten niemals an die Mithra ge„ wendet; Alle diese Gebete sind zu GOtt allein „ gerichtet. Bey ihm haben sie ihren Anfang so„ wohl, als ihr Ende. Es würde unrecht seyn, „ wenn man sich zum Beweise von ihrem Götzen„ dienste auf ihre Gewohnheit vor dem Feuer nie„ derzufallen berufen wollte. Dieser Gebrauch ist „ völlig bürgerlich, und nicht im mindesten von „ den Zeichen der Ehrerbietung unterschieden, wel„ che die Morgenländer ihren Oberhäuptern wid„ men. Die alten Persianer legten sich vor dem „ Feuer auf die Erde nieder. Aber das höchste „ Wesen ruften sie in ihren Gebeten stehend, oder „ auf den Knien an. Dieses bemerket man an „ den alten Gemäuern von Persepolis, wo man „ Abbildungen von Menschen findet, welche GOtt „ stehend vor der Sonne und dem Feuer anbeten „ welches man gegen über an einem Stücke einer „ eingefallenen Mauer erblicket. . . . In „ den allerersten Zeiten der Persianischen Religion „ verrichteten die Persianer ihren Gottesdienst auf „ den Spitzen der höchsten Berge, und in freyer „ Luft. Diejenigen, welche das Gegentheil ge„ schrieben, haben zwischen den verschiedenen Zeit„ Altern der Religion der Persianer nicht den er„ forderlichen Unterschied gemacht. Wenn daher „ die Schriftsteller von Tempeln und Altären der „ Persianer reden, so muß man dieses von derjeni„ gen Zeit verstehen, da dieses Volk das heilige „ Feuer, als ein Sinnbild der himmlischen Feuer, „ in eine Feuerpfanne fasseten. Alsdenn fingen sie „ auch an, Altäre aufzurichten, und darauf Opfer

„ zu

» zu bringen. Auf eine solche Weise muß man in
» den alten Schriftstellern bey der Beschreibung,
» die sie uns von den gottesdienstlichen Gebräuchen
» der Völker geben, in den Umständen einen Un-
» terschied zu machen wissen. Man darf nicht aus
» der Acht lassen, daß sie Dinge, die zu verschie-
» denen Zeiten, und bey verschiedenen Umständen
» veranstaltet worden sind, in einerley Zeit zusam-
» mensetzen. »

Man kann keinesweges läugnen, werthester Yn-Che-Chan, daß dergleichen Erklärungen sehr sinnreich klingen, und einen Theil der Einwürfe aus dem Wege räumen, die man dem Verfasser aus der Schriftstelle des Herodotus machen kann; Inzwischen bleiben doch immer noch genug Einwendungen übrig, die hiermit gar nicht gehoben werden, und es bieten sich uns allerhand neue Schwierigkeiten dar, die aus diesen Betrachtungen selbst entstehen. Anfänglich ist es offenbar falsch, daß die Persianer erst bey der Abnahme ihres Reiches den Dienst der Venus angenommen haben. Sie hatten denselben schon lange Zeit vor dem Herodotus, wie uns dieser davon Nachricht giebt. Will man denn etwan gar die Leute bereden, das Persianische Reich sey zu der Zeit, da dieser Schriftsteller lebte, in seinem Verfalle gewesen? Es hatte sich vielmehr zu keiner Zeit mächtiger befunden, und bis zu den Zeiten Alexanders, oder wenigstens damals, als Philipp lebte, war es den Griechen noch im geringsten nicht in den Sinn gekommen, in Persien einzudringen. Sie liessen es schon dabey bewenden, daß sie sich vertheidigten,

und es hinderten, daß sie nicht in die Gewalt des großen Königs geriethen; denn dieses war der Name, den sie dem Könige von Persien beyzulegen pflegten. Wenn man endlich wissen will, wie mächtig das Persianische Reich zu der Zeit war, da Alexander dasselbe angrif, so darf man nur die Beschreibung lesen, welche die Geschichtschreiber, die von den Kriegen dieses Fürsten geschrieben haben, von dem Darius, und von seinem Kriegs-Heere machen. Was den Unterschied anlangt, den die Persianer, wie solches aus den alten Denkmälern zu sehen ist, zwischen dem Dienste des höchsten Wesens, und des Feuers machten, so sollte ich glauben, man könne vielmehr Beweiß-Gründe daraus herleiten, welche beweisen, daß sie kein anderes höchstes Wesen, als das Feuer überhaupt angenommen haben. Denn warum soll man nicht denken, daß Leute, welche stehend vor der Sonne zu GOtt beten, die Sonne selbst, als eine feurige Kugel, anbeten? Hat etwan der Bildhauer durch seine Abschilderung die Absicht vorstellen wollen, in welcher er dieses Bild verfertiget hat? Ist hiernächst die Stellung, wenn jemand auf die Erde niederfällt, nicht zum allerwenigsten eben so demüthig, und eben so ehrerbietig, als wenn man aufgerichtet steht? Unterdessen trift man auch alte Denkmäler an, wo die Persianer vor dem Feuer auf die Erde niederfallen. Das Zeugniß des Herodotus findet hier abermals statt, wenn er in ausdrücklichen Worten saget, die Persianer beteten die Sonne an. Wenn man nun die Meynung eines so alten Schriftstellers vor sich hat, so frage ich, ob es nicht weit natürlicher sey zu denken,

diese halberhabenen Bilder stellen Menschen vor, welche die Sonne anbeten, als wenn man eine weithergeholte, und erzwungene Deutung darüber macht, die mit den, zuweilen sinnreichen, am alleröftersten aber lächerlichen Unterscheidungen unserer Freunde der Mißionarien eine große Aehnlichkeit hat?

Man sollte glauben, in einer Frage, die so schwer vollkommen zu erklären ist, als diese, die den alten Glauben der Persianer betrift, könne man sich damit helfen, daß man sich nach der Religion der noch itzt lebenden Gauren erkundiget. Aber diejenigen, die ich bis hieher darum befragt, haben mich auf eine so verworrene und unverständliche Weise berichtet, daß ich mir aus ihren Reden nicht das geringste habe nehmen können. Ich habe Europäer gekannt, welche mit ihnen lange und öftere Unterredungen gehabt, und mich versichert haben, daß sie daraus eben nicht klüger, als ich, worden wären. „So viel als ich aus ihren „Worten habe abnehmen können, spricht ein be„rühmter Europäer *, so glauben sie, oder we„nigstens scheinet es, als ob sie glauben, es sey „ein höchstes Wesen, welches über alle Grund„Ursachen, und wirkende Wesen erhaben ist. Sie „geben ihm den Namen Rezd, und dieses Wort be„deutet nach ihrer Auslegung so viel, als GOtt, „oder die ewige Seele. Indessen räumen sie den „Grund-Ursachen so viele Gewalt ein, daß sie „dem höchsten Wesen nichts zu thun übrig lassen.

* *Chardin* Voyage en Perse. Tom. II. pag. 276. Edit. in 4to.

„ Dieses bringt mich fast auf die Gedanken, daß „ sie nur des Wohlstandes wegen eines bekennen, „ um bey den Mahometanern, als großen Deisten, „ nicht ein Abscheu zu werden, bey welchen ein „ solcher Unglaube sie ganz und gar um alle Ach- „ tung bringen würde. Sie haben die Meynung, „ daß die himmlischen Körper Wesen sind, die „ durch Geister beseelet werden, welche sich in die „ Handlungen der Menschen mischen. Nach ihren „ Gedanken ist die Sonne das große und erste We- „ sen, und der Vater aller mit Sinnen begabten „ Geschöpfe. Der Mond ist das zweyte Wesen, „ und nach ihm kommen die übrigen Planeten. : : „ Ihre Grundsätze enthalten ferner, daß es ausser „ diesen beseelten Wesen noch Engel giebt, welche „ sie Untergötter nennen, und diesen ist die Auf- „ sicht über die leblosen Geschöpfe, einem jeden in „ seinem Fache, anvertrauet. Und endlich be- „ haupten sie, es gebe zwo Grund-Ursachen der „ Dinge, immassen sie es nicht für möglich achten, „ daß nicht mehr, als eines seyn könne, weil alle „ Dinge von zweyerley Gattung oder Natur, „ nemlich, gute, oder böse sind. : : : Jeder- „ mann glaubt insgemein, sie beten das Feuer an. „ Unterdessen ist es überaus schwer, die Sache so „ weit zu bringen, daß sie sich deutlich hierüber er- „ klären, und zu erfahren, ob der Dienst, den sie „ demselben leisten, sich auf etwas anders, oder „ auf das Feuer selbst beziehet; Ob sie das Feuer „ für einen GOtt selbst, oder nur für ein Sinn- „ bild GOttes ansehen. Ich glaube, sie thun die- „ ses, nicht sowohl, ein Geheimnis daraus zu ma- „ chen, als aus Unwissenheit, und weil sie nicht

» verstehen, was man sie fraget. Das Feuer,
» sprechen sie, ist das Licht, und das Licht ist GOtt.
» So reden sie mit klaren und deutlichen Worten.
» Hernach aber beschäftigen sie sich mit Lobeserhe-
» bungen, über das Feuer, das Licht, und GOtt,
» und erklären sich darüber mit einer so verworre-
» nen Sprache, daß man nichts verstehet, und daß
» sie selbst sich nicht herauswickeln können. »

Es ist gar nicht zu läugnen, werthester Yn-Che-Chan, daß die Nachrichten, die man von den neuern Gauren, um die vornehmsten Lehrsätze des Glaubens ihrer Stamm-Väter deutlich zu erklären, erhalten kann, überaus seichte und so beschaffen sind, daß man keinen rechten Grund von der Sache erfährt. Ueber dieses haben sie unter die hauptsächlichsten Glaubens-Lehren ihrer Religion allerhand neue Meynungen gemischet, und beynahe in allen Jahrhunderten hat sich mitten in dem Schooße der Religion der Magier irgend eine neue Seckte sehen lassen. Es ist nicht so gar lange, daß die Persianer deren über siebenzig zähleten. Um die Wahrheit, die durch so viele verschiedene Meynungen verstecket, und verdunkelt ist, vollkommen zu entwickeln, wäre wohl nöthig, daß man die eigenhändigen Schriften Zoroasters, des Stifters der Gauren hätte. Aber es ist schon sehr lange von diesem alten Gesetzgeber, von welchem ich dir in meinem nächsten Briefe eine weitläuftige Beschreibung machen will, nicht das geringste mehr vorhanden. Lebe wohl.

Ispahan. ——

Der hunderte Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Die Zeit, zu welcher der Zoroaster gelebt, das Vaterland dieses Gesetzgebers, die hauptsächlichsten Lehren, die er festgesetzet hat, alles dieses ist heut zu Tage eben so wenig bekannt, und so sehr ungewiß, als dasjenige, was man von den Lehren der alten Religion der Persianer saget, wovon ich dir in meinem letztern Briefe Nachricht gegeben habe.

Die Arabischen, Griechischen, Lateinischen, und alle neuern Schriftsteller, die von dem Zoroaster Meldung gethan haben, sind einander sehr entgegen gesetzt, und eben so wenig übereinstimmend in demjenigen, was sie von den durch diesen Weltweisen errichteten Gesetzen geschrieben haben, als in dem, was sie von dem Gottesdienste der Persianer sagen, die vor seiner Zeit gelebet haben. Einige darunter sprechen, er sey weiter nichts, als ein bloßer Verbesserer der alten Religion gewesen; andere hingegen machen ihn zu einem ganz neuen Gesetzgeber. Einige wollen ihn gar für einen Zauberer gehalten haben; und wieder andere vertheidigen ihn gegen diese Beschuldigung. Es giebt Leute, die uns bereden wollen, er sey ein regierender Fürst gewesen; Aber diese Meynung wird durch eine große Anzahl von Schriftstellern verworfen. Endlich haben sich auch Geschichtschreiber gefunden, die ihn der Geburt, und dem Herkommen

nach

nach zu einem Chineser machen, und sprechen, er sey auf eine wunderbare Weise mitten aus unserm Vaterlande hergekommen. Unter so vielen verschiedenen Meynungen ist es ganz unmöglich, die Wahrheit zu entwickeln. Und gesetzt, man wäre durch einen ungefähren Zufall so glücklich, daß man die rechte Meynung träfe, so wäre man doch nicht im Stande, durch tüchtige Gründe zu erweisen, daß man in seiner Meynung gegründeter sey, als diejenigen, die sich in Irrthume befinden. Ich will demnach so kurz, als es nur möglich ist, alles dasjenige durchgehen, was die Morgenländischen sowohl, als die Abendländischen Schriftsteller von dem Zoroaster gemeldet haben, nicht etwan, um dir eine zuverläßige Nachricht zu ertheilen, als vielmehr, um dir zu beweisen, daß es ganz unmöglich sey, eine wahre Erkänntniß hiervon zu erlangen. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich mich über die Dreistigkeit gewisser Europäischer Gelehrten wundere, welche itzt in den neuern Zeiten leben, und mit eben so vieler Zuversicht von diesem Gesetzgeber reden, als wenn sie mit ihm zu einer Zeit gelebet hätten, und dabey gar nicht gethan haben, als ob sie vermutheten, daß dasjenige, was sie den Leuten sagen, für ein leeres Hirngespinste angesehen werden könne. Am allermeisten muß uns billig dieses befremden, daß sich unter diesen Gelehrten Leute von grossem Ansehen befinden, welche durchgängig von jedermann hochgeachtet werden, und auch diese Hochachtung mit allem Rechte verdienen. Hier haben wir also einen ziemlich deutlichen Beweiß, daß die allerehrwürdigsten Gelehrten zu manchen Zeiten, um einen gewissen

Vorsatz zu fassen, nicht so lange warten, bis die Wahrheit sich ohne Wolke zeiget. Sie wählen eben so, wie andere Menschen, das, was ihnen am meisten gefällt, oder was, ihren Gedanken nach, der Wahrscheinlichkeit am meisten gemäß ist. Sie reden, und verfahren nach diesem auf eine solche Weise, als ob sie von demjenigen, was sie sagen, vollkommen überzeuget wären. Ist es nun wohl bey dergleichen Umständen etwas so gar wunderbares, daß die Irrthümer unter allen Nationen sich vermittelst des Ansehens gelehrter Männer vermehren, und immer fortdauern?

Ich wende mich wieder zu dem Zoroaster. Wir wollen den Anfang damit machen, daß wir die verschiedenen Meynungen der Morgenländischen Schriftsteller in Ansehung der Zeit, zu welcher er gelebet hat, nach einander besehen. Ismael Abulfeda * spricht, er habe zu den Zeiten des Cyrus gelebet. Said-ebn-batrik ** behauptet, seine Lebens-Zeit falle in die Regierungs-Jahre des Cambyses. George Abulfarage ist eben derselben Meynung; Der Ausleger des letztern Schriftstellers weiset ihm seine Lebens-Zeit unter der Regierung des Darius Hystaspis an.

Die Europäischen Schriftsteller sind eben so wenig, als die Asiatischen, unter einander einig. Unter

* Cyri coaevum fuisse statuit Ismael Abulfeda in Historia. Vid. *Petr. Dan. Huetii* Demonstratio Evangelica, Cap. V. Propos. IV. p. 130. Tom. I. Edit. Amstelod.

** Cambysis aequalem ponit Said-ebn-batrik; ponit & Gregorius Abulfaragius. *Id.* Ibid.

ter den Griechen haben Eudoxus, und Aristoteles * vorgegeben, er habe sechs tausend Jahre vor dem Plato gelebet. Hermodorus, ein Platonischer Weltweiser **, und Hermippus sind der Meynung, er sey fünf tausend Jahre vor dem Trojanischen Kriege am Leben gewesen. Plutarch, und Svidas haben sich eben diese Meynung gefallen lassen ***. Diogenes Laertius †, der sich auf die Meynung des Xanthus berufet, ist, wie es scheinet, so wie der letztere, geneigt zu glauben, man dürfe von den Zeiten des Zoroasters bis zu dem Feldzuge des Xerxes nach Griechenland nicht mehr, als sechs hundert Jahre rechnen.

Die Lateinischen Schriftsteller gehen in ihren Meynungen eben so sehr, als die Griechischen, von einander ab. Plinius †† verwirft die Meynung des Aristoteles, und des Eudoxus. Justinus giebt vor †††, Zoroaster habe zu den Zeiten des Ninus

* Nec enim Eudoxum, Aristotelemve moror, qui sex millibus annorum Platone vetustiorem finxerunt. *Id.* Ib.

** Nec Hermodorum Platonicum, aut Hermippum, qui eum annorum millibus quinque Trojanum bellum praecessisse rati sunt. *Id.* Ib.

*** Plutarcho & Suidae idem sentientibus praeiverunt. *Id.* Ib.

† Xanthus vero Lydius a Zoroastre usque ad Xerxis transitum sexcentos enumerat. *Diogenes Laërt.* Proëm. Segm. 11.

†† Hos pro merito confutat Plinius. *Huet. Demonstr. Evang.* Loc. cit.

††† Hoc (Zoroastre) occiso decessit ipse (Ninus)

Ninus gelebet, und sey von itztgenanntem Könige getödtet worden. Die neuern Gelehrten sind in diesem Stücke eben nicht gründlicher, als die alten, unterrichtet. Hyde, ein gelehrter Engelländer *, setzt den Zoroaster unter die Regierung des Darius Hystaspis; Der Docktor Prideaux, ein Landsmann des vorhergehenden, macht ihn zu dem Bedienten und Aufwärter eines Jüdischen Propheten, mit Namen Daniel. Es ist, spricht er **, eine ziemlich grosse Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er bey dem Propheten Daniel in Diensten gewesen, daß er unter seiner Anführung die geistlichen und weltlichen Sachen, die er wußte, gelernet, und daß er sich entschlossen hat, sich zu einem Propheten aufzuwerfen, in Hofnung, daß er, wenn er seine Person gut spielete, zu einer eben so grossen Ehre, als sein Herr, gelangen würde. Wie soll man nun, werthester Yn-Che-Chan, die Muthmassungen dieses Engelländischen Gottesgelehrten mit demjenigen vergleichen, was uns Justinus meldet, bey welchem wir ausdrücklich lesen, Zoroaster sey ein König der Bactrianer gewesen ***, er habe zuerst die Zauberkunst erfunden, und sich nach den Grund-Dingen des Weltgebäu-

relicto impubere adhuc filio Ninya, & uxore Semiramide. *Justinus* Hist. Phil. L. I. Cap. 1. sub fin.

* Relig. Veter. Persarum. Cap. XXIV.

** S. dessen Altes und Neues Testament in einer Connexion B. IV.

*** Postremum illi bellum cum Zoroastre Rege Bactrianorum fuit, qui primus dicitur artes magicas invenisse, & mundi principia, siderumque motus diligentissime spectasse. *Justin.* Hist. L. I. C. 1.

gebäudes, und den Bewegungen der Gestirne mit aller möglichen Sorgfalt erkundiget? Wieder ein anderer Schriftsteller macht ihn zu einem Enkel des Noah, jenes berühmten Erz-Vaters, von welchem die Christen, und die Juden sprechen, er sey allein mit seiner Familie in der allgemeinen Sündfluth, die in ihren heiligen Büchern beschrieben wird, beym Leben erhalten worden. Der älteste Sohn des Ham, spricht Gregorius von Tours *, hieß Chus. Dieser war der Erfinder der Zauberkunst, auf Eingebung des Teufels, und der erste, der zu der Abgötterey die erste Anleitung gab. Er war derjenige, der zu erst durch eine teuflische Anstiftung eine kleine Bildsäule machte, in der Absicht, daß sie angebetet werden sollte. Er wollte die Leute bereden, er besitze die Macht, die Sterne und das Feuer vom Himmel herabzuziehen. Er begab sich unter die Persianer, die ihn Zoroaster, das ist, den lebendigen Stern nennten. Da er ihnen auch von der Art, das Feuer anzubeten, Unterricht ertheilet hatte, so verehreten sie ihn selbst als einen Gott, der auf eine göttliche Art durch das Feuer verzehret worden wäre. Diese erdichteten Umstände hat Gregorius von Tours aus einigen Schriftstellern genommen, welche etliche Jahrhunderte älter, als er selbst, sind. Einige erzählen **, Zoroa-

* Gregorius von Tours Geschichte von Frankreich, 1. Buch, 5tes Hauptst.

** Inde quoque est, quod habent Suidas & Glycas, optasse Zoroastrem igne cœlesti interire, & quod habent fasti Siculi, & Cedrenus, & Gregorius Turonensis, reipsa de cœlo tactum periisse. *Pet. Dan. Huet.* Demonst. Evang. C. V. Prop. V.

Zoroaster habe gewünschet, von dem Donner erschlagen, und von dem Feuer des Himmels verzehret zu werden; worinnen ihm auch sein Wunsch gewähret wurde; Die andern sprechen *, er sey bey lebendigem Leibe von dem Teufel verbrannt worden, den er gar zu oft plagte, um die allerverborgensten Geheimniße der Zauberkunst zu erfahren.

Man sollte es fast kaum vermuthen, daß ein Christlicher Bischof es sich einfallen lassen würde, aus dem Zoroaster, der durch so viele Schriftsteller, und so gar durch Bischöfe für einen Schwarzkünstler erkläret worden ist, einen berühmten Propheten, einen verehrungswürdigen Heiligen, einen Gesetzgeber, und Dolmetscher des Willens der Gottheit zu machen. Und gleichwohl ist dieses von einem berühmten Prälaten geschehen. Der große Huetius, ein Bischof von Avranches, und vielleicht einer von den grösten Gelehrten, die in den letztern Zeiten in Europa gewesen sind, hat die Leute bereden wollen **, Zoroaster und Moses wären zusammen eine einzige Person, und dieser Egypter sey, unter jenem erstern Namen betrachtet, ein bloß erdichteter Mann. Eben dieser Schriftsteller untersuchet die Aehnlichkeit, die sich zwischen dem-

jeni-

* Habet auctor recognitionum, a Daemone, quem importunius frequentabat, igni succensum arsisse. *Id.* Ib.

** Ex hac sententiarum fluctuatione id colligo, supposititiam esse Zoroastris personam, cui etsi vera subest Mosis persona, falsa tamen ipsa est, & tota figmentis consuta, de qua nihil certi cognitum est, aut literis proditum. *Id.* Ibid.

jenigen findet, was die Bücher der Juden von dem Moses melden, und was die Persianer von dem Zoroaster erzählen. Moses begab sich, um dem Zorne des Pharao auszuweichen, zu den Midianiten. Zoroaster wendete sich, da er den Nachstellungen des Kaysers von China entgehen wollte, nach Persien. Moses ging mit trockenem Fuße durch das rothe Meer, da sich das Wasser getheilet, und ihm einen Weg hindurch gemacht hatte. Zoroaster machte auf seiner Flucht nach Persien, daß die Flüße, die ihn auf seiner Reise hätten aufhalten können, zufroren *.

Dieses sind die ähnlichen Umstände, auf welche der Christliche Bischof seine Meynung gründet. Es würde ihm eine ganz leichte Sache gewesen seyn, durch dergleichen angenommene Sätze ein jedwedes Oberhaupt der Seckten, die in dem Morgenlande vorhanden sind, in den Moses zu verwandeln, und es würde ihm nicht eben so gar große Mühe gekostet haben, die Wunderwerke, welche ihre Schüler ihnen beylegen, so auszulegen, daß sie mit jenen Wunderwerken, welche Moses nach der Versicherung der Juden gethan hat, eine ziemliche Aehnlichkeit hätten. Warum wird nicht auch Lao-Kium, der den Kayser verließ, in dessen Person die Dynastie der Tcheou ein Ende nahm, Moses

* Zoroastrem deinde a regis Sinensis insidiis tutum ajunt in Persidem profugisse; Moses a Pharaonis malevolentia incolumis in Madianitidem regionem concessit. Zoroastrem ad Persas fugientem fluvios iter morantes congelasse dicunt: mirificum maris rubri duce Mose transitum hac fabula significantes. *Id.* Ibid.

Moses seyn können, der sich zu den Midianiten wendete? Und warum sollte nicht abermal aus eben dem Lao-Kium, der unter einem Pflaumen-Baume von einer Mutter, welche gezwungen wurde, vor dem Zorne ihres Oberherrn zu fliehen, gebohren, und bey seiner Geburt fast aller menschlichen Hülfe beraubet worden ist, Moses gemacht werden können, wie er in das Wasser gesetzt, und durch ein Wunderwerk beym Leben erhalten wurde?

Ich kann mich in der That der Verwunderung nicht enthalten, wenn ich die Ursachen ansehe, auf welche die berühmtesten Gelehrten zuweilen die allerseltsamsten Meynungen gründen. Daß einmal ein Gesetzgeber mit Namen Zoroaster vorhanden gewesen ist, davon hat man ein ziemlich sicheres Zeugniß, welches seit beynahe drey tausend Jahren, in einem jedweden Jahrhunderte durch zehen Geschichtschreiber erneuert worden, und durch die Schüler des Zoroaster, die sich noch itzt in der Welt befinden, bestätiget ist. Wer sollte sich nun wohl vorstellen, daß sich noch jemand finden würde, welcher behauptet, Zoroaster und Moses wären nur eine einzige Person gewesen, der erste Gesetzgeber habe niemals in der Welt gelebet, und alles, was man von ihm sagete, wären lauter Erdichtungen, die man nach Maßgebung der jüdischen Schriften ausgesonnen hätte? Bey solchen Umständen gebe ich noch nicht alle Hofnung auf, daß nicht irgend einmal ein anderer Christlicher Bischof ein anderes Buch schreiben, und ihm ebenfalls den Namen Demonstratio Evangelica beylegen wird, worinnen er vielleicht auf mathematische Weise darzuthun

zuthun sich bemühet, daß der Meßias, und Confucius einerley Person sind *. Diese Unternehmung würde eben nicht schwerer auszuführen seyn, als da man den Zoroaster in den Moses verwandeln will. Doch damit ich auf die so verschiedenen, einander entgegen gesetzten, und oft sehr posierlichen Meynungen zurück komme, so will ich nur so viel sagen, daß sie deutlich beweisen, wie unmöglich es sey, von dem Zoroaster etwas zuverläßiges sagen zu können. So viel kann man mit völliger Gewißheit behaupten, daß er in der Welt gelebt hat, und wirklich vorhanden gewesen ist. Dieses ist es aber auch alles. Weiter darf man sich in die Sache gar nicht einlassen. Denn man trift überall unüberwindliche Schwierigkeiten an. In dem gegenwärtigen Briefe habe ich dir nur einen Theil davon mittheilen können. Die übrigen verspare ich in den nächsten Brief, den ich dir schreiben werde. In demselben wirst du sehen, daß das Vaterland, und die Eltern des Zoroasters eben so ungewiß sind, als die Zeit, in welcher er gelebet hat.

Lebe wohl, liebster Yn-Che-Chan, und in zweifelhaften Dingen, die du in der Geschichte antriffst, gestehe lieber deine Unwissenheit, als daß du nach dem Beyspiele so vieler Gelehrten die Leute bereden willst, als begreifest oder weißt du etwas, das dir doch vollkommen unbewußt ist.

Ispahan ——

Der

* Von wie vielen Gottesgelehrten lässet sich nicht sagen, was ein berühmter Mann unter den Alten von den Weltweisen gesagt hat: Nihil tam absurdum dici potest, quod non dicatur ab aliquo Philosophorum.

Der hundert und erste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Die Würde eines Römischen Königes hat, wenn man sie in dem Verstande nimmt, wie sie heut zu Tage verstanden wird, nicht eher, als unter der Regierung des Kaysers Otto angefangen bekannt zu werden. Vor derselben Zeit, werthester Yn-Che-Chan, hat man diesen Titul dem vermuthlichen Nachfolger des Kaysers nicht beygeleget.

Karl der Große gab seinem ältesten Sohne, den er zum Thronfolger im Römischen Reiche bestimmet hatte, den Namen eines Königes von Italien. Die Nachfolger Karls richteten sich nach seinem Beyspiele, und gaben ihren Erben eben dergleichen Benennung.

Den Ursprung von der Absonderung der Beynamen eines Römischen Königes, und eines Kaysers muß man lediglich und allein von dem Aberglauben, und übertriebenem Religions-Eifer herleiten. Denn ursprünglich waren es Namen von einerley Bedeutung. Aber ein eben so ungereimter, als übel angebrachter Eifer hatte es dahin gebracht, daß nicht allein das abergläubische Volk, sondern auch die gar zu leichtgläubigen Fürsten sich einbildeten, es sey nur der Römische Pabst, und sonst niemand im Stande, den Titel eines Kaysers zu verleihen, und die Würde desselben zu bestätigen. Daher Otto, der sich nicht getrauete, sich

über ein so lächerliches, und unanständiges Vorurtheil zu erheben, seinem Sohne, da er ihn krönen ließ, die Würde eines Römischen Königes beylegte. Nach ihm gebrauchten unterschiedene Kayser nur schlechtweg eben diesen Namen, und behielten denselben so lange, bis sie durch den Römischen Pabst gekrönet worden waren. Dieses ist der allererste Ursprung des Titels eines Römischen Königes, und dieser bedeutete anfänglich nicht den vermuthlichen Nachfolger eines Kaysers, sondern vielmehr den Kayser selbst, so lange er noch nicht durch den Pabst gekrönet worden war. Nach der Zeit haben es die Churfürsten manchmal für gut befunden, noch bey Lebzeiten des Kaysers einen Fürsten zu ernennen, der jenem in der Regierung nachfolgen sollte. Diesem gaben sie den Titel eines Römischen Königes, und verbanden mit dieser Würde eben die Rechte und Vortheile, welche die alten Römer ehemals demjenigen, den sie Caesar nennten, angedeyhen liessen.

Die Churfürsten haben es seit dem mehr als einmal bereuet, daß sie es eingeführet, noch bey Lebzeiten des Kaysers einen Römischen König zu wählen. Solche Wahl macht die Kayserliche Würde in gewissem Maaße erblich, wie dieses seit verschiedenen Jahrhunderten in dem Hause Oesterreich Statt gefunden hat. Sie haben etlichemal versucht, solche Einrichtungen zu machen, damit dieser Unbequemlichkeit vorgebeuget wurde. Aber ihre Versuche sind immer vergeblich gewesen. Hier kannst du lesen, was ich über diese Sache in einem sehr gründlichen Deutschen Schriftsteller gefunden habe.

habe *. „Der Churfürst von Sachsen, und die „Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes wider„setzten sich förmlich dem Vorhaben Karls des „Fünften, da er seinen Bruder Ferdinand zum „Römischen Könige wollte erwählen lassen. Sie „verlangten, ehe der Kayser zu der Wahl schritte, „so sollte er die Constitution Karls des Vierten „mit Zuziehung der Churfürsten erklären, und ei„ne Verordnung ergehen lassen, welche in Zukunft „statt eines stetswährenden Gesetzes dienen könnte; „So daß man ferner hin nicht eher an die Wahl „eines Römischen Königes denken dürfe, als bis „die Churfürsten, und noch sechs andere Fürsten „des Deutschen Reichs es zum Besten desselben „für nöthig erachten. In einem solchen Falle, „und sonst in keinem andern, könnte der Erz-Bi„schof von Maynz die andern Churfürsten, und „noch sechs andere Reichs-Fürsten an einen hier„zu bequemen Ort züsammen rufen, um die Sa„che in Richtigkeit zu bringen: Sodann möchten „die Churfürsten ganz allein zu der Wahl eines „Römischen Königes schreiten, welcher aber doch „mit der Regierung selbst, und der Verwaltung „öffentlicher Geschäfte auf keine andere Weise et„was zu thun haben dürfte, als unter der Auf„sicht des Kaysers, welchem allein die Fürsten und „Stände des Reichs vermöge ihres Eydschwurs „zu gehorchen verbunden seyn sollten, keineswegs „aber dem Römischen Könige. Desgleichen sollte „keiner zu einem Römischen Könige erwählet wer„den, der nicht ein Deutscher wäre, und es dürf„ten auch nicht dreye hinter einander aus einer einzi-

* S. Heiß Reichs-Historie, T. II. Lib. IV. Cap. 4.

„ einzigen Familie dazu genommen werden. Die„ sem fügten der Churfürst von Sachsen, und die „ übrigen Bundsgenossen noch allerhand andere „ Forderungen, die zu eben der Sache gehörten, „ bey. Aber alles dieses wurde gemindert durch „ einen Vergleich, der im Jahr 1532. zwischen „ Karln, und den Churfürsten sowohl, als den „ übrigen Fürsten zu Schweinfurt geschlossen wur„ de, welcher aber in der Folge nicht ganz und gar „ Statt gefunden hat.„ Der Schriftsteller, wer- thester Yn-Che-Chan, hätte eher sagen mögen, **welcher in der Folge ganz und gar keine Statt gefunden hat.** Denn alle Nachfolger **Karls des Fünften** sind aus dem Hause Oesterreich genommen worden. Und das allersonderbarste hierbey ist noch dieses, daß das Römische Reich in diesem Hause noch mehr, als dessen eigene Staaten erblich worden ist. Die Königreiche Spanien, Neapel, Sicilien, die Landschaften Hoch-Burgund, Flandern, und Hennegau sind davon weggekommen, und das Römische Reich ist immerfort dabey geblieben.

Da die Nachfolger **Karls des Fünften** vermöge ihrer eigenen Erbländer mächtige Fürsten waren, so sollte man meynen, sie hätten sich nicht so gar viele Mühe geben sollen, um die Kayserliche Krone beyzubehalten; Denn sie giebt, wie ich dir schon in meinen vorhergehenden Briefen gemeldet habe, sehr mäßige Einkünfte, und diese Würde ist demjenigen, der damit bekleidet ist, in gewissem Maase eine Bürde. Jedoch es werden diese Unbequemlichkeiten durch allerhand sehr wichtige Vortheile wiederum ersetzet. Zwar kann der Kayser freylich

aus eigener Macht im Namen des ganzen Römischen Reiches keinen Krieg ankündigen, noch Kriegs-Völker anwerben, und Abgaben auflegen. Aber doch hat er die Veranstaltung und Ernennung der Aemter. So bald als der Krieg beschlossen ist, ertheilet er die Aufsicht über die Kriegs-Heere, wem er will. Er ernennt die Befehlshaber über besondere Haufen von Kriegs-Volk; Er hat die Einkünfte in seiner Verwahrung, und vertheilet sie so, wie er es für gut befindet. Auf solche Weise hat er alle Kriegs-Völker unter seiner Gewalt. Er genießt ferner allerhand andere Vortheile, die noch weit ansehnlicher sind. Woferne etwan eines oder das andere Reichs-Lehen, entweder durch Mißhandlung, oder wegen sonst einer Ursache offen wird, so schaltet und waltet er damit nach seinem Gutachten. Er giebt es, wem er es für gut befindet, auch so gar seinen eigenen Kindern. Hierdurch vermehret er die Erbländer seines Hauses auf eine ansehnliche Weise. Eben dadurch sind die Fürsten von dem Hause Oesterreich nach und nach so mächtig worden. Oesterreich und Steyermark wurden unter der Regierung Ottocars des Königes in Böhmen confisciret, und diesem Fürsten genommen. Seit der Zeit sind sie, durch die Schenkung des Kaysers Rudolphs des Ersten an seinen Sohn Albert, den Oesterreichischen Erblanden einverleibet worden. Desgleichen wurde ein grosser Theil von Schwaben durch den Todt Conradens, eines Enkels Friedrichs des Zweyten, erlediget, und fiel an das Haus Oesterreich. Eben auf solche Weise fand Karl der Fünfte das Herzogthum Mayland sich für zuträglich; Und an

statt

statt es mit dem Reiche zu vereinigen, verband er es mit seinen Erbländern.

Die Deutschen Schriftsteller, die von den Vortheilen reden, welche die Kayserliche Würde verleihet, behaupten, das allerärmste Haus, das zwey hundert Jahre hinter einander die Kayser-Krone bey sich erhält, müsse dadurch eines von den allermächtigsten in Europa werden. „Die Bündniße, „sprechen sie, welche die Kayser aus dem Hause „Oesterreich mit den allererlauchtesten Häusern „geschlossen haben, und die ansehnlichen Erbschaf„ten, welche ihnen zugefallen sind, geben mehr „als zu deutlich zu erkennen, daß die Kayserliche „Würde solchen Fürsten, die sie besitzen, noch „weit wichtigere Vortheile verschaft, als man „sich gewöhnlicher Maasen vorstellet. Diese „Würde ist es, welche die Ursache zu der Ver„mählung Heinrichs, des Sohnes Friedrichs „des Ersten, mit der Erbinn von Neapel und „Sicilien, und Johanns, des Sohnes Heinrichs „des Siebenden, mit der Erbinn von Böhmen „war. Eben diese vereinigte die Landschaften der „Niederlande mit den Oesterreichischen Staaten „durch die Vermählung Maximilians mit Jo„hanna, einer Erbinn der Königreiche Castilien „und Aragonien. Endlich kamen ebenfalls durch „Vermittelung der Kayser-Krone die Königreiche „Ungarn und Böhmen durch die Vermählung „Ferdinands des Ersten mit Anna, der Erbinn „dieser Kronen, an das Haus Oesterreich.„

Dergleichen Gedanken, liebster Yn-Che-Chan, haben nach meinem Erachten ihren guten Grund,

und ich glaube, man habe gar nicht Ursache, sich zu verwundern, daß das Haus Oesterreich alles mögliche gethan hat, um die Kayserliche Krone immerfort bey seiner Familie zu erhalten, indem es auf die Wahl eines Römischen Königes bedacht war, dessen Erfindung eine ganz verschiedene Absicht gehabt hatte. Denn man hatte gar nicht die mindesten Gedanken, das Kayserthum auf solche Weise erblich zu machen; Man wollte sich vielmehr nach einem sichern Mittel bestreben, um die Macht des Kaysers zu vermindern, und ihn auf gewisse Art zu strafen, wenn er sein Regiment übel führete. Wenn man den besten Schriftstellern Glauben zustellen darf, so war die Wahl eines Römischen Königes als eine Gattung einer mit Ehre verbundenen Absetzung des Kaysers erfunden. „Daß „die Churfürsten, heißt es bey ihnen *, durch die „Capitulationen, die sie mit den letztern Kaysern „gemacht haben, da sie dieselben erwählten, die „Vorsicht gebraucht haben, sich das Recht vorzu„behalten, daß sie, in wie ferne es die Wohlfahrt „des Römischen Reichs erfordern sollte, auch so„gar noch bey Lebzeiten der Kayser, mit oder oh„ne ihre Einwilligung, zu der Wahl eines Römi„schen Königes schreiten dürften, dieses haben sie, „wie es scheinet, deßwegen gethan, damit sie sich „nicht etwan einmal genöthiget sehen möchten, ei„nen Kayser abzusetzen. Es ist dieses auch wirk„lich ein sicheres und unschimpfliches Mittel, um „nicht in die verdrüßliche Nothwendigkeit zu fal„len, da ein Kayser abgesetzet werden muß, im„massen sie auf solche Weise allen den Unbequem-

lichkei-

* Heiß Reichs-Historie, Tom. II. p. 52.

» lichkeiten abhelfen können, die sich ereignen,
» wenn ein Kayser zur Regierung unvermögend
» wird, oder sich dazu untüchtig macht. Sie kön-
» nen es damit verhüten, daß sie nicht genöthiget
» werden, zu einer Handlung zu schreiten, die
» allemal verhaßt scheinet, man mag es dabey an-
» fangen, wie man wolle, und die Ursache, war-
» um man sich dazu entschließt, mag so gegründet
» seyn, als es nur möglich ist.» Hier kann man sehen, werther Yn-Che-Chan, wie oft Sachen, die dem Ansehen nach in ihrem Anfange gewisse Wirkungen nach sich zu ziehen bestimmet sind, andere veranlassen, die jenen gerade entgegen gesetzet sind. Die allerweisesten und vernünftigsten Gesetze haben ihre verkehrte Seite. Um von solchen, welche weniger, als andere, Mängeln unterworfen sind, auf eine verständige Art urtheilen zu können, muß man sie erst ein paar hundert Jahre nach ihrer Stiftung betrachten.

Wir kommen wiederum auf den Römischen König zurück. Bey seiner Wahl und Krönung beobachtet man ziemlich eben dieselben feyerlichen Gebräuche, welche bey einem Kayser üblich sind, und wovon ich bereits zur Gnüge geredet habe. Einige darunter sind gleichwohl in gewissen unerheblichen Stücken ein klein wenig unterschieden. Der Römische König bekommt bey seiner Krönung keine Kayserliche, sondern eine offene Krone, welche die Römische genennet wird. Man leistet ihm nicht eher den geringsten Eyd der Treue, als nach dem Todte des Kaysers. Wenn es mit der Wahl desselben seine Richtigkeit hat, so lassen die Churfür-

sten es dem Kayser zu wissen thun, und bitten ihn, sie zu bestätigen. Gesetzt, er will dieses auch nicht thun, so behält die Wahl dem ohngeachtet ihre Gültigkeit. Man giebt dem Römischen Könige nur lediglich den Titel eines Mehrers, und nennet ihn nicht allezeit Mehrer, sondern dieses bleibt allein für den Kayser. Der Adler mit ausgebreiteten Flügeln, den er in seinem Wappen führet, hat nur einen einzigen Kopf, an statt daß der Kayserliche Adler deren zween hat.

Diese Abänderungen machen gleichwohl zwischen der Würde eines Kaysers, und eines Römischen Königes einen sehr beträchtlichen Unterschied. Diesen letztern kann man so gar als einen Fürsten ohne alle Gewalt betrachten, so lange der Kayser noch selbst die Regierung verwaltet, und sich persönlich im Reiche befindet. So bald er aber aus demselben sich wegbegiebt, alsdenn giebt die Würde eines Römischen Königes, dem, der damit bekleidet ist, das Recht, in dem ganzen Kayserlichen Gebiete zu befehlen. Er hat den Vorsitz in den Reichs-Tags-Versammlungen, er ruft sie mit Bewilligung der Churfürsten zusammen, und läßt sie wieder aus einander gehen. Er macht Grafen, und Freyherren, er fertiget Adels-Briefe aus, er ertheilet den hohen Schulen Freyheiten, er fordert die Ungehorsamen vor das Reichs-Gericht, er widerruft die Achts-Erklärungen, giebt Gnaden-Briefe, kurz, er genießt alle Kayserliche Rechte in ihrem völligen Umfange.

Gesetzt,

Gesetzt, die Churfürsten sollten irgend einmal einen Römischen König wählen, der nicht nach dem Sinne des Kaysers wäre. Dieser künftige Erbe des Reichs, dessen Macht sich so weit erstrecket, wenn der Kayser ihm günstig ist, würde von seiner Würde nicht groß Vergnügen haben. Denn der regierende Kayser dürfte nur sich beständig in Deutschland aufhalten, so wäre der Römische König weiter nichts, als ein König im Bilde, ohne Ansehen, ohne Gewalt, und den Befehlen eines Oberherrn unterworfen, der ihm bey aller Gelegenheit Verdruß zu machen suchen würde. Daher kann ich gar nicht einsehen, aus was für Grunde die Churfürsten, welche die Wahl eines Römischen Königes zuerst vornahmen, ihn als ein Mittel ansehen konnten, wodurch die Gewalt eines Kaysers um ein ansehnliches eingeschräncket werden sollte. Lebe wohl, geliebter Yn-Che-Chan.

Dreßden —

Der hundert und zweyte Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

Mit den Deutschen hat es nicht diejenige Bewandniß, wie mit andern Völkern, von welchen man eine allgemeine Beschreibung machen kann. Wenn man einen gebohrnen Pariser schildert, so macht man ziemlich auch zugleich bis auf einen ganz kleinen Unterschied die Abschilderung eines Einwoh-

ners in der Landschaft Lion, oder Languedoc. Ein Franzose ist und bleibt allemal seiner Nation gleich, er sey wo er wolle, und man findet bey ihnen ordentlicher Weise durchgängig einerley Tugenden, und einerley Mängel. Aber Deutschland bestehet aus einer Anzahl von Völkern, die einander eben so sehr, als die verschiedensten Nationen entgegen gesetzet sind. Wenn man, wie ich dir bereits gesagt habe, von einem Sachsen nach Maaßgebung eines Einwohners in Westphalen urtheilen wollte, so wäre dieses eben so, als wenn man von der Geschicklichkeit, von dem Verstande, und von der Höflichkeit eines Chinesers, nach der groben und hoffärtigen Aufführung eines Tartarn ein Urtheil fällete. Hier will ich dir sagen, was ich ohngefähr gutes oder schlechtes an der Aufführung der Völker zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, die in den mancherley Ländern wohnen, welche man unter dem gemeinschaftlichen Namen Deutschlandes begreifet.

Die Schwaben sind nicht eben so gar höflich, und liebreich gegen die Ausländer. Der Aberglaube ist unter ihnen ziemlich eben so arg, als unter den Italienern. Die Lutherische Religion, zu welcher sie sich beynahe insgesammt bekennen, hindert es nicht, daß sie funfzigerley Mährgen glauben, die eben so lächerlich klingen, als diejenigen, worauf die Portugiesen sehr viel halten. Sie haben einen Haufen posierlicher, und so gar unvernünftiger Gesetze. In dem Würtenbergischen z. B. wird der Schinder nicht für eine unehrliche Person angesehen. Man isset, man trinket, man hanthieret

ret mit ihm; man scheuet sich gar nicht, für einem Menschen, der so niederträchtig und geitzig ist, daß er seines gleichen um eines kleinen Vortheils willen todtschläget. Jede Hinrichtung eines Menschen, die er vollstrecket, erwirbt ihm ein gewisses Recht auf Ehre, und wenn er deren eine gewisse Anzahl hingerichtet hat, so wird er mit der Würde eines Docktors der Arzney-Kunst beehret. Ich will gar nicht in Abrede seyn, daß die guten Aerzte insgesammt an allen Orten ihre Kunst nicht eher recht lernen, als bis sie erst eine Menge Leute getödtet haben. Aber dieses thun sie doch nicht öffentlich, und also, daß sie die Leute henken, oder köpfen, und dergleichen. Eine posierliche Weise, die Arzneykunst zu lernen, wenn man Strassenräuber und Todtschläger rädert!

Da bey den Schwaben der Schinder für keine unehrliche Person angesehen zu werden pfleget, so wirst du dir vielleicht einbilden, man halte unter ihnen gar keine Handthierung für unehrlich. Aber weit gefehlet. Die alleredelste, die alleräłteste, und die allerunschuldigste Handthierung wird daselbst mit einer solchen Verachtung angesehen, die dem Abscheu sehr nahe kommt. Das Hirten-Leben, wovon die alten Dichter sowohl, als die sinnreichsten unter den neuern Europäern immer viel Lobens gemacht haben, wird als die allerschändlichste Lebens-Art verabscheuet. Den Schäfern erlaubet man so gar nicht einmal in der Gesellschaft gemeiner Bauern einen Platz. Da ich in dem Wurtenbergischen war, so befragte ich mich wegen der Ursache einer so widersinnigen Gewohnheit. Man

antwortete mir, die Schäfer würden unter ihnen deßwegen für unehrlich geachtet, weil sie den Schafen, die unter ihrer Heerde stürben, selber die Haut abzuziehen gezwungen wären. „ Sonach, war „ meine Gegen-Antwort, werden die Fleischhauer „ hier zu Lande wohl auch mit Abscheu angesehen? Keinesweges, hieß es dagegen, diese schlagen lebendige Thiere todt, und jene hingegen ziehen sie ab, wenn sie todt sind. Diese vortrefliche Art, einen Unterschied zu machen, reitzte mich zu einem lauten Gelächter. „ Ey, nun begreife ich „ erst, war meine Gegen-Rede, die wahre Ursache „ von einer so vernünftigen Gewohnheit. Sie „ fliesset aus einer eben so verständigen Quelle, als „ jene, worauf ihr die Meynung gegründet habt, „ daß es lange nicht so schimpflich sey, Menschen „ an den Galgen zu henken, als Schafen die Haut „ abzuziehen. Nur eine einzige Sache ist noch „ übrig, die mir in dieser Sache einiges Bedenken „ machet; Nemlich, eure allerersten Vorfahren, „ jene Erz-Väter, von welchen eure heiligen Bü„ cher so oft Meldung thun, sind nach solchen „ Grundsätzen lauter unehrliche Leute gewesen; „ Denn es waren Vieh-Hirten. Wie schlimm war „ es nicht für diese Männer, daß sie nicht das „ Handwerk der Schinder getrieben haben! So „ würden sie alsdenn gegenwärtig für die alleräl„ testen Docktore der Arzneykunst angesehen wer„ den. „ Diese beisende Spötterey wurde von den Leuten, mit welchen ich redete, gar nicht in Obacht genommen. Ueberhaupt kann man sagen, daß die Schwaben eben nicht von so gar geschwinder Einsicht sind.

Die

Die Bayern sind schon viel gesitteter und liebenswürdiger, als die Schwaben. Hingegen sind sie auch hundertmal abergläubischer, ohngeachtet man denken sollte, es sey gar nicht möglich. Man kommt nicht leicht in eine Stadt, wo sich nicht irgend ein Knochen findet, welchen man auf eine ganz besondere Art in Ehren hält, und dessen Vertheidigung man sich nicht mit eben so grossem Eifer, als die Wohlfahrt, die Sicherheit, und den Ruhm des Vaterlandes angelegen seyn läßt. Die Bayern haben grosse Lust zu dem Kriege, und sind gute Soldaten. Die Wissenschaften werden bey ihnen eben nicht so gar hoch geachtet, und man kann mit ziemlichen Grunde behaupten, daß sie, überhaupt von ihnen zu reden, sich mehr zu den Waffen, als zu den Wissenschaften und schönen Künsten schicken*. Mit den Einwohnern von Augsburg, ihren Nachbarn, hat es schon eine andere Bewandniß. In dieser Stadt stehen die Künste und Wissenschaften eben so gut, als an den berühmtesten Orten Deutschlandes im Flore.

Die Oesterreicher sind die Deutschen Gasconier. Sie besitzen auf solche Weise noch mehr eitlen Stolz und Hochmuth, als die Französischen Gasconier, immassen der Stolz durchgängig in Deutschland ärger, als in Frankreich ist. Sie haben auch bey weitem nicht so vielen Witz und Lebhaftigkeit. Die Luft in ihrem Lande theilet ihnen keinesweges jenes muntere und aufgeweckte Wesen mit, welches den Leuten

* Seit einiger Zeit hat man in Bayern sowohl, als in Oesterreich etwas mehr Fleiß als ehemals auf die Wissenschaften gewendet. Uebers.

Leuten an den Bewohnern der Ufer des Garonne-Flußes so wohl gefällt, und worüber man ihnen ihre Mängel ganz gern verzeihet. Die Wissenschaften befinden sich bey den Oesterreichern in keinem vortheilhaften Zustande. Denn kann man wohl einer elenden Scholastischen Weltweißheit, wie sie in allen Schulen der Jesuiten vorgetragen wird, und einigen unvollkommenen Aufsätzen, welche durch schlechte Leute ohne Geschmack, ohne Verstand aus andern Büchern herausgeschmieret sind, mit Recht den Namen der Wissenschaft geben? Das Französische Gasconien ist das Vaterland der grösten Männer und geschicktesten Köpfe gewesen, die man jemals in Europa gehabt hat. Aus diesem Lande stammen ein Montagne, ein Bayle, ein Daille, ein Montesquiou, und andere mehr. Hingegen kann man dem Deutschen Gasconien dieses nicht nachrühmen, daß es der Welt solche Gelehrte geliefert hat. Die Schriften der berühmtesten Deutschen sind in diesem Lande schändlich gemißhandelt, und auf das strengste verboten worden. Was kann man wohl von der Geschicklichkeit einer solchen Nation hoffen, die nicht nur ihre Unwissenheit liebet, sondern auch diejenigen verfolget, die sie aus derselben herausreissen wollen. So bald als die vortrefliche Abhandlung von dem Natur- und Völker-Rechte, deren Verfasser ein gelehrter Deutscher ist, zum Vorschein kam, wurde sie auch gleich auf Ansuchung der Jesuiten, und anderer öffentlichen Lehrer zu Wien verboten. Sie befürchteten, diese überaus gründliche Schrift möchte den schändlichen Aberglauben, in welchen beynahe alle Oesterreicher gar zu sehr versunken sind,

auf einmal gar zu offenbar machen. Gleichwie ich dir aber hier die Fehler der Oesterreicher angezeiget habe, also darf ich nicht vergessen, dir auch ihre Tugenden zu beschreiben. Sie sind vortrefliche Soldaten, und ihren Landesherren auf eine besondere Art getreu; Sie gehen gern auf Reisen, sie sind Liebhaber von der Tonkunst; Die Mahlerkunst, Bildhauerkunst, und die schönen Künste befinden sich bey ihnen auf einem weit bessern Fuße, als die Wissenschaften.

Bey den Hannoveranern blühen die Wissenschaften eben so gut, als die schönen Künste. In ihrem Lande findet man eine zahlreiche Menge gelehrter Männer, die sowohl wegen ihrer grossen Gelehrsamkeit, als auch wegen ihrer rechtschaffenen Lebens-Art Hochachtung verdienen. Nach den Sachsen sind die Einwohner von Hannover nach meinen Gedanken das allergesellschaftlichste Volk in Deutschland. Die Sachsen hingegen werde ich allemal ohne vieles Bedenken den übrigen Deutschen insgesammt vorziehen. Von diesen sowohl, als von den Hessen, deren Tugenden und Fehler ich dir beschrieben habe, wirst du schon in einem von meinen vorhergehenden Briefen eine weitläuftige Nachricht gelesen haben.

Die Einwohner von Brandenburg haben ehemals die Wissenschaften getrieben, aber nach der Zeit fast ganz und gar liegen lassen. Der König, der über sie herrschet, thut seit sieben und zwanzig Jahren alles, was ihm nur möglich ist, um gelehrte Leute verächtlich zu machen, und hat es endlich

lich so weit gebracht, daß in seinem Lande eine Unwissenheit eingerissen ist, die auf keine andere Weise, als mit grosser Mühe und Arbeit, wird ausgerottet werden können *. Mit der Verbannung der Künste und der Wissenschaften aus einem Lande gehet es gar geschwind von statten. Aber nichts ist schwerer, als eben diese Künste und Wissenschaften wieder einzuführen. In zwanzig bis dreyßig Jahren machten die Gothen aus den Römern, und

* Seit ohngefähr dreyßig Jahren, da dieser Brief geschrieben wurde, hat es sich mit dem Zustande der Wissenschaften in den Preußischen Landen gar sehr geändert. Ein Jahr nach der öffentlichen Bekanntmachung des gegenwärtigen Briefes bestieg der itztregierende König von Preussen nach dem Todte seines Herrn Vaters, der im Jahre 1740. starb, den Thron. Dieser hat die Wissenschaften und Künste in einen solchen Zustand gebracht, daß sie in seinen Landen vor seiner Zeit niemals in einem so blühenden Zustande gewesen sind. Er hat seine Unterthanen durch sein eigen Beyspiel ermuntert, sich eifrigst darinnen zu üben. So bald als er die Regierung antrat, rufte er den berühmten Herrn **Wolf** zurück, den der König sein Herr Vater auf Anstiftung eines fanatischen Gottesgelehrten verbannet hatte. Der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gab er wieder einen neuen Glanz, und unternahm mit ihr, so zu sagen, eine neue Schöpfung. Er ließ eine Menge gelehrter Ausländer zu sich kommen, deren verschiedene sein Land zu ihrem beständigen Aufenthalt erwähleten. Diesen erwieß er vielleicht ein wenig zu viel Gnade, auf Kosten seiner Unterthanen, von welchen er deßwegen unterschiedene sehr wohlverdiente Leute einbüßte. Dahin gehört der Abt **Winkelmann**, und Herr **Lesing**, ein Schriftsteller von überaus großer Geschicklichkeit, der, wie es heißt, sich entschlossen hat, Hamburg zu seinem Aufenthalte zu wählen, welches, wenn es geschiehet, für Berlin ein sehr grosser Verlust ist.

und aus allen Italienern eben so rohe, und unwissende Leute, als sie selbst waren. Es gehörten mehr, als zwey Jahrhunderte dazu, um bey ihnen den guten Geschmack des Alterthums wieder herzustellen, da sie von neuem Lust bekamen, auf die Wissenschaften Fleiß zu wenden. Ehemals waren die Brandenburger überaus große Liebhaber von der Gastfreyheit. Gegenwärtig hat diese Tugend unter ihnen gar sehr abgenommen. Zuweilen verletzen sie so gar die heiligsten und ehrwürdigsten Gesetze *. Das ausserordentliche Verlangen, das unter ihnen herrschet, lange Soldaten zu haben, hat sie zu vielerley unanständigen Handlungen verleitet, wodurch sie sich bey der ganzen Welt in eine schlechte Nachrede gebracht haben. Es ist in der That etwas verdrüßliches, daß eine Nation, die doch sonst vortrefliche Eigenschaften besitzt, sich in ganz Europa durch den Geitz, und die Ehrbegierde etlicher einzelner Mitglieder verächtlich macht, welche hoffen, vermittelst etlicher langer Leute, die sie anwerben, ihr Glück zu machen. Du kanst dir gar nicht vorstellen, liebster Yn-Che-Chan, was für Tort dergleichen gewaltsame Werbungen den Preussen in allen den übrigen Ländern gethan

* Der itztregierende König hat alle gewaltsame Werbungen gänzlich aufgehoben, und es giebt in Europa wenig Länder, wo die Ausländer mit mehr Höflichkeit, als zu Berlin, aufgenommen werden. So groß ist der Unterschied in den Sitten, und Betragen eines Landes, wenn ein König den Thron besitzt, der ein Philosoph ist, oder wenn ein solcher Herr im Lande regiert, der seine Gewalt dazu mißbrauchet, daß er seinen Eigensinn, und seine Leidenschaften befriediget.

gethan haben. Das gemeine Volk bezeiget gegen dieselben beynahe einen eben so grossen Abscheu, als man gegen die wandernden und herumschwärmenden Tartarn heget, deren Hanthierung ist, arme Reisende auf der Straße anzufallen und fortzuschleppen. Leute von vornehmen Stande gedenken mit der äuserſten Verachtung an Edelleute, die es vergessen, was sie sich selbst, und ihrer Herkunft schuldig sind, welche Handlungen vornehmen, die einem gemeinen Soldaten zur Schande gereichen würden, und die aus einem niederträchtigen Eigennutze, oder zur Befriedigung einer seltsamen Leidenschaft, lange Leute zu haben, sich in die Gefahr begeben, eines schimpflichen Todtes zu sterben, wie dergleichen Unglück mehr als einem wiederfahren ist.

Die Einwohner von Böhmen haben mit den Oesterreichern einerley Gemüths-Art, sie sind eben so, wie jene, abergläubisch, und glauben mit eben so grosser Zuversicht alle lächerlichen Erzählungen, die von den Mönchen ersonnen werden. Dergleichen Erzählungen betrachten sie als unläugbare Wahrheiten, und ein jedweder, der ihnen nicht Glauben beyleget, ist in ihren Gedanken eben so strafbar, als wenn er das Daseyn der Gottheit läugnete; Wer nicht an den heiligen Johann von Nepomuck glaubet, demselben wird es für ein eben so grosses Verbrechen angerechnet, als wenn er nicht an GOtt glaubete. Die Böhmen sind nicht sonderlich gelehrt, tapfere Soldaten, ausserdem aber stolz, trotzig, und von gar geringer Höflichkeit. In ihren Augen sind sie die vornehmsten

Leute

Leute in der ganzen Welt, ihre Nachbarn hassen sie, und reden nicht leicht von jemanden, ausser von sich selbst etwas Gutes.

Die Pfälzer sind ganz brave Leute, sie erweisen sich gegen jedermann höflich, sie sind Liebhaber guter Künste, und verachten weder die Wissenschaften, noch die Gelehrten. In der Pfalz haben unterschiedene sehr berühmte Gelehrte gelebet. Ohngeachtet die Einwohner derselben, was die Religion anlangt, getheilet sind, so haben sie sich doch bis hieher in so ferne sehr vernünftig verhalten, daß sie einander wechselsweise keinen Verdruß gemacht haben. Es haben zwar freylich die Geistlichen, und insbesondere die Jesuiten, es nicht an sich fehlen lassen, und vielmehr alles, was sie nur ersinnen konnten, angewendet, um sie in einander zu hetzen, und es dahin zu bringen, daß sie einander aus frommen Eifer die Hälse brechen sollen. Aber sie sind so klug gewesen, daß sie auf alle böse Rathschläge nicht im mindesten gehöret, und sich dem Geiste der Schwärmerey muthig widersetzet haben. Ich will ihnen zu ihrem eigenen Besten herzlich wünschen, daß sie bey solchen vernünftigen Gedanken lange Zeit bleiben, und andern Nationen ein Beyspiel geben mögen, das der Nachahmung so sehr würdig ist, und gleichwohl so gar selten nachgeahmet wird.

Hier hast du ohngefähr, werthester Yn-Che-Chan, meine Gedanken in Ansehung der Gemüths-Art und Sitten der verschiedenen Nationen, welche man unter dem allgemeinen Namen der Deut-

schen verstehet. Du siehest nun wohl, wie sehr sie von einander unterschieden sind. Ein Mensch, der von dem einen Volke nach der Verfassung des andern urtheilen wollte, würde in einen überaus grossen Irrthum gerathen. Um also von ihren Sitten und Gebräuchen geziemend zu urtheilen, muß man sich nach einem jedweden Volke insonderheit erkundiget haben. Ueber dieses muß man sich auch wohl in Acht nehmen, daß man nicht unter ihnen das eine gar zu geschwind und übereilt tadelt, das andere hingegen aus Vorurtheil, oder aus Eigenliebe lobet. Dasjenige Urtheil, das ich hiervon gefället habe, ist um so viel mehr der Natur gemäß, und um desto unpartheyischer, da ein Chineser, dergleichen ich einer bin, nicht den mindesten Grund hat, warum er eben einen Sachsen mehr, als einen Oesterreicher, oder einen Bayer mehr, als einen Westphälinger lieben sollte. Ich sage dir aufrichtig meine Gedanken, und thue den Ausspruch auf eine solche Art, daß ich zuvor mit den Leuten, die ich dir beschreibe, fleißig umgegangen bin, und ihr Thun und Wesen sorgfältig geprüfet habe. Doch ist dabey wohl zu merken, daß ich von allen Nationen nur blos überhaupt und nach dem grösten Haufen rede. Denn wer wird wohl jemals zweifeln, daß man auch unter Nationen, die am allerwenigsten gesellschaftlich sind, einzelne liebenswürdige Personen antrift, die an den Fehlern und Mängeln ihrer Landsleute nicht den mindesten Antheil nehmen, gleichwie sich auch auf der andern Seite unter den allergesittetsten und artigsten Völkern allerhand sehr tolpische und unwissende Menschen finden? Keine Regel ist, wie

man insgemein zu sagen pfleget, ohne Ausnahme. Dieses findet auch besonders zu der Zeit statt, wenn man von einer Nation überhaupt eine Beschreibung macht.

Ich werde ehestens aus Deutschland weggehen, und mich nach Pohlen begeben. Es kommt mir in der That sehr schwer an, daß ich Sachsen verlassen soll. Aber ich muß gleichwohl auch einmal daran denken, daß ich wieder in mein liebes Vaterland zurück kehre; Und die Länder, die ich noch zu durchwandern übrig habe, sind von einem überaus grossen Umfange. Ich werde immer so, wie bisher, fortfahren, dir so oft, als es mir wird möglich seyn, von meinen Umständen Nachricht zu ertheilen. Von unserm guten Freunde, dem Tiao, habe ich in einer sehr langen Zeit nicht die geringste Nachricht erhalten. Seit dem er von Moscau ab, und nach Stockholm gereiset ist, habe ich auch nicht einen einzigen Brief von ihm gesehen. Allem Ansehen nach muß er auf seiner Reise bis hieher so viele Hinderniße gefunden haben, daß er gar keine Zeit gehabt hat, an mich zu schreiben. Ich weiß es nicht, ob er dich vielleicht eben so, wie mich, in einer völligen Ungewißheit seines Wohlbefindens wegen gelassen hat. Lebe wohl.

Dreßden ——

Der hundert und dritte Brief.

Choang, an Yn=Che=Chan.

Die Morgenländischen Schriftsteller, liebster Yn-Che-Chan, sind in Ansehung des Vaterlandes des Zoroasters nicht einerley Meynung. Zum Theil haben sie gesaget, er sey von Geburt ein Jude gewesen. Ben-Schanach * macht ihn zu einem Schüler des Propheten Esra, der den Fluch auf ihn legte, weil er Meynungen behauptete, welche den Grundsätzen des Jüdischen Gesetzes völlig entgegen gesetzt waren, worüber er zur Strafe wegen seiner Gottlosigkeit aussätzig wurde. Aus diesem Grunde soll er also von Jerusalem weggejagt worden seyn, und sich nach Persien gewendet haben, wo er der Stifter einer neuen Religion worden ist. Einige andere Schriftsteller ** sprechen, Zoroaster sey in demjenigen Stücke des Medischen Landes auf die Welt gekommen, welches heut zu Tage den Namen Aderbijan, oder Aderbaidian bekommt. Abulpheda giebt vor ***, er habe das Licht der Welt in der Stadt Urmi erblicket, welche in den Gordyäischen Gebürgen, und in derselben Landschaft ganz gegen Abend lieget. Die Gauren, die sich nach Indien begeben haben, machen

* *Herbelot*. Bibliotheca Oriental. p. 932.

** E regione Aderbayajan fuit pater ejus. *Sharist.* apud *Hyde Hist. Religion. Vet. Pers.*

*** *Beausobre* Hist. de Manichée &c. Tom. I. Liv. I. Chap. VI. p. 394.

machen einen armen Chineser, mit Namen Espintaman, zum Vater, und eine gewisse Dodo zur Mutter des Zoroasters *. Man hat sehr wohl angemerket, daß diese beyden Namen gar nicht aus der Chinesischen Sprache sind, und es hat das Ansehen, wie auch ein gelehrter Europäischer Schriftsteller mit sehr gutem Grunde die Anmerkung macht **, daß die Gauren, die ihre Zuflucht nach Indien, und in unser Vaterland genommen, einen Theil von dem, was theils den Gottesdienst, theils die Geschichte ihrer Religion anlangt, öffentlich bekannt gemacht haben.

Die Christen wissen von dem Vaterlande des Zoroasters eben nicht mehr, als die Morgenländer. Clemens von Alexandria *** macht ihn bald zu einem Persianer, bald zu einem Meder. Wieder andere sprechen, er sey ein Backtrianer † gewesen, und noch andere, worunter auch Arnobius zu rechnen ist, sind der Meynung, er sey aus Ethio-

* Ceremonies & Coutumes religieuses des peuples &c. par *Bernard. Piccart.* Tom. II. Dissertation sur la Religion des Perses, pag. 14.

** Atqui hodierni hi Persae Carmanienses majorum suorum doctrinam alienis opinionibus & ritibus minus oblitam & permistam videntur retinuisse, quam priores illi Indiae inquilini, a patria sua jamdudum exterminati, & moribus exterorum ac dogmatibus imbuti. *Huet.* Demonstr. Evangel. Cap. V. Propos. IV.

*** Zoroastrem nunc Persam nunc Medum statuit Clemens Alexandrinus. *Id*, Ibid.

† Persomedum Suidas, plerique Bactrianum, alii Aethiopem. *Id.* Ibid.

Ethiopien gebürtig *. George Horn, ein neuerer Schriftsteller ist auf die Gedanken gerathen, Zoroaster sey der falsche Prophet Bileam, von welchem in den Büchern der Juden Meldung geschiehet. Hyde ist der Meynung **, er sey ein Persianer; der gelehrte Beausobre *** stimmet derselben bey, und Docktor Prideaux hingegen leitet seine Herkunft aus dem Jüdischen Volke her †.

Welches ist nun wohl unter einer so grossen Anzahl die rechte wahre Meynung? Was für einen Ausspruch kann man über eine so ungewisse, oder besser zu reden, über eine ganz unmöglich zu entscheidende Sache thun? Was mich anlangt, werthester Yn-Che-Chan, so wiederhole ich nochmals, was ich dir in meinem letztern Briefe geschrieben habe, und ich behaupte noch einmal, daß man von dem Zoroaster weiter nichts mit einiger Gewißheit, als dieses, sagen kann: Zoroaster hat gelebet. Nunmehro soll die Reihe an die Betrachtung der Lehren, und der Religion kommen, die er nach der gemeinen Meynung gestiftet hat.

Die allerältesten Schriftsteller, die wir aufschlagen können, melden uns insgesammt, Zoroaster habe die Lehre von zweyen ewigen Grundwesen, einem guten und einem bösen angenommen. Dem guten GOtt gaben die Persianer den Namen Hormizda,

* *Arnob.* Disput. adv. Gent. Lib. I.

** *Hyde* Hist. Relig. Vet. Pers Cap. XXIV.

*** Hist. Des Dogmes de Manichée, Liv. I. Chap. VI.

† *Prideaux* Alt und Neues Testament in einer Connexion im 4ten Buche.

mizda, aus welchem die Griechen durch eine verderbte Aussprache den Namen Oromades machten. Den bösen Gott nennten sie Athariman, und die Griechen verwandelten diesen Namen in Arimanes. Diogenes Laertius meldet uns nach dem Aristoteles, auf dessen Zeugniß er sich berufet *, daß die Magier zwey ewige Wesen glaubten. Eben derselbe Geschichtschreiber setzet hinzu, Hermippus habe ihnen auch dergleichen Meynung beygeleget. Plutarch ist über diesen Punkt noch umständlicher, und schreibet diese Lehre ausdrücklich dem Zoroaster, und seinen Schülern zu. Das ganze Lehrgebäude dieses Mannes beschreibet er noch ausführlicher in folgenden Worten **: „Zoroaster, der Magus,

* Aegyptiis vero antiquiores esse Magos Aristoteles auctor est, in primo de Philosophia libro, duoque ex illorum sententia esse principia: *bonum daemonem, & malum.* Alterum ex his *Jovem* & *Oromasdem*, alterum *Plutonem* & *Arimanium* dici. Quod Hermippus quoque in primo de Magis ait: atque Eudoxus in Periodo; Theopompus octavo Philippicorum Libro. *Diogen. Laërt.* Procem. Segm. 9.

** Plutarchus de Iside & Osiride, T. II. p. 369. 370. Ζωροάστρης ὁ Μάγος ἐκάλει τὸν μὲν ἀμείμονα Θεὸν Ὠρομάζην, τὸν δὲ ἕτερον Ἀρειμάνιον - - - Ἐδίδαξε μὲν τῷ εὐκταῖα θύειν, καὶ Χαριστήρια, τῷ δὲ ἀποτρόπαια καὶ σκυθρωπά. - - Ὁ μὲν Ὠρομάζης ἐκ τοῦ καθαρωτάτου φάους, ὁ δὲ Ἀρειμάνιος ἐκ τοῦ ζόφου γεγονὼς πολεμοῦσιν ἀλλήλοις. Καὶ ὁ μὲν ἓξ Θεοὺς ἐποίησε, τὸν μὲν πρῶτον, εὐνοίας, τὸν δὲ δεύτερον, ἀληθείας, τὸν δὲ τρί-

» gus, nennte den guten GOtt Oromazes, und » den andern Arimanius . . . Er gab die An» weisung dem einen zu opfern, um von ihm alle » gute Dinge zu bitten, und ihm dafür zu danken; » Und dem andern, um alle schlimmen und bösen » Dinge abzuwenden, und auf eine andere Seite » zu lenken . . . Seine Schüler sprechen . . . , » Oromazes sey aus dem allerreinsten Lichte, und » Arimanius aus der Finsterniß entsprungen; Sie » führeten Krieg und Streit wider einander, und » der eine habe sechs Götter gemacht. Der erste » ist der GOtt der Wohlgewogenheit, der zweyte

der

τον, εὐνομίας. τῶν δὲ λοιπῶν, τὸν μὲν σοφίας, τὸν δὲ πλούτου, τὸν δὲ τῶν ἐπί τοῖς καλοῖς ἡδεῶν δημιουργὸν. Ὁ δὲ τούτοις ὥσπερ ἀντιτέχνους ἴσους τὸν ἀριθμὸν. Εἶθ᾽ ὁ μὲν Ὠρομάζης τρὶς ἑαυτὸν αὐξήσας ἀπέστησε τοῦ ἡλίου τοσοῦτον, ὅσον ὁ ἥλιος τῆς γῆς ἀφέστηκε, καὶ τὸν οὐρανὸν ἄστροις ἐκόσμησεν, ἕνα δὲ ἀστέρα πρὸ πάντων οἷον φύλακα, καὶ προόπτην ἐγκατέστησε, τὸν σείριον. Ἄλλους δὲ ποιήσας τέσσαρας καὶ εἴκοσι Θεοὺς εἰς ὠὸν ἔθηκεν. Οἱ δὲ ὑπὸ τοῦ Ἀρειμανίου γενόμενοι, καὶ αὐτοὶ τοσοῦτοι, διατρήσαντες τὸ ὠὸν γανωθὲν, ἀναμέμικται τὰ κακὰ τοῖς ἀγαθοῖς. Ἔπεισι δὲ χρόνος εἱμαρμένος, ἐν ᾧ τὸν Ἀρειμάνιον λοιμὸν ἐπάγοντα, καὶ λιμὸν ὑπὰ τούτων ἀνάγκη φθαρῆναι παντάπασι, καὶ ἀφανισθῆναι, τῆς δὲ γῆς ἐπιπέδου καὶ ὁμαλῆς γενομένης, ἕνα βίον καὶ μίαν πολιτείαν ἀνθρώπων μακαρίων καὶ ὁμογλώσσων ἁπάντων γενέσθαι.

„ der Gott der Wahrheit, der dritte des guten „ Gesetzes, der vierte der Weißheit, der fünfte des „ Reichthums, der sechste der Gott der Freude „ über gute und wohlgethane Dinge. Der andere „ hat deren, wie sie sprechen, auch wieder sechse „ gemacht, die in allen Stücken den vorigen ent„ gegen gesetzt, und zuwider sind. Sodann habe „ sich Oromazes dreymal vermehret, und so weit „ von der Sonne entfernet, als die Sonne von „ der Erde entfernet ist, und habe den Himmel „ mit Sternen geschmücket, unter welchen er einen „ besonders, nemlich den Hundsstern, zum vor„ nehmsten, und Anführer gesetzet hat. Nach die„ sem machte er noch andere vier und zwanzig Göt„ ter, und steckte sie zusammen in ein Ey. Aber „ die andern, die von dem Arimanius in gleicher „ Anzahl gemacht worden waren, kratzten und „ schabten an diesem Eye so lange herum, bis sie „ es durchlöcherten, und seit der Zeit ist Gutes „ und Böses unter einander gemenget. Aber es „ wird eine bestimmte und festgesetzte Zeit kommen, „ da dieser Arimanius, der über die Welt Hun„ ger und Pest bringet, ganz und gar vertilget, „ und ausgerottet werden wird, und alsdenn wird „ der Erdboden ganz platt, gleich, und eben wer„ den. Es wird nicht mehr, als einerley Leben, „ und einerley Gattung von Regierung der Men„ schen seyn, die nur eine einzige Sprache unter „ einander haben, und glücklich leben werden.„

Die Morgenländischen Schriftsteller, die von der Religion der neuern Persianer, denen man gegenwärtig den Namen der Gauren beyzulegen pflegt,

get, geschrieben haben, legen ihnen bis auf einen gar geringen Unterschied eben diejenigen Meynungen bey, welche Plutarch ihren Vorfahren nachsaget. Noch bis itzt finden sich unter den Gauren etliche verschiedene Seckten, welche zwey gleich ewige Wesen, GOtt und den Teufel glauben *. Sind dieses nun nicht die zwo Gottheiten, von welchen Plutarch redet, und deren die eine gut, die andere böse seyn soll? Daß man ihnen einen andern Namen gegeben, dieses hat seine gegründeten Ursachen gehabt, wovon ich dir weiter unten etwas sagen will **. Der Tarikh-monte-Kheb sagt: Zoroaster, der Stifter von der Seckte der Megiusch, oder der Magier, sey auch der erste, welcher die zwey Grundwesen aller Dinge gelehret hat, und der Zuname Megiusch, den man ihm beyleget, sey ein von den Arabern falsch ausgesprochenes Wort, aus dem Persianischen Meckhusch, welches sauer-süß bedeutet, wegen der beyden Grundwesen, des Guten und des Bösen, die er auf die Bahn brachte. Es giebt unter den Gauren noch ein paar andere Seckten, die dem bösen Grundwesen keine solche Ewigkeit, wie dem Guten beyzulegen pflegen; sondern sie leiten seinen Ursprung von einer übeln Gedanke her,

* Dualistae Diaboli coaeternitatem asserunt: Sunt enim ex Indo-Persis, & Dualistis Manichaeis aliisque hereticis - - - qui opinantur, diabolum a se ipso processisse, ut loquuntur, id est aeternum fuisse, & malos angelos sibi creasse. *Ibn-Shahna* in Lib. de primis & postremis, apud *Hyde* Hist. Relig. veter. Persarum Cap. IX. pag. 169.

** *Herbelot.* Biblioth. Oriental. p. 931. col. 1.

her, welche in dem Verstande des letztern entstund. Diese Gedanke war *: Wenn sich nichts mir widersetzet, wie soll denn mein Ruhm, und meine Größe bekannt werden können? Wenn wir die letztere Meynung ausnehmen, so vereinigen sich diese Secten ausserdem fast in allen Lehrsätzen mit den Dualisten. Diejenigen, die sich zu denselben bekennen, erklären die vornehmsten Lehren ihrer Religion auf gleiche Art. Sie sprechen, es habe sich zwischen Oromazdes, dem GOtt des Lichts, und Arimanes, dem Gott der Finsterniß, ein Krieg erhoben. Die Engel waren zwischen diesen zwo Gottheiten Mittels-Personen, und es wurde die Einrichtung gemacht, daß die untere Welt dem Arimanes auf eine Zeit von sieben tausend Jahren völlig überlassen werden sollte. Nach diesem sollte dieselbe Welt dem Oromazdes wiedergegeben werden, und das Licht ganz allein darinnen regieren. Sie setzen hinzu, daß Arimanes vor diesem Frieden die Einwohner der Welt ganz und gar ausgerottet und vertilget hätte; Daß die Menschen, die zu solcher Zeit blose Geister waren, von dem Oromazdes wären angesprochen worden, der sie gebeten hätte, ihm zu Hülfe zu kommen, und daß sie Körper

* Asserentes *Yezdan* fuisse - - - sine initio aeternum, & *Ahreman* fuisse productum & creatum; *Yezdan* cogitasse secum, nisi fuerint mihi controversiae, quomodo erit? hancque cogitationem pravam, naturae lucis minus analogam, produxisse tenebras, dictas *Ahreman*, qui natura dispositus ad malum, & dissidium, & improbitatem, & noxam, & omnia nocumenta: & prodiens contra lucem eam opposuit tam natura, quam dicto. *Ibn-Shahna* in Lib. de primis & postremis, apud *Hyde*, Relig. &c. &c. Cap. XXII. pag. 295.

Körper angenommen, und unter der Bedingung gestritten hätten, wenn sie Beystand von dem Lichte erhielten, und zuletzt den Arimanes überwinden würden; Welches auch wirklich geschehen werde, und sodann werde eine Auferstehung der Leiber, eine vollkommene Absonderung des Lichtes von der Finsterniß, und eine herrliche Befreyung von allem Uebel, womit die ganze Welt zu itzigen Zeiten überschwemmet ist, statt finden.

Hieraus wirst du, liebster Yn-Che-Chan, ziemlich deutlich wahrnehmen, daß die Meynungen der Gauren, und jene, welche die Griechen den alten Persern beygeleget haben, einander gar sehr ähnlich sind. Dienet dieses nicht zu einem augenscheinlichen Beweise, daß die Schüler und Nachfolger Zoroasters zu allen Zeiten beynahe einerley Lehrsätze angenommen haben? Von wem sollten nun wohl diejenigen, die noch heut zu Tage leben, sie sonst erhalten haben, wenn es nicht von ihrem Glaubens-Vater ist, da man zuverläßig weiß, daß sie weiter keinen neuen Gesetzgeber gehabt haben, und öffentlich bekennen, daß sie fest an dem alten Glauben der ersten Persianer halten? Sind die Engel, die man für Mittels-Personen zwischen dem Oromazdes, und dem Arimanius ausgiebt, nicht jene Unter-Gottheiten, welche durch die ersten Grundwesen, wovon Plutarch redet, geschaffen worden sind? Ist die Zeit, wenn Arimanius überwunden werden, die Auferstehung statt finden, und alles Uebel aus der Welt verbannet werden wird, etwan eine andere, als jene, von welcher Plutarch erzählet, daß nach der Vertilgung des

Arimanius die Erde ganz platt, gleich und eben seyn, und nicht mehr, als ein Leben, und einerley Regierung seyn wird? Eben dieselbe Auferstehung, wovon die Gauren heut zu Tage reden, ist den alten Griechen nicht unbekannt gewesen, und sie haben dergleichen Lehrsatz den Anhängern des Zoroasters zugeschrieben. Diogenes Laertius erkläret sich über diesen Punkt sehr deutlich *, und beruft sich auf einen Schriftsteller, der sehr lange vor seiner Zeit gelebet hat.

So groß ist die Anzahl der Beweise, welche insgesammt deutlich erweisen, daß die Lehre der neuern Gauren mit demjenigen vollkommen übereinstimmet, was die Griechen von der Lehre der alten Perser gemeldet haben. Hiernächst sagen alle Griechischen Schriftsteller mit klaren und ausdrücklichen Worten, daß die Magier, als Nachfolger des Zoroasters, von zweyen ewigen Grundwesen, einem guten und einem bösen geredet haben. Ich weiß also in der That nicht, wie es zugehet, daß gewisse neuere, theils morgenländische, theils abendländische Schriftsteller sich eingebildet haben, Zoroaster habe nur ein einziges ewiges Wesen erkannt, welches das Licht und die Finsterniß erschaffen habe, seiner Meynung nach wäre das Gute und das Böse ursprünglich durch die Vermischung des Lichts und der Finsterniß hervorgebracht, und diese Vermischung wurde so lange fortdauern, bis das Gute und

* Qui e Magorum sententia in vitam quoque redituros homines dicit, immortalesque futuros, & universa illorum precationibus permansura. Ista Eudemus quoque Rhodius dicit. *Diogen. Laërt.* in Proœm. Segm. 9.

und das Böse, jedes so zu sagen, wieder in ihren ehemaligen Bezirk versetzet würden. Mich dünket, die Gründe, womit diese Schriftsteller ihre Meynung bestätigen wollen, sind nicht sonderlich überzeugend. Man kann sie ziemlich für sinnreiche Hirngespinste ansehen, welche mehr einen eitlen glänzenden Schimmer, als etwas wirkliches an sich haben. Gleichwohl sind darunter allerhand Gelehrte, die sich einen sehr berühmten Namen erworben haben, und dieser Meynung beygetreten sind. Sie gründen sich zum Theil auf gewisse mehr zweydeutige, als richtige und offenherzige Reden, welche die Gauren führen, desgleichen auf etliche Punkte ihrer Religion, welche anzunehmen sie mehr die Klugheit, als eine wahrhafte Ueberzeugung verleitet hat. In dem künftigen Briefe, den du von mir erhalten wirst, will ich eine Untersuchung anstellen, ob man auch den übrigen Gründen Glauben zustellen dürfe, wodurch die Gelehrten zu beweisen suchen, daß Zoroaster nur ein einziges ewiges Wesen geglaubet habe. Lebe wohl.

Ispahan —

Der hundert und vierte Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Ein gewisser berühmter Schriftsteller unter den Europäern, werthester Yn-Che-Chan, hat ein Buch über die Religion der alten Persianer verfertiget,

tiget, welches ich nur vor kurzer Zeit durch Vermittelung eines Engelländischen Kaufmanns, der mir noch allerhand andere Bücher verschaffet hat, in die Hände bekommen habe. Dieser behauptet, Zoroaster habe niemahls mehr, als ein einziges erstes Wesen angenommen, und gesagt, dieses Wesen habe noch zwey andere gezeuget, nemlich das Licht, und die Finsterniß, welche eigentlich zu reden nichts weiter, als untergeordnete Ursachen wären. Diese einander entgegen gesetzte Grund-Ursachen wären die Ursache aller der verschiedenen Geschöpfe, die in der ganzen Welt zu finden sind, und dieselben wären durch ihre Vermischung gebildet. Das Höchste Wesen, und die ewige Grund-Ursache, die wir unter dem Namen des Tien, und die Europäer unter der Benennung Gottes verstünden, wäre von aller Ewigkeit her, weit vor der Erzeugung der andern beyden Grundwesen ganz allein, ohne ein anderes, gleiches, mitwirkendes, oder ähnliches Wesen vorhanden gewesen. Da auf solche Weise GOtt das Licht und die Finsterniß unter einander gemischet, so wären aus dieser Vermischung das Gute und Böse, die Reinigkeit und die Unreinigkeit entstanden *. Es war ein grosser Kampf zwischen diesen zweyen Grund-Ursachen, oder

* Zerdust affirmavit - - quod Deus, qui creavit lucem & tenebras, utriusque auctor unicus sit, sine socio, sine pari aut simili, nec ei referenda sit - - existentia tenebrarum, sicut dicunt Servanitae: Sed bonum & malum, integritas ac corruptio, & puritas ac spurcities exiverunt ex mistione, seu commistione lucis & tenebrarum, & si haec duo commista fuissent, non extitisset mundus. Et haec duo contra se invicem insurgebant, de victoria contendebant, donec lux vic-

oder wenn man sie lieber also nennen will, den zwo hauptsächlichsten untergeordneten Ursachen. Endlich überwand das Licht die Finsterniß, welche sich nach ihrer Besiegung in ihre Welt, gleichwie das Licht in die Seinige begab. Dann vermischete Gott diese zwey entgegengesetzten Dinge von neuem, und stiftete ein ursprüngliches Licht, aus dessen Daseyn die Finsterniß also entstund, wie etwan der Schatten dem Körper folget.

Ohngeachtet man nun bey dieser Erklärung des Lehrgebäudes des Zoroasters es sich hat sehr sauer werden lassen, und seine äusersten Bemühungen angewendet, so siehet doch ein jeder, daß man es nicht hat Umgang haben können, einzuräumen, daß er zweyerley Grundwesen angenommen habe, worunter eines der Ursprung alles Guten, und das andere der Ursprung alles Bösen seyn soll. Mit was für Wahrscheinlichkeit will man aber wohl behaupten, daß Zoroaster nur ein ewiges Grundwesen, als den Schöpfer der beyden andern angenommen habe? Ich sehe auch nicht die mindeste. Vielmehr glaube ich, daß man gar nicht der Wahrheit gemäß urtheilet, wenn man sich die Sache also vorstellet. Denn aus was für Grunde nahm der Gesetzgeber der Perser seine Zuflucht zu dem angenomme-

ceret tenebras, & bonum malum. Tum postea salvum evasit bonum ad mundum suum, & malum divertebat ad mundum suum; & sic fuit causa liberationis. Cumque deus excelsus haec duo temperaverat, & miscuerat pro arbitrio suo, eaque in compositione viderat, tum instituit lucem ut originale quiddam, & indixit existentiam ejus, ut existeret. *Shahrist.* apud *Hyde*, Relig. vet. Persar. Cap. XXII. p. 299.

nommenen Satze von zweyen Grundwesen? Ohne Zweifel deßwegen, wie dieses auch ein Europäischer Kunstrichter sehr gelehrt und gründlich anmerket, damit er hierdurch den Bedenklichkeiten und Einwendungen ausweichen möchte, die daher rühren, wenn man nur ein einziges Wesen annimmt, welches nicht allein die Ursache des Guten, sondern auch die Ursache des Bösen seyn müste. „Nun „ aber würde man denselben nicht ausgewichen „ seyn *, wenn man gesagt hätte, daß Arimanius „ seinen Ursprung von dem guten GOtt, von dem „ höchsten und allein ewigen Wesen hätte. Denn „ auf solche Weise bliebe immer noch die Frage „ übrig, wie Arimanius, das Grundwesen des „ Bösen, durch eine unendlich gute Ursache habe „ können hervorgebracht werden. Man mag spre„ chen, GOtt bringe selbst alles Böse einzeln her„ vor, oder, er habe den Arimanius hervorge„ bracht, welcher hernach der nothwendige Urhe„ ber alles einzelnen Bösen ist, so begreifet ein je„ der ganz leicht, daß beydes auf eines hinaus „ läuft. Solchergestalt würde Zoroaster auf kei„ nen einzigen Einwurf habe antworten können.„ Was hätte er denn also für Nutzen gehabt, wenn er sich die Mühe genommen, einen Satz, wovon er gar keinen Vortheil gewann, entweder zu erfinden, oder wenigstens zu erneuern?

Ich kann gar nicht begreifen, warum der Engeländische Schriftsteller, der so gar eifrig bemühet gewesen ist, aus dem Zoroaster einen guten und vollkommenen Deisten zu machen, diesen Unbequem-

* *Bayle* Diction, Hist. & Crit, Tom. III. p. 559.

lichkeiten nicht nachgedacht, und nicht lieber der Meynung der alleräl testen Schriftsteller beygetreten, als daß er auf so gar sonderbare und seltsame Gedanken gerathen ist. Es hilft ihm nichts, wenn er spricht, die Griechen hätten von den Meynungen solcher Weltweisen, die sie Barbaren zu nennen pflegten, keine hinlängliche Wissenschaft gehabt. Anfänglich räume ich gar nicht ein, daß es damit seine Richtigkeit hat. Denn mehr als einer unter ihnen hat von diesen sogenannten Barbaren seine Weltweißheit gelernet. Thales, Plato, Demokrit, waren eine lange Zeit auf Reisen, und holten einen Theil ihrer Gelehrsamkeit von den Egyptern und Chaldäern. Es heisset sogar, Pythagoras sey ein Schüler des Zoroasters gewesen. Es hat auch seine völlige Richtigkeit, daß die Meynungen, welche Porphyrius dem Pythagoras beyleget, gerade so beschaffen sind, wie sie von den Griechen dem Zoroaster zugeeignet werden. Pythagoras, spricht Porphyrius *, redete von zweyerley einander entgegen gesetzten Kräften; eine davon war die Gute, welche er die Einheit, das Licht, die Rechte, das Gleiche, das Standhafte, das Gerade nennte; Die andere war die Böse, welcher er den Namen des Gezweyten, der Finsterniß, des Linken, des Ungleichen, des Unbeständigen, des Bewegten, oder was sich auf alle Seiten beugt, beyleget. Wenn wir nun den Fall setzen, daß Pythagoras von dem Zoroaster gelernet hat, ist hieraus nicht die Muthmassung richtig, daß die Gedanken des Lehrers so beschaffen seyn müssen, wie die Meynungen des Schülers, da die

Geschicht-

* *Porphyr.* de Vita Pythagorae, p. m 197.

Geschichtschreiber, und alle Weltweisen in den ältesten Zeiten, was diesen Punkt anlangt, mit einander einig sind? Nun aber ist dieses, daß Pythagoras ein Schüler des Zoroasters habe seyn können, wenigstens eben so wahrscheinlich, als alle Muthmassungen des Engelländischen Schriftstellers. Ein berühmter Gelehrter hat in seinen Schriften diese Meynung mit grossem Nachdrucke und Wahrscheinlichkeit vorgetragen, und das, was er über diese Sache schreibet, ist so vortreflich, daß ich es von Wort zu Wort hier einrücken will *:

„ Da Pythagoras noch ein sehr junger Mensch „ war, so führete ihn Mnesarchus, sein Vater, „ der es wuste, was für ein gutes natürliches Ge„ schicke er zu allen Wissenschaften hatte, nach Ty„ rus, und empfahl ihn der Aufsicht der Chaldäer, „ weil er eine ganz ausserordentliche Begierde hat„ te, die Weltweißheit von ihnen zu lernen. Al„ lem Vermuthen nach hatten diese Weltweisen ih„ re Schule in Tyrus. Nach der Zeit begab sich „ Pythagoras weiter nach Babylon, wo er zwölf „ Jahre lang blieb, und daselbst gar oft einen „ Magier, mit Namen Zabratus, zu seinem Um„ gang hatte, der ihm von der Beschaffenheit „ und den Grund=Ursachen aller Dinge Unter„ richt gab. Eben dieser, und andere Magier „ mehr waren es, von welchen er die Regeln und „ die Grundsätze lernete, die er in Ansehung alles „ desjenigen, was die Religion, die Reinigungen, „ die Sitten, und die Enthaltungen betrift, die „ weisen Männern gebühren, mit sich nach Ita„ lien brachte.

* *Beausobre* Hist. de Manichée &c. Tom. I. pag. 30.

„ Gelehrte Leute haben geglaubet, derjenige,
„ der in dem Porphyrius den Namen Zabratus
„ hat, sey der berühmte Zoroaster. Plutarch nen-
„ net den letztern auch wirklich Zaratas, und Theo-
„ doret Zaradas, beydes solche Namen, die allem
„ Ansehen nach einerley sind mit dem Namen Zar-
„ dosch, oder Zerdusth. Dieses sind die Gedan-
„ ken des Herrn Hyde, und die Gelehrten mögen
„ zum Theil darwider einwenden, was sie wollen,
„ so ist doch die Zeitrechnung in diesem Stücke gar
„ nicht zuwider. Eusebius giebt das Zeugniß,
„ daß Pythagoras in dem dritten Jahre der sie-
„ benzigsten Olympiade gestorben sey, welches ohn-
„ gefähr in das 495, oder 496ste Jahr vor der Ge-
„ burt unsers Heylandes fällt. Der Ungenannte,
„ der das Leben des Pythagoras geschrieben hat,
„ welches von Lucas Holstenius herausgegeben
„ worden ist, meldet auf den Glauben des allge-
„ meinen Rufes, Pythagoras habe hundert und
„ vier Jahre gelebet. Solchergestalt wäre er
„ ohngefähr 600. Jahre vor der Christlichen Zeit-
„ rechnung gebohren worden. Den grösten Theil
„ seines Lebens brachte er auf seinen Reisen in
„ Egypten, Judäa, Arabien, und endlich in Chal-
„ däa zu, wo er sich sonderlich in Babylon zwölf
„ Jahre aufhielt. Aller Wahrscheinlichkeit nach
„ kam er nicht eher, als gegen die drey und sech-
„ zigste Olympiade von seinen Reisen zu einer sol-
„ chen Zeit zurück, da Polykrates kurz zuvor sei-
„ nem Vaterlande Samos die Freyheit genommen
„ hatte. Deßwegen verging ihm die Lust, dahin
„ zurück zu gehen, und er sahe sich genöthiget,
„ seinen Wohn- und Lehr-Platz in Italien aufzu-

„ schla-

„ schlagen. Dieses läßt sich aus dem Eusebius
„ bestätigen, welcher versichert, Pythagoras habe
„ nicht eher, als gegen das zweyte Jahr der fünf
„ und sechzigsten Olympiade angefangen in der
„ Welt bekannt zu werden. Hiermit wird also die
„ Zeit dieses Weltweisen ziemlich zuverläßig be-
„ stimmt. Was ferner die Lebens-Zeit des Zoroa-
„ sters anlangt, so bezeuget Abulfaragius, er sey
„ unter dem Cambyses im Flore gewesen, welcher
„ in dem vierten Jahre der zwey und sechzigsten
„ Olympiade, drey oder vier Jahre vor der Ty-
„ rannischen Herrschaft des Polykrates, um wel-
„ che Zeit Pythagoras vielleicht noch in Babylo-
„ nien gewesen seyn mochte, dem Cyrus in der
„ Regierung nachfolgete. Zoroaster erhub sich
„ nicht gleich auf einmal zu der Würde eines Pro-
„ pheten, und hatte ohne Zweifel etliche Jahre
„ zuvor unter den Magiern ein grosses Ansehen.
„ Dem sey, wie ihm wolle, so erhellet doch aus
„ dieser Berechnung der Zeit, welche ziemlich zu-
„ verläßig erwiesen ist, wie höchstwahrscheinlich
„ oder möglich es sey, daß der Griechische Welt-
„ weise mit dem Persianischen über die Beschaffen-
„ heit, und über die Grund-Ursachen aller Din-
„ ge sehr öftere Unterredungen gehabt habe, und
„ folglich kan es gar wohl seyn, daß der Zabra-
„ tus des Porphyrius, und der Zaratas des Plu-
„ tarchs einerley mit dem Zardosch, oder Zerdusth
„ der Persianer sind.„

Ich dächte doch, mein liebster Yn-Che-Chan, diese Muthmassungen wären so beschaffen, daß sie ganz wohl wahr seyn könnten. Wir wollen indes-

sen den Fall setzen, daß sie keinen Grund haben, wird es denn derhalben nicht eine ausgemachte Wahrheit seyn, daß die berühmtesten Weltweisen unter den Griechen, wie Pythagoras, und Plato, Schüler von jenem ausländischen Weltweisen gewesen sind, deren Lehrsätze, wie es heißt, den gelehrtesten Männern in Griechenland unbekannt gewesen seyn sollen? Aber auch diesen Einwurf wollen wir gelten lassen, und für einen solchen ansehen, der von grosser Wichtigkeit ist, wird denn etwan daraus erfolgen, daß die Arabischen Weltweisen, die verschiedene Jahrhunderte nach den Griechischen gelebet haben, bessere Nachrichten als die letztern gehabt, oder auch haben können, wenn sie von einem Weltweisen reden, der eine so lange Zeit, als Zoroaster, vor ihren Lebzeiten in der Welt gewesen ist?

Der Engelländische Schriftsteller bedienet sich noch etlicher anderer Gründe, wodurch er seine Meynung bestätigen will, die mir aber eben so wenig, als jener ersterer, überzeugend zu seyn scheinen. Er stützet sich auf die Glaubwürdigkeit des Sharistani, nach dessen Aussage Zoroaster ein einziges ewiges Grundwesen, den Schöpfer des Lichts und der Finsterniß angenommen haben soll. Hat aber wohl dieser Mahometanische Schriftsteller etwan mehr Glauben, als alle Griechen verdienet? Ueber dieses ist die gröste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er durch die Reden der Gauren, die mit ihm zu gleicher Zeit gelebet haben, in Irrthum verleitet worden ist, immassen diese ohne Zweifel ihres eigenen Vortheils wegen ihrem ehe-

maligen

maligen Gesetzgeber die Lehre von der Schöpfung eines bösen Grundwesens angedichtet haben, seit dem sie den Mahometanern unterthan sind, bey welchen sie ein Gräuel und für Gotteslängner, die weiter nichts, als das Feuer anbeten, angesehen sind. Ich habe, was dieses anbetrift, schon in dem ersten Briefe, den ich dir von der Religion der alten Persianer schrieb, die Anmerkung beygebracht, daß ein berühmter Europäischer Reisender, welcher mit diesen Leuten sehr häufig umgegangen ist, mit ausdrücklichen Worten gesagt hat *: Die Gauren eigneten den beyden Grundwesen so grosse Macht zu, daß es das Ansehen hätte, als ob sie der obersten Gottheit gar nichts übrig liessen; Welches ihn auf die Gedanken brächte, daß sie nur um des Wohlstandes willen eine einige bekenneten, damit sie besonders bey den Mahometanern, als großen Deisten, bey welchen dieser Unglaube sie ganz und gar in einen schlimmen Verdacht bringen würde, nicht so gar sehr zum Gräuel werden möchten. Hiernächst war Sharistani, welchem der Verfasser so gar sehr viel Glauben beyzulegen scheinet, ein abergläubischer Mahometaner, der es nicht dabey bewenden läßt, daß er den Zoroaster zu einem guten Deisten macht, sondern der ihn auch von der Ankunft des Meßias, und des Mahomets weissagen lässet. Ist es nicht etwas seltsames, daß ein Europäischer Schriftsteller, der noch dazu ein Christ ist, auf dergleichen Mährgen etwas habe halten können? Sollte er es denn nicht merken, daß der

* Voyages du Chevalier *Chardin* en Perse &c. Tom. II. p. 179. Edit. in 4to.

Mahometanische Schriftsteller nur bloß deßwegen dem Meßias die Ehre anthut, und die Weissagung von der Ankunft des Meßias dem Zoroaster in den Mund leget, damit er auch in eben der Stelle von der Ankunft des Mahomets, der darinnen die Haupt-Person vorstellet, eine Weissagung finden möge. Dadurch richtet dieser Engelländer nicht das mindeste aus, daß er sich auf die Dunkelheit berufet, welche gemeiniglich in den Weissagungen obwaltet *, und wodurch er das Ende der Erklärung des Sharistani entschuldigen will. Er hätte viel besser gethan, wenn er dieselbe so gut, als die Weissagung selbst, ganz und gar verworfen hätte; Denn ich glaube ziemlich von allen denjenigen, die man dem Zoroaster zuschreibet, daß sie untergeschoben sind, und daß er von allen den Schriften, die man heut zu Tage ihm zuzueignen pfleget, nicht eine einzige verfertiget hat. Dieses ist es, was ich in meinem nächsten Briefe umständlich untersuchen werde. Lebe wohl.

Ispahan. ——

Der

* Talem itaque de Messiah prophetiam referente Sharistani, Zerdusth in Operibus suis scriptam reliquit, obscure, ut solent prophetae. *Hyde* Relig. Vet. Pers. Cap. XXX. pag. 312.

Der hundert und fünfte Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Der Engelländische Schriftsteller, von welchem ich dir, werthester Yn-Che-Chan, in meinem letztern Briefe gesagt habe, ist nicht etwan der einzige Gelehrte unter den Europäern, der mit gewisser Zuversicht glaubt, die Schriften, die wir noch heut zu Tage besitzen, sind wirklich von dem Zoroaster. Noch ein anderer berühmter Schriftsteller hat nicht nur diese Meynung ebenfalls angenommen, sondern auch eine umständliche Beschreibung von allen den Schriften geliefert, welche dieser Gesetzgeber nach seinen Gedanken abgefasset haben soll. „Alle Werke, spricht er *, von dem „weltbekannten Zoroaster werden unter dem Namen Zendavesta zusammen gefasset, welches ein „zusammengesetztes Wort ist, und ein Werkzeug „bedeutet, womit man Feuer anzündet, im eigentlichen Verstande ein Feuerzünder, oder „Feuerzeug. Zenda heissen bey den Persianern „zween kleine Stäbe, die sie so lange aneinander „reiben, bis sie Feuer fangen, welches in ihrer „Sprache Esta heisset. Es ist zu vermuthen, daß „sie der Sammlung ihrer heiligen Bücher diesen „Titel des Feuers wegen gegeben haben, welches „sie immerfort in ihren Tempeln unterhalten, und „weil sie ihren Gottesdienst vor dem Feuer verrichten. Der Schriftsteller, aus welchem ich „diese Anmerkungen entlehne, meldet uns, daß

* *Beausobre* Hist. Crit. de Manichée &c. T. I. p. 30.

„ die Sammlung der Bücher des Zoroasters, de-
„ ren Anzahl sich auf ein, oder zwey und zwanzig
„ erstrecket, erstlich den Zend in sich fasset, wel-
„ ches ohngefähr eben das, was der Text, oder
„ die Mischna bey den Rabbinen ist. In dieser
„ Schrift erkläret er besonders seine Lehren, seine
„ Weltweißheit, seine Religion, seinen Gottes-
„ dienst, und es ist kein Zweifel, daß dieses ei-
„ gentlich dasjenige Buch sey, welches man seine
„ Offenbarungen genennet hat. Alle die übrigen
„ sind gleichsam die Gemara, und dienen dazu,
„ daß sie das erste erklären, oder bestätigen. Da-
„ her kommt es, daß die zweyte Schrift, welche
„ gleich unmittelbar auf den Zend folget, der Pa-
„ zend, das ist, die Lehne, oder Stütze des Zends
„ genennet wird. . . . Vielleicht will mancher
„ gern wissen, was die alten Bücher eines so be-
„ rühmten Betrügers in sich halten, der im Grun-
„ de keine eben so gar schlimme Absicht hatte, im-
„ massen er sich bemühete, die Götzenbilder zu ver-
„ bannen, die Völker von der Abgötterey zu dem
„ Dienste eines einzigen Gottes zurück zu führen,
„ und die Sitten zu verbessern. Die Betrügerey
„ ist allemal tadelnswerth. Aber ich möchte gleich-
„ wohl wissen, welche am ersten zu ertragen wäre,
„ diejenige, die den Leuten von einem göttlichen
„ Berufe vorredet, um die Götzenbilder umzuwer-
„ fen, und die Vielheit der Götter abzuschaffen;
„ oder diejenige, welche eine unendliche Menge
„ falscher Wunderwerke erdichtet hat, um die Gö-
„ tzen in gewissem Maaße wieder einzusetzen, und
„ den Dienst der Engel und Heiligen in der Christ-
„ lichen Kirche von neuem einzuführen. Man

„ möchte

„ möchte daher gern wissen, worinnen eigentlich
„ die Lehre des Zoroasters bestanden habe. Allein
„ die Mißgunst und Undankbarkeit unsers Jahr-
„ hunderts erlaubet uns nicht, einer so gegrün-
„ deten, und vernünftigen Neugier Gnügen zu lei-
„ sten. Leute, die es an nichts fehlen lassen, um
„ ihre Pracht und Wollüste zu befriedigen, verwei-
„ gerten dem Herrn Hyde den nöthigen Beystand,
„ um an einer Uebersetzung der Schriften des Zo-
„ roasters zu arbeiten, und dieselbe öffentlich durch
„ den Druck bekannt zu machen. „

Ich glaube, werthester Yn-Che-Chan, die gelehrte Welt hat dadurch so viel nicht eingebüsset, als sich dieser gelehrte Mann vorstellet; Und wenn es seine Richtigkeit hat, wie ich denn an der Wahrheit desselben keinesweges zweifele, daß die Schriften, die man dem Zoroaster zueignet, insgesammt erdichtet sind, so würde man dadurch, daß sie öffentlich bekannt gemacht worden wären, die wahren Meynungen dieses Gesetzgebers eben nicht besser kennen gelernt haben, als man sie bereits heut zu Tage kennet. Daß übrigens die Schriften, deren Urheber Zoroaster seyn soll, wirklich untergeschoben sind, dieses läßt sich, wie mich dünket, durch vielerley Gründe ganz deutlich erweisen. Schon zu den Zeiten der alten Griechen hatte man falsche Schriften bekannt gemacht, und dieselben dem Zoroaster zugeschrieben. Porphyrius erzählet uns, daß zu der Zeit, als Plotinus noch lebte, die Christen allerhand Schriften in der Welt ausgestreuet hätten, als wären sie von dem Zoroa-

ster *; Unter diese Schriften rechnet er die Offenbarung, welche man diesem Gesetzgeber der Persianer zueignete. Eben dieser Porphyrius saget mit ausdrücklichen Worten, die Gnosticker rühmeten sich, diese vorgegebene Offenbarung in ihren Händen zu haben **. Ein gelehrter Mann unter den Neuern bemerket, was diese Sache anlangt, mit gutem Grunde, daß die verschiedenen Secken ***, welche unter den Christen im Anfange dieser Religion Trennungen anrichteten, sich dieses Betruges gar oft bedienet, und auf eine geschickte Art allerhand Bücher gebrauchet, die sie selbst untergeschoben hatten, und welche nach diesem von Leuten für wahr und richtig angesehen worden, die noch nicht so viele kunstrichterische Wissenschaft besassen, daß sie die Wahrheit und die Lügen auf gehörige Weise von einander unterscheiden konnten. Eben dieser Schriftsteller behauptet, diese so gar öftere Gewohnheit, Bücher unterzuschieben, habe der Christlichen Religion unendlichen Schaden zugefüget,

* Scribit Porphyrius, Plotini temporibus a Christianis suppositos fuisse & confictos libros plerosque, in his *Apocalypsin* Zoroastris, cujus νοθεῖον a secum sermonibus tum scriptis fuisse demonstratum. *Huet.* Demonstrat. Evang. Prop. IV. Cap. V. pag. 138. Edit. Amstelod.

** Ἀποκαλύψεις τε προφέροντες Ζωροάστρου. *Porphyr.* in Vit. Plotini.

*** Hoc genere fraudis nimis saepe usi sunt priscorum Ecclesiae temporum haeretici. Adulterinae illae lucubrationes, quarum meminit Porphyrius, Gnosticos habuerunt auctores, ad quos & confutationem suam scripsit. *Huet.* Demonstrat. Evang. Cap. V. Propos. IV. pag. 138.

gefüget, und zum Theil die Verfolgungen, die sie auszustehen gehabt, veranlasset *.

Daß die Offenbarung Zoroasters eine untergeschobene Schrift sey, dieses sehen wir ganz augenscheinlich. Nunmehr wollen wir eine andere Schrift vor uns nehmen, die man ihm zuschreibet, und von welcher es eben auch mehr als zu deutlich erwiesen ist, daß sie untergeschoben sey. Man hat eine Sammlung von Orakeln, die, wie man vorgiebt, den Zoroaster zum Urheber haben sollen. Aber man darf nur ein wenig Aufmerksamkeit daran wenden, so siehet man es ganz offenbar, daß diese Orakel untergeschoben sind. Denn sie sind in Griechischen Versen abgefasset **. Nun aber hat Zoroaster niemals weder in Versen, noch in Griechischer Sprache geschrieben. Ueber dieses gehöret auch hieher eine Anmerkung eines gelehrten Mannes ***, den man gar nicht für verdächtig achten darf, immassen er glaubet, es wären noch wirklich heut zu Tage gewisse ursprüngliche und unläugbare Schriften von diesem Persianischen Weltweisen vorhanden.

* Nec dictu facile est, quantum reipublicae Christianae nocuerint ejusmodi fallaciae; Nec enim haereticos ab orthodoxis discernebant Ethnici. Illorum itaque doli & nefariae artes infamiam utrique & odium conflabant. *Huet.* Demonstr. Evang. Ib.

** Redeamus ad Zoroastrem; ex ejus fama & existimatione provenit eorum fallacia, qui sub ejus nomine oracula quaedam magica Graece scripta incautis obtruserunt. Edita illa sunt cum Pselli & Plethanis scholiis, sed si nares admoveris, fraus subolevit. *Idem* ibid.

*** *Beausobre* Hist. de Manichée &c. Tom. I. p. 395.

handen. Der Titel Orakel, λόγια nemlich, und der Titel Offenbarungen, Ἀποκαλύψεις, klingen ganz verschieden, und das letztere Buch soll ganz augenscheinlich dasjenige seyn, welches der Zend genennet wird, und die Religion nebst der Weltweißheit des Zoroasters in sich hält. Nach so sichtbaren Kennzeichen einer Unterschiebung muß man sich billig wundern, wie der berühmte Picus von Mirandola hat glauben können, diese Orakel wären ursprünglich Chaldäisch geschrieben, und hernach von dem Berosus, oder von dem Weltweisen Julian, oder von dem Hermippus in die Griechische Sprache übersetzet worden. Was hatte er denn dazu für einen Beweiß? Auch nicht den geringsten, man müste denn die Lust, die Glaubwürdigkeit dieser Orakel zu rechtfertigen, dafür annehmen. Die allerberühmtesten Gelehrten nehmen nur gar zu oft die allerseichtesten Muthmassungen, die ihnen gefallen, und mit ihrem Verlangen übereinkommen, für deutliche und gründliche Beweise an. Eben dieser Picus von Mirandola wollte die Leute bereden, er habe noch etliche andere wahrhafte Schriften des Zoroasters, die aber von den grösten Kunstrichtern als offenbar untergeschobene verworfen worden sind *.

Da man nun so viele Schriften hat, die dem Zoroaster fälschlich beygeleget werden, und die man gleichwohl nicht nur in dem ganzen Morgenlande

* Insinceros quoque eos dixerim libros, quos Chaldaice scriptos, & Chaldaicis Commentariis illustratos & effata ac sententias complexos Joannem Picum habuisse ferunt. *Huet.* Ibid.

lande für wirklich von ihm herkommende ansiehet, sondern die es so gar nach der Meynung etlicher Gelehrten in den Abendländischen Gegenden sind, so kann es gar wohl möglich seyn, daß diejenigen, die man heut zu Tage für richtige und wahre Schriften des Zoroasters ausgiebt, worunter ich den Zendavesta verstehe, eben auch untergeschoben sind. Es ist so gar nicht im mindesten zu zweifeln, daß man sie für untergeschoben achten müsse, und besonders zweyerley Gründe machen, daß ich es ziemlich gewiß glaube. Erstlich sehen die allergeschicktesten Kunstrichter sie für untergeschoben an *, ohngeachtet sie derhalben nicht läugnen, daß es sehr alte Bücher sind. Der andere Grund, wider welchen, nach meinen Gedanken, gar nichts eingewendet werden kann, bestehet darinnen, daß diejenigen, welche die Bücher, die noch itzt unter den Gauren herumgehen, an den Orten selbst, und mitten in Persien gesehen haben, demjenigen Beyfall geben, was jene gelehrte Kunstrichter sagen: » Ich habe, spricht ein berühmter Franzose, der » auf Reisen gewesen ist **, das grosse Buch, » welches die Gauren gegenwärtig haben, in welchem

* Insincerum & librum *Zind* mihi de nomine solum cognitum, in quo ritus magicos, & ignis colendi disciplinam ajunt contineri: Insinceros & quos Hermippus Plinio teste ducentis versuum millibus Zoroastris nomine conditos, indicibus quoque positis explanavit. Ex iisdem falsariorum incudibus profectus est supra memoratus Persicarum Legum Codex *Zundavastaw*, quem vetustissimum tamen conjicio, & eundem fortasse, qui ab Eusebio Collectio sacra Persicarum rerum appellatur. *Huet.* Ibid.

** Voyage de *Chardin.* en Perse &c. Tom. II. pag. 179.

„ chem ihre ganze Religion, nebst vielen andern „ darunter gemengten Dingen, enthalten ist, länger als drey Monate bey mir gehabt. Einer „ von den Gauren, der unter diesen Leuten zu „ Ispahan ziemlich für den gelehrtesten gehalten „ wurde, kam alle Tage zu mir, und las mir aus „ demselben etwas vor. Aber er war in der Erklärung desselben so weitläuftig, und sagte mir „ Dinge von so schlechter Wichtigkeit, daß mich „ mein Geld reuete, welches ich hätte anwenden „ müssen, immassen er für das bloße Buch funfzehen hundert Livres verlangte, ohne dasjenige „ zu rechnen, was ich ihm für die Erklärung desselben geben sollte. Dieses Buch ist verfertiget „ zu den Zeiten Jesdegirds des Vierten, der unter den Königen, welche Götzendiener waren, in „ Persien der letzte gewesen ist, nebst Auslegungen, „ die man vor achthundert Jahren dazu gethan „ hatte, als man den öffentlichen Gottesdienst ihrer Religion abschaffete. Es stehet darinnen „ sehr viel von der Regierung dieses letztern Königes, und von vielen andern Dingen, ausser denjenigen, die zu der Religion gehören. Man findet in demselben die Gebete, die man thun soll; „ Eine Vorschrift von der Aufsicht über das heilige Feuer; Die Lebens-Beschreibungen der Unter-Gottheiten; Abhandlung von der Sterndeuter- und Wahrsagerkunst.„

Eine solche Beschaffenheit, werthester Yn-Che-Chan, hat es mit dem allerglaubwürdigsten Buche der Gauren. Das sonderbarste ist noch dieses, daß sie von den alten und seltenen Büchern, die sie

nach

nach der Meynung gewisser Leute besitzen sollen, nicht die geringste Wissenschaft haben, oder wenigstens betheuern, daß sie gar nichts davon wissen. Eben dieser Europäer, welchem ich diejenigen Umstände zu danken habe, die du gleich itzt gehöret hast, hat mir auch noch folgende Nachricht gegeben: „Insgemein versichert man, sagte er zu „mir *, daß die Gauren ein berühmtes Buch „besitzen, welches ihren Glauben, und ihre Ge„schichte in sich fasset, und die Ueberschrift Zend„posendvosta führet. Aber ich habe davon nie„mals etwas in Erfahrung bringen können. Es „gab allerhand neugierige Leute, die eine überaus „grosse Lust bezeigten, dieses unbekannte Buch zu „haben, von welchem man so gar viele wunder„bare Dinge erzählte, und unter andern, daß „Abraham der Verfasser desselben wäre, desglei„chen, daß es Weissagungen von den allerwichtig„sten Staats-Veränderungen in sich enthielte, die „bis an das Ende der Welt vorfallen sollten. „Diesen Neugierigen zu Gefallen gab sich der „Große Abas alle nur ersinnliche Mühe, und „wendete alle möglichen Mittel an, um das Buch „ausfindig zu machen. Er trieb die Sache so „weit, daß er bey dieser Gelegenheit den Ober„Priester, und etliche andere von den Vornehm„sten des Volks hinrichten ließ. Aber er konnte „dadurch gleichwohl seinen Zweck niemals errei„chen. Sie blieben immer dabey, daß sie sagten, „sie hätten es nicht, und es müste verlohren ge„gangen seyn, immassen sie ja alle ihre Bücher „dem Könige selbst überliefert hätten. Diese Bü„cher,

* Ebendaselbst.

„ cher, die sie ihm gaben, befinden sich in der Bü-
„ cher-Sammlung auf dem Schloße zu Ispahan;
„ Und ihre Anzahl erstreckt sich auf sechs und zwan-
„ zig. Ich weiß nicht, ob diese es alle sind, wenig-
„ stens hat man mir es also gesagt. Sie sind in
„ alten Persianischen Buchstaben geschrieben. „

Hier frage ich, liebster Yn-Che-Chan, ob es wohl glaublich ist, daß die Gauren von dem Zoroaster Bücher haben können, die ihnen unbekannt sind, wovon die Mahometaner, unter welchen sie leben, keine Wissenschaft haben, und die gleichwohl den Europäern nicht unbekannt seyn sollten. Nun sind alle Bücher, welche die Gauren besitzen, in Ansehung der Zeit um einen grossen Theil neuer, als ihr erster Gesetzgeber. Das vorzüglichste darunter, dasjenige, welches man für das erste achtet, das allerwichtigste, welches das ganze Gesetz, und die gottesdienstlichen Gebräuche in sich hält, hat die allerdeutlichsten Spuren an sich, daß es etliche Jahrhunderte nach dem Zoroaster verfertiget worden ist; Kann man wohl noch deutlichere und zugleich auch natürlichere Beweise verlangen?

Doch mich dünkt, ich habe von der Religion der alten Perser, und von dem Stifter derselben genug geredet. In meinem künftigen Briefe will ich dir Nachricht ertheilen, worinnen heut zu Tage die Sitten und Gebräuche der Gauren bestehen. Lebe wohl.

Ispahan —

Der

Der hundert und sechste Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Die Gauren, werthester Yn-Che-Chan, erzählen von der Art und Weise, nach welcher Zoroaster, wie sie sprechen, ihre Religion gestiftet hat, tausenderley lächerliche und abgeschmackte Mährgen. Sie wollen die Leute bereden, dieser Gesetzgeber sey ein ganz wunderbarer Mann gewesen. Sie erzählen abentheuerliche Dinge, die sich begeben haben sollen, um seine Geburt anzumelden. Sie sagen, seine Eltern, die eine lange Zeit ohne Kinder gelebet, und welchen die Zeit lang geworden wäre, hätten sich mit gröstem Eifer von dem höchsten Wesen eines ausgebeten, und ihr Gebet wäre erhöret worden.

Da die Mutter des Zoroasters mit diesem ihren Sohne schwanger war, hatte sie einen gar ausserordentlichen Traum. Es kam ihr vor, als wenn der ganze Himmel im Feuer stünde, und die Veste desselben mit einer rothen Flamme ganz und gar überzogen wäre. Desgleichen dünkte ihr, sie sähe vier Greise, die ihr das Kind, das sie im Mutterleibe trug, entreissen wollten. Sie befand sich darüber in Todtes-Angst, und wuste sich nicht anders zu helfen, als, daß sie einen handfesten Menschen, der von einer vortheilhaften Leibesgestalt war, zu Hülfe rufte. Dieser vertheidigte sie wider die Greise, jagte ihnen das Kind wieder ab, da sie sich dessen bemächtiget hatten, und

legte es auf eine geschickte Weise wieder in seiner Mutter Leib, deren Wunde er nach der Zeit zuheilete. Die Mutter des Zoroasters zog die Wahrsager zu Rathe, und begehrte die Auslegung ihres Traumes von ihnen zu wissen. Diese gaben ihr den Bescheid, der Traum bedeute, daß das Kind, welches sie auf die Welt bringen würde, glücklich, und auch unglücklich seyn werde: Es werde der Welt durch seine Lehre vielen Unterricht geben, aber es werde auch viele Feinde haben, die ihm doch gar nichts anhaben würden. Ich sehe gar nicht, werthester Yn-Che-Chan, wie sich Greise, und eine neue Religion zusammen schicken. Was die Feinde anbetrift, da möchte die Aehnlichkeit noch eher natürlich seyn. Wenn also die Wahrsager es hätten dabey bewenden lassen, daß sie gesaget, Zoroaster würde Freunde und Feinde haben, so klänge die Erklärung nach meinen Gedanken ziemlich natürlich, und also, daß auch die allereinfältigste vou jenen klugen Weibern, die sich mit Auslegung der Träume zu schaffen machen, dergleichen hätte geben können. In diesem Stücke gehören solche Weiber, und die Wahrsager ziemlich in einerley Klasse. Denn beyde machen ihre Deutung also, wie sie ihnen in den Sinn kommt, und wie ihnen ihre Einbildung an die Hand giebt. Was aber die Weissagung von dem Unterrichte anlanget, welchen Zoroaster in der Welt ausbreiten sollte, so betrachte ich sie als eine solche, die erst nach ihrer Erfüllung gemacht ist, und zu jenen Weissagungen gehöret, von welchen alle die verschiedenen Seckten in gewissen apocryphischen Büchern, die durch lü-

gen-

genhafte Pfaffen gemacht sind, einen grossen Vorrath aufzuweisen haben.

Es war ganz natürlich, daß sich die Anzahl der Wunderwerke bey der Geburt des Zoroasters um einen grossen Theil vermehrete, wie es denn auch wirklich geschahe, wenn man anders den Gauren Glauben zustellen will. Sie sprechen, sie sey so wunderbar gewesen, daß der König von China Leute abgeschicket hätte, um ein Kind zu ermorden, das ihn in Angst und Schrecken versetzet hatte. Dieser Prinz konnte aber seinen Endzweck nicht erreichen; Nach der Zeit wollte er den Zoroaster mit Gifte hinrichten lassen; Es gelung ihm aber bey diesem zweyten Versuche eben so wenig, als bey dem ersten. Das höchste Wesen bewahrete allezeit denjenigen, welchen es bestimmet hatte, daß er die Menschen unterrichten sollte. Mittlerweile befürchtete Zoroaster gleichwohl, er möchte zuletzt der königlichen Gewalt unterliegen müssen, und weil ihm für heimlicher Verrätherey eben so sehr, als für offenbarer Gewalt bange war, so vermochte er seine Eltern dahin, daß sie aus China wegzogen, und sich nach Persien begaben. Der Himmel sorgte im reichen Maaße vor alle diejenigen Bedürfniße, die er zu seiner Reise wünschen konnte. Es war nicht einmal nöthig, daß er von seinem Wege abging, um etwan Brücken, oder seichte Oerter durch die im Wege liegenden Flüsse aufzusuchen. Vielleicht denkest du dabey, liebster Yn-Che-Chan, Zoroaster müsse ein vortreflicher Schwimmer gewesen seyn. Aber nichts weniger, als dieses. Man trift in den Legenden der Gau-

ren auch nicht ein einziges Wort an, aus welchem man schliessen könnte, daß ihr Gesetzgeber das Schwimmen gelernt gehabt. Aber, wirst du sprechen, wie machte er es denn, daß er über die Flüsse kam, welche im Morgenlande so gar groß, und schnell sind? Er machte, daß sie zufroren; Konnte er wohl irgend ein besseres Mittel ersinnen? Er muß doch also etwan, wenn er seine Reise über diese Flüsse weg fortzusetzen genöthiget war, mit Schlittschuhen versehen gewesen seyn. Dergleichen geheime Kunst, wie Zoroaster gekonnt hat, würden die Tartarn und Holländer, die so gar gern auf dem Eise rutschen, zu verstehen wünschen. Nachdem er in Persien angelanget war, überließ er sich ganz und gar der Andacht. Er betete beständig zu GOtt, und zwar also, daß er auf einem Beine stund. Ist dieses nicht eine posierliche Weise, das höchste Wesen anzurufen! Kann der Mensch es mit Rechte fordern, daß GOtt daran einen Gefallen hat, und siehet der Schöpfer wirklich die Geschöpfe gern auf einem Beine stehen, so müssen ihm ohne Zweifel die Gänse unter allen am meisten lieb und werth seyn. Allem Vermuthen nach hatte ein berühmter Heiliger unter den Christen diese Meynung. Dieser Mensch befand sich ganzer vierzig Jahre lang auf einer Säule, und stund bald auf dem rechten, bald auf dem linken Beine. Wer weiß, ob er nicht gar etwan ein Gaure gewesen ist? Was mich noch mehr in den Gedanken bestätiget, daß die Christen sich vielleicht betrogen, und einen Anhänger des Zoroasters unter die Heiligen gesetzt haben mögen, ist dieses, daß der vorgegebene Heilige, welchem man den Namen Styli-

tes beylegete, sich gar wohl die Höhe einer Säule aus dieser Ursache konnte erwählet haben, damit er der Sonne desto näher seyn möchte *.

Doch, daß wir wieder auf den Gesetzgeber der Gauren kommen: Da er sich in seiner Andacht ganz und gar vertiefet hatte, so erschien ihm plötzlich ein Engel, der ihn als einen Freund Gottes begrüssete, und ihn fragete, was er begehre. Ein Kaufmann würde, wenn er darauf hätte antworten sollen, Geld, ein Edelmann grosse Ehren-Aemter, ein Weltweiser Weißheit verlanget haben. Zoroaster redete so, wie es der Denkungs-Art eines Gesetzgebers gemäß war. Er bat den Engel, daß er ihn doch dem höchsten Wesen darstellen sollte, damit er von demselben Gesetze erhalten möchte, welche die Menschen zu der Tugend zurückführen könnten. Seine Bitte wurde ihm gewähret. Der Engel gab ihm etwas, das zur Reinigung seines Körpers dienete, und trug ihn selbst in den Himmel hinauf. Aber er hielt ihm die Augen fest zu, damit er den Weg, auf welchem er ihn hinanbrachte, nicht sehen konnte. Diese Vorsicht war gewiß nicht übel angebracht. Hätte Zoroaster sich den Weg nach dem Himmel recht gut bekannt machen können, so konnte er gar leicht auf den Einfall gerathen, daß er jede Woche ein oder etliche male eine Spazier-Reise dahin unternahm.

* Die Legende sagt, der heilige Johannes der Stylite wäre zwanzig Jahre lang oben auf einer Säule gewesen, und habe immerfort aufgerichtet gestanden.

Mit dieser Reise des Gesetzgebers der Persianer hat es beynahe eben die Bewandniß, als mit der Fahrt der Hexen, wie sie insgemein von den Europäern beschrieben wird. Wenn sie sich in ihre Zusammenkunst begeben wollen, so bestreichen sie den Körper ebenfalls mit einer gewissen Salbe; Hier haben wir die Reinigung des Zoroasters. Die Hexen halten die Augen eben auch fest zu. Ich habe es schon oft gesagt, mein werthester Yn-Che-Chan, und wiederhole es nochmals, bey allen Völkern, sie mögen auch noch so weit von einander entfernet seyn, findet man gleichwohl einerley Aberglauben, einerley lächerliche Einbildungen. Nur in dem äuserlichen haben sie ein wenig eine andere Gestalt, im Grunde aber sind sie auch nicht in dem geringsten von einander unterschieden.

Als Zoroaster in dem Himmel angelanget war, so redete GOtt mit ihm mitten aus einem Feuer heraus. Er offenbarete ihm allerhand unaussprechliche Geheimnisse, und eröfnete ihm die hauptsächlichsten Begebenheiten der verschiedenen Zeitpunkte der Persianischen Monarchie. Ohngeachtet man hätte denken sollen, Zoroaster müsse von der Größe und Hoheit der Dinge, die sich seinen Augen darstelleten, ganz besonders eingenommen gewesen seyn, so rühreten dieselben ihn gleichwohl nicht so sehr, daß er darüber die Welt vergaß. Er bat sich aus, ewig in derselben zu bleiben. Sein Beyspiel sollte solchen Reisenden zur Lehre dienen, die, so bald sie irgend ein Land finden, wo es ihnen gefällt, ihr Vaterland darüber völlig vergessen. In diesem Stücke sind sie von dem Gesetzgeber der Gauren

gar

gar sehr unterschieden, welcher mitten in dem Himmel den Umgang mit GOtt genoß, und dennoch darauf dachte, wie er wieder zu seinem vorigen Aufenthalte zurückkehren, und ewig daselbst leben möchte. Wäre ich von den Gauren, so würde ich denken, der Aufenthalt im Himmel müste doch lange nicht so angenehm, als in Persien seyn. Indessen mag es damit beschaffen seyn, wie es wolle, so wurde doch gleichwohl Zoroaster nicht unsterblich. Er nahm selbst seine Bitte wieder zurück, als er der grossen Menge von Missethaten nachdachte, die sich ihm in allen Jahrhunderten darstelleten. Bey einem so traurigen und unangenehmen Anblicke bat er sich aus, daß er nur eine so lange Zeit leben möchte, als ihm vonnöthen war, um diejenigen neuen himmlischen Gesetze zu stiften, die er empfangen hatte. Mit diesem Vorsatze kehrete er also auf die Erde zurück, und brachte das Zendavesta mit sich. Er würde sehr wohl gethan haben, wenn er die Vorsicht gebraucht hätte, sich von dem himmlischen Staats-Sekretarius ein Versicherungs-Schreiben geben zu lassen, wodurch er glaubwürdig erwiesen hätte, daß dieses Buch in dem Himmel geschrieben worden wäre. Die Mahometanischen Gelehrten, welche vorgeben, der Alkoran sey von der Gottheit verfertiget, und sodann ein Hauptstück nach dem andern durch einen Engel dem Mahomet zugeschicket worden, würden ohne Zweifel die himmlischen Buchstaben erkannt haben, und die Gleichförmigkeit der Handschrift hätte auf einmal den Streitigkeiten ein Ende gemacht, die sich über die Glaubwürdigkeit, und das Alterthum des Zendavesta unter den Morgenländern erhoben haben.

Auf gleiche Weise würden sich die Abendländer eben dieses Mittels haben bedienen können, und die himmlischen Buchstaben sollten ihnen von Rechtswegen nicht unbekannt seyn, weil sie von Zeit zu Zeit Briefe von der Gottheit empfangen. Ohngefähr um das Ende des sechsten Jahrhunderts nach der unter den Christen gewöhnlichen Berechnung der Zeit machte man in ganz Europa bekannt, es sey zu Rom in der Kirche des Heiligen Peters ein Brief der Gottheit vom Himmel herab auf den Altar gefallen *, worinnen allen Menschen, die sie verehren, und ihr dienen wollten, ausdrücklich verboten wurde, am Sonntage zu arbeiten, Speise zuzurichten, und zu reisen. Ganz gewiß hat der Himmel zu der Zeit den Vorsatz gehabt, die Gastwirthe zu strafen, und den Köchen ein paar Stunden Ruhe zu verschaffen. Gegen das Mittel des achten Jahrhunderts kam abermal ein Brief zum Vorscheine, von welchem man versicherte, er sey zu Jerusalem vom Himmel herabgekommen, und durch den Erz-Engel Michael überbracht worden. In demselben war die Verordnung enthalten, daß man den Zehenden fein ordentlich entrichten, und mit reichlichen Geschenken in der Kirche erscheinen sollte. Bey dieser Gelegenheit hatten die Geistlichen an sich gedacht. Wenn man offenherzig seine Meynung sagen soll, so handelte der letztere Betrüger einigermaasen noch verständiger als der erste.

Ohngeachtet Zoroaster wegen des Zendavesta sich keine Bescheinigung hatte geben lassen, so wurde

* Dieser Briefe wegen mag des Fabricii Codex Apocryphus N. T. pag. 308. nachgeschlagen werden.

de das Buch derhalben immer für ein solches gehalten, wovon GOtt selbst der Urheber wäre. Es ist nicht zu leugnen, daß der Teufel, ehe es von den Menschen für ein solches Buch angenommen wurde, alles, was er nur konnte, versuchte, um es zu hindern. Dieser Geist der Finsterniß that dem Zoroaster den Vorschlag, er sollte von seinem Vorhaben abgehen. Er bot ihm an statt der Religion, die er stiften wollte, eine angenehmere Lehre, ein langes Leben, und irrdische Ehrenstellen an. Alle diese Anerbietungen fanden bey dem Gesetzgeber kein Gehör. Im Vorbeygehen muß ich, werthester Yn-Che-Chan, erinnern, daß der Teufel hierbey so gar listig eben nicht war. Denn er versprach dem Zoroaster nichts, wobey er eine grosse Versuchung zu überstehen hatte. Gesetzt, es wäre eine neue Lehre gewesen: So konnte ihm doch wohl die Lehre, die er vom Himmel mitbrachte, ohne Zweifel eben so gut scheinen. Und was konnte er durch die Verheissung eines langen Lebens bey ihm ausrichten? Er war ja von seinem Wunsche unsterblich zu seyn abgegangen, weil er die Boßheit unter den Menschen vor sich sahe. Was vor Ehre konnte er endlich ihm versprechen? Konnte er denn wohl eine grössere haben, als diese, daß er der Stifter einer neuen Religion wurde? Diese Betrachtungen mochten ihm ohne allem Zweifel hierbey auch einfallen, und hierdurch wurde er veranlasset, daß er den Teufel fortjagte. Nachdem er sich nun diesen bösen Geist vom Halse geschaffet hatte, so fing er an, seine Lehren öffentlich bekannt zu machen. Sie wurden mit grosser Begierde angenommen, und es währete nicht lange, so erstreck-

te sich die Nachricht davon bis an den Hof des Königes Darius. Dieses ist nun der Zeitpunkt von der Stiftung der Religion der Gauren, wenn man ihren Erzählungen Glauben zustellen will.

Vielleicht bist du, liebster Yn-Che-Chan, neugierig zu wissen, was ich von den Mährgen halte, welche die Gauren zu den itzigen Zeiten erzählen. Ich bin der Meynung, daß alle diese Erzählungen lange nicht so alt sind, als die erste Bekanntmachung der Lehren des Zoroasters selbst. Ich bin sehr geneigt, der Meynung eines geschickten Europäischen Kunstrichters beyzutreten, welcher meynet, diese Mährgen wären erst nach der Stiftung der Christlichen Religion erfunden worden. Vermittelst des beständigen Umgangs, den die Gauren mit den Morgenländischen Christen gehabt haben, sind sie auf die Gedanken gerathen, alles, was die Christen von ihrem Gesetzgeber sagten, nach und nach ihrem Zoroaster zuzueignen. Die Gleichheit der Reden, welche diese Leute auf beyden Seiten führen, ist so sichtbar, daß man sich ohne viele Mühe bereden läßt, der Meynung dieses gelehrten Schriftstellers, von welchem ich dir eben itzt gesaget habe, beyzutreten. Er beweiset, daß der meiste Theil von den Lehren des Glaubens der Gauren nach und nach aus den Lehren der Christlichen Religion entlehnet sey. Schon die bloße Erzählung der Meynungen, zu welchen sie sich heut zu Tage bekennen, dienet, wie mich dünket, vollkommen statt eines bündigen Beweises. „Wenn

„die

„ die Gauren, spricht er *, einen einzigen ewigen,
„ und unermeßlichen GOtt glauben; Wenn sie
„ die Meynung haben, daß die Welt ohngefähr so,
„ wie es Moses beschreibet, erschaffen worden ist;
„ Wenn

* Quoniam autem jam inde a primis Reipublicae Christianae temporibus Persidem, totumque Orientem pervasit Christi religio, quae Mosis, Mosaicaeque doctrinae notitiam, partim figmentis his in locis dissimulatam emendavit, partim obsoletam vetustate renovavit, magna cautione prisca veterum Persarum dogmata a recentioribus seponenda & dijudicanda sunt. Nam quod Deum unicum, aeternum, immensum agnoscunt; quod mundum a Deo conditum non aliter narrant, ac Moses; quod Deum post singulorum dierum opus quietis causa cessasse volunt; quod primos hominum parentes a Deo esse procreatos, & horum gratia facta reliqua; Adamo illi, huic Evae nomen fuisse; quod Luciferi perduellionem, & perpetuas adversus homines insidias praedicant; quod diluvium & generis humani reparationem fatentur; quod Noachum alterum Adamum appellant, magna ex parte debere videntur institutioni & disciplinae Christianae, in multis licet ab illis adulteratae. Quod legumlatoris sui matrem scalptori nupsisse; quod post missum ad eum angelum a Deo gravidam se sensisse; quod ex Astrorum inspectione natum Zoroastrem, eique imperium in animos hominum destinatum deprehendisse horum temporum Astrologos; quod regem, qui tum per vim regnum obtinebat, veritum, ne ab infante recens nato olim solio deturbaretur, mulieres omnes uterum ferentes trucidari jussisse; quod absentem a parentibus anxie quaesitum esse dicunt; quod baptismatis ritum servant; quod quandam sacrae confessionis adumbrationem retinent; quod acceptas injurias condonari, & ex animo deleri jubent, haec ex Evangelicis historiis ac praeceptis manifesto arcessita sunt. *Huet.* Demonstr. Evangel. Cap. V. Propos. IV. pag. 128. 129.

» Wenn sie sagen, GOtt habe nach einer gewissen
» Anzahl von Tagen, in welchen er mit der Schö-
» pfung zu thun hatte, ausgeruhet; Wenn sie
» die Eva und den Adam für die Stamm-Eltern
» aller Menschen angeben; Wenn sie von einer
» allgemeinen Sündfluth reden, welche durch die
» Boßheit der durch den Satan verführten Men-
» schen veranlasset worden; Wenn sie den Noah
» den zweyten Adam nennen, so sind dieses lauter
» Lehren, die sie der Christlichen Religion zu dan-
» ken haben. Von solchen Lehren haben sie noch
» unterschiedene andere verfälschet; dergleichen die-
» jenigen sind, in welchen sie behaupten, der Vater
» ihres Gesetzgebers sey ein Zimmermann, seine
» Mutter wäre mit ihm schwanger worden, nach-
» dem ihr ein Engel die Nachricht gebracht hätte,
» daß sie empfangen würde; Die Sterndeuter
» hätten aus den Gestirnen erkannt, daß Zoroaster
» über den Verstand der Menschen eine grosse Ge-
» walt haben würde; Da er wäre gebohren wor-
» den, so wäre dem damals regierenden Könige
» bange gewesen, er möchte ihn etwan einmal
» vom Throne stossen, weßwegen er den Befehl
» ertheilet, daß alle schwangeren Weiber getödtet
» werden sollten; Eben dieser Zoroaster habe sich
» einmal von seinen Eltern verlaufen, weßwegen
» ihn jene mit grosser Unruhe gesuchet. Alle diese
» Umstände sind, wie ein jeder mit leichter Mühe
» sehen kann, aus der Geschichte des Gesetzgebers
» der Christen entlehnet, und eben dieses ist auch
» das Buch, aus welchem die Gauren die Gewohn-
» heit zu taufen, und eine gewisse Art von Beichte
» zu verrichten hergenommen haben.

Je mehr ich der Aehnlichkeit nachdenke, die sich zu den itzigen Zeiten zwischen den Religions-Gebräuchen der Gauren, und der Christen findet; Je mehr ich das, was die erstern von ihrem Gesetzgeber erzählen, mit demjenigen vergleiche, was letztere von dem ihrigen in ihren Schriften haben, destomehr bin ich überzeuget, daß die Gauren beynahe alle die Lehren, die sie gegenwärtig bekennen, von den Christen hergenommen haben; Ueber dieses haben sie noch andere darunter gemengt, die ihre Vor-Eltern von dem Zoroaster empfangen hatten. Wenn man also von der Religion der alten Persianer nach derjenigen urtheilen will, welche bey den itztlebenden zu finden ist, so betrüget man sich ganz offenbar. Ich wundere mich dahero gar sehr, daß sich Gelehrte gefunden, die sich kein Bedenken gemacht haben, den Glauben der Gauren dazu zu gebrauchen, daß sie dadurch die Erklärungen rechtfertigten, die sie von den alten Lehren des Zoroasters zu ertheilen für gut befanden.

Lebe wohl, liebster Yn-Che-Chan; In meinem nächsten Briefe werde ich fortfahren, dir von den Sitten und gottesdienstlichen Gebräuchen der Gauren mehrere Nachricht zu ertheilen.

Ispahan —

Der

Der hundert und siebende Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

Seit meiner Abreise von Petersburg nach Stockholm, wo ich nunmehro ziemlich seit drey Monaten mich befinde, habe ich dir, werthester Yn-Che-Chan, keine Nachricht von mir ertheilen können. Ich bin eine lange Zeit ganz unpaß gewesen, aber gegenwärtig befinde ich mich vollkommen wiederum hergestellt. Ich werde künftighin fortfahren, so oft, als es mir nur möglich seyn wird, dir von allem demjenigen, was ich etwan deiner Aufmerksamkeit würdig achten werde, Nachricht zu ertheilen.

Die Schweden sind Leute, die man mit Grunde der Wahrheit schätzbar nennen kann. Bey ihnen trift man die allergrösten Tugenden an, die bis zu einem solchen Grade der Vollkommenheit getrieben sind, als nur immer schwache Sterbliche erreichen können, woran sich freylich allemal noch Unvollkommenheiten finden, die der menschlichen Natur auf eine solche Art anhangen, daß sie davon niemals frey werden kann. Ich werde mir ein wahres Vergnügen daraus machen, daß ich dir eine so ehrwürdige, und so schätzbare Nation, als die Schwedische ist, so nachdrücklich, als ich es vermögend bin, bekannt mache. Ich glaube daher, daß es zu Erreichung dieses Endzwecks dienlich seyn wird, mich vorhero in eine gewisse umständliche Beschreibung des Zustandes der alten Schweden einzu-

einzulassen, ehe ich zu der Regierungs-Form, zu den Sitten und Gebräuchen derjenigen komme, die in den letztern Zeiten, und bis hieher gelebet haben.

Das Königreich Schweden war vor Zeiten ein Wahl-Reich. In dem vierzehenden Jahrhunderte bedienete sich die Nation des Rechtes, ihren Landesherrn zu wählen, noch mit einer vollkommenen Freyheit, wenn derjenige, der über sie herrschete, mit Tode abging. Die Königliche Gewalt wurde so, wie ehemals bey den Lacedämoniern durch die Gewalt des Senats gemildert. Die Mitglieder, welche zu dieser ehrwürdigen Gesellschaft gehörten, wurden von allen Schweden als die Beschützer ihrer Freyheit und ihrer Vorrechte betrachtet. Sie thaten den Ausspruch über Krieg oder Frieden gemeinschaftlich mit dem Könige, der zum öftern so gar weiter nichts dabey that, als daß er ihren Willen vollstreckte, woferne seine Meynung etwan für den Staat nicht so vortheilhaft, als die Meynung des Senats war.

Man hätte denken sollen, eine so weise, und so wohl eingerichtete Regierungs-Form hätte Schweden gegen das Ungemach, welches es ausgestanden hat, auf immer in Sicherheit stellen müssen. Aber der Geitz und die Ehrsucht der Geistlichen vernichteten nach und nach die allerheilsamsten Gesetze, und die allerältesten Gebräuche. Die Bischöfe bedienten sich des Ansehens, das sie bey der Wahl der Könige hatten, zu ihrem Vortheile; Bey einer jeden Veränderung im Reiche verschaften sie sich neue Vortheile, indem sie ihre Wahlstimmen nicht

anders weggaben, als, in wie ferne sie dabey irgend einen ansehnlichen Vortheil gewannen. Sie trieben es endlich so weit, daß sie die Könige, ehe sie dieselben für Landes-Herren erkannten, nöthigten, einen feyerlichen Schwur zu thun, daß sie ihnen alle ihre Vorrechte immerfort erhalten, und denselben niemals den geringsten Abbruch thun wollten, daß sie in die Schlösser und Festungen, welche die Bischöfe im Besitze hätten, niemals Besatzungen einlegen, daß sie die Ländereyen, die zum Besten der Geistlichkeit von der Krone abgerissen worden waren, niemals wieder mit derselben zu vereinigen sich vornehmen, und daß sie des Thrones völlig verlustig seyn wollten, wenn sie etwan ihrem Eydschwure zuwider handeln würden.

Die allzu grosse Gewalt, welche die Bischöfe sich über die Könige in Schweden angemasset hatten, brachte es bey dem Volke dahin, daß es gegen dieselben gar nicht mehr diejenige Hochachtung und Liebe hegete, welche Unterthanen, wenn sie auch noch so viele Freyheit geniessen, gleichwohl allemal ihrem Landesherrn zu erweisen schuldig sind. Das Volk und der Adel richteten sich nach dem Beyspiele der Geistlichen, und empöreten sich bey der geringsten Gelegenheit. Es war umsonst, daß der Senat auf die Parthey des Königes trat. Die Vorstellungen dieser weisen und ansehnlichen Versammlung wurden in den Unruhen der bürgerlichen Kriege wenig angehöret. Mittlerweile merketen die Könige zu ihrem grossen Leidwesen, daß ihre Hoheit weiter nichts, als ein leerer Schatten war, und wollten sich wiederum in die Rechte einsetzen,

deren man sie beraubet hatte. Aber es war nicht mehr Zeit, und Albert, der es versuchte, ob er den dritten Theil der Güter, die der Krone, zum Besten des Adels, und der Geistlichkeit, entwendet worden waren, wiederum an dieselbe bringen könnte, büssete darüber seine Staaten ganz und gar ein. Er wurde in einer Schlacht gefangen genommen, die er wider die aufrührischen Schweden lieferte, welche durch die Königinn von Dännemark, Margaretha, unterstützet wurden. Er erhielt seine Freyheit unter keiner andern Bedingung, als daß er sich feyerlich von der Krone loßsagete, die eben derjenigen Margaretha gegeben wurde, welche den Aufrührern beygestanden hatte, und sich die Verfassung, worinnen sich die Schweden befanden, vortreflich zu Nutzen zu machen wuste. Diese überaus witzige Fürstinn, der man den Namen der Nordischen Semiramis beylegte, war damit noch nicht zufrieden, daß sie sich zur Besitzerinn der Schwedischen Krone hatte erwählen lassen, sondern sie sann darauf, wie sie dieses Königreich auf immer mit der Krone Dännemark vereinigen möchte. Sie verfuhr bey diesem Vorhaben mit so grosser Klugheit, daß sie alle Hinderniße, die sich ihren Absichten entgegen stelleten, überwand, ohngeachtet sie also beschaffen zu seyn schienen, daß ihr darüber die Lust hätten vergehen sollen, auf eine Sache zu denken, deren Ausführung eine jede andere Person ausser ihr für ganz unmöglich angesehen haben würde Wer hätte sich wohl jemals einbilden sollen, daß diese Schweden, die gar eine kurze Zeit vorher so übermüthig, auf ihre Freyheit so eifersüchtig, und von ihren Vorrechten so sehr

eingenommen waren, sich einen Vergleich gefallen lassen würden, wodurch ihr Vaterland, so zu sagen, weiter nichts, als eine schlechte Provinz von Dännemark wurde? Denn ohngeachtet sie alle mögliche Vorsicht gebrauchten, da sie zu dem Vereinigungs-Vergleiche, der zu Calmar gemacht wurde, ihre Einwilligung gaben, so war es doch gar nicht unmöglich, daß die Schwedische Freyheit nicht endlich einmal in eine Sklaverey verwandelt werden konnte. Der Erfolg hat es auch wirklich mehr als zu wahr gemacht. Durch diesen Vereinigungs-Vergleich willigten die Schwedischen Reichs-Stände in die Erwählung des Herzogs von Pommern, welchen Margaretha ihnen vorschlug, daß er nach ihrem Todte ihr Nachfolger werden sollte, und sie machten sich anheischig, alle Nachfolger dieses Prinzen in dem Reiche Dännemark auch für ihre Landes-Herren zu erkennen.

Es währete nicht lange, so erkannten die Schweden den Fehler, den sie begangen hatten. Die Königin von Dännemark schickte Kriegs-Volk nach Schweden, das sich zum Theil gutwillig, zum Theil auch mit Gewalt der vornehmsten Festungen bemächtigte. Die Aufsicht über dieselben ertheilte diese Einsichtsvolle Prinzeßinn lauter Dänischen Kriegs-Bedienten. Ueberhaupt nahm sie zu allen Aemtern und Würden des Reichs, die von einiger Wichtigkeit waren, nicht leicht einen Schweden. Diese liessen es zwar ihrer Seits an Beschwerden nicht ermangeln, und stelleten ihr sonderlich vor, daß sie auf solche Weise den Bedingungen des Vergleichs zu Calmar zuwider handelte. Sie aber ertheilte

theilte ihnen dagegen die spöttische Antwort, sie möchten nur diese Ansprüche fein sorgfältig bewahren, und eben so sehr darauf halten, als sie sich bemühen würde, die Schlösser und Festungen des Reichs in guter Verwahrung zu behalten.

Damit Margaretha in dem ruhigen Besitze des Reiches Schweden sicher seyn möchte, so ließ sie es an der Vorsicht noch nicht genug seyn, die sie gebrauchet hatte, sich der festen Oerter zu bemächtigen, und die Aufsicht darüber niemanden anders, als solchen Leuten anzuvertrauen, die ihrem Dienste einzig und allein gewidmet waren; Sondern sie glaubte auch, sie müsse sich in dem Königreiche eine mächtige Parthey machen. Sie richtete ihr Augenmerk sogleich auf die Geistlichkeit, und insonderheit auf die Bischöfe, welche eben so viel Gewalt, als Ehrgeitz besassen. Sie vermehrete ihre Einkünfte, und räumete ihnen noch grössere Vortheile ein. Sie ließ ihnen so gar an der Regierung grossen Antheil nehmen. Vielleicht hatte sie wohl nicht einmal so viel nöthig, um diese Leute auf ihre Seite zu ziehen, die auf Hoheit und Reichthum höchstbegierig waren. Sie ergaben sich völlig dem Willen der Königinn, und lieferten derselben ihr Vaterland auf die unanständigste Weise in die Hände.

Nach dem Todte der Margaretha war Erich ihr Nachfolger. Dieser Prinz verdienete eben so grosse Verachtung, als die Königinn vor ihm Hochachtung verdienet hatte. Daher stiessen die Dänen

ihn, mit gemeinschaftlicher Bewilligung der Schweden, vom Throne. Man hätte glauben sollen, eine so schöne Gelegenheit, die Freyheit wieder zu erlangen, würde von den Schweden mit der grösten Begierde ergriffen worden seyn. Aber die Bischöfe, welche Sklaven der Dänen worden waren, richteten die Sachen also ein, daß Christoph von Bayern, der in Dännemark dem Könige Erich nachfolgete, auch in Schweden für den König erkannt wurde, ohngeachtet der Adel durchaus haben wollte, daß die Wahl dieses Fürsten verworfen werden sollte, immassen sie ganz einseitig, nur von den Dänen allein, wider die Bedingungen des Vergleiches zu Calmar veranstaltet worden wäre. Vielleicht würde Christoph von Bayern eben so stürmisch, als sein Vorfahrer regieret haben. Er gab bereits genugsame Merkmale seiner Grausamkeit, und seines Ehrgeitzes von sich. Sein Todt vereitelte die Absichten, die er entworfen hatte, um die Schweden völlig zu ihrem Untergange zu befördern. Christiern, Graf von Oldenburg, wurde durch die Dänen zu seinem Nachfolger ernennet. Dieser Fürst meynete, seine Wahl gäbe ihm ein gegründetes Recht, auf die Krone Schweden eben so wohl, als auf Dännemark einen Anspruch zu machen, ohngeachtet die Dänen die einzigen waren, die daran Antheil gehabt hatten.

Die Sklaverey, unter welcher die Schweden in der dreyfachen Regierung geseufzet hatten, war Ursache, daß sie sehr geneigt worden waren, das Joch abzuwerfen, das sie sich durch den Vergleich von Calmar auf den Hals geladen hatten. Der

Ober-Marschall Canutson wuste sich die Beschaffenheit der damaligen Umstände auf eine geschickte Weise zu Nutzen zu machen, und legte seinen Lands-Leuten die Sache so vor, daß sie die Wahl des Christierns verwarfen, und ihn an dessen Stelle auf den Thron setzten. Hierdurch würde das Ungemach der Schweden sonder Zweifel seine Endschaft erreichet haben, woferne die Geistlichen nicht hinderlich gewesen wären. Sie waren dazu versehen, daß sie ihr Vaterland ganz und gar unglücklich machen sollten.

Die Bischöfe hatten sich ohne alle Ausnahme dem Dienste der Krone Dännemark gewidmet, weil sie von den Fürsten, die dieselbe getragen hatten, durch die vielen und grossen Wohlthaten eingenommen worden waren. Zu der Wahl des Königes Canutson hatten sie ihre Einwilligung blos deßwegen gegeben, weil sie nicht vermögend gewesen waren, dieselbe zu hindern. Dieser Fürst wuste gar wohl, mit was für schlimmen Absichten sie schwanger gingen, und vereinigte sich mit dem Senate, um es dahin zu bringen, daß sie ihnen fehl schlügen. Er ertheilte so gar den Befehl, eine genaue Nachforschung zu halten, was für Güter sich diese Prälaten unrechtmäsiger Weise angemaaset hätten. Dieses setzte sie in die gröste Wuth, und verleitete sie zu dem Entschluße, einen Aufruhr anzufangen. Sie verschwuren sich einstimmig wider ihren Landes-Herrn. Der Erz-Bischof von Upsal, den sie sich zu ihrem Oberhaupte wählten, veranlassete den König in Dännemark Christiern, daß er mit einem zahlreichen Kriegs-

Heere sich nach Schweden auf den Weg machte. Sobald als dieser Erz-Bischof die Nachricht bekam, daß sich die Dänischen Kriegs-Völker an der Gränze sehen liessen, rufte er alle Geistlichen im ganzen Königreiche zusammen, und that seinen rechtmäsigen König in einer Meße, die er mitten unter diesem Haufen mörderischer und blutdürstiger Pfaffen laß, öffentlich in den Bann. Sodann legte er seinen Bischöflichen Schmuck auf dem Altar nieder, und schwur an eben diesem Altare, er wollte ihn nicht eher wiederum anlegen, als bis er den König aus seinem Königreiche vertrieben hätte. Er rüstete sich hierauf mit einem Panzer, gürtete ein Schwerdt um sich, und in diesem Anzuge ging er aus der Kirche an der Spitze seines Haufens, um wider seinen rechtmäsigen Landes-Fürsten zu Felde zu ziehen.

Die übrigen Bischöfe thaten es der Raserey des Erz-Bischofs von Upsal nach, und folgeten seinem verhaßten Beyspiele. Ihr Vorhaben gelung ihnen leider! gar zu gut. Sie versetzten den König in die traurige Nothwendigkeit, aus dem Reiche zu gehen, nachdem sie wider ihn eine der blutigsten Schlachten gewonnen hatten. Nach dieser ließ der Erz-Bischof von Upsal Christiernen für den König von Schweden erkennen. Dieser Fürst kam aus Norwegen nach Stockholm, um von seinem neuen Königreiche Besitz zu nehmen. Aber seine Freude währete nicht so gar lange. Eben diejenigen Geistlichen, die ihm die Krone aufgesetzt hatten, empöreten sich wider ihn, weil er hatte den Erz-Bischof von Upsal, dessen Stolz und unruhiger

ruhiger Geist ihm zur Last worden waren, gefangen nehmen, und nach Dännemark führen lassen. Dieser Prälat hatte sich eingebildet, weil Christiern ihm die Krone von Schweden zu danken hätte, so würde er sich auch in allen Stücken seinen Rathschlägen gemäß verhalten. Er bekam hiermit den Lohn, welcher Verräthern von Rechtswegen gebühret.

Da die Geistlichen sich empöret, und das Volk auf ihre Seite gezogen hatten, so machten sich die Freunde des Königes Canutson diese Gelegenheit zu Nutzen, um ihn wieder zurückzurufen. Er kam abermal nach Schweden, und bestieg den Thron, aber er bliebe daselbst eine gar kurze Zeit. Christiern, der es wohl einsahe, was für einen Fehler er begangen hatte, versöhnete sich wieder mit dem Erz-Bischofe von Upsal, und gab ihm die Freyheit, unter der Bedingung, daß er sich mit ihm vereinigen, und ihm die Krone wieder verschaffen sollte. Der schalkhafte Prälat versprach alles, was von ihm verlanget wurde. Da er wieder zurück nach Schweden gekommen war, so setzte er zwar unter dem Beystande der Dänen den König Canutson zum zweytenmale ab, den er in einer Feld-Schlacht zum Gefangenen machte. Aber derhalben ließe er Christiernen nicht an seiner Stelle für einen König erkennen. Sein Gefängnis hatte ihm in so weit die Augen geöfnet, daß er die Staats-Absichten dieses Fürsten erkannte, und gegen ihn einen heftigen Haß faßte. Er verwaltete die höchste Gewalt mit Zuziehung der vornehmsten Herren seiner Parthey. Dieses Zwischenreich dauerte ohn-

gefähr vier Jahre, und unter der Zeit wurde Schweden durch die bürgerlichen Kriege erbärmlich verheeret. Endlich ging der schädliche Erz-Bischof von Upsal mit Todte ab, und die Schweden setzten den König Canutson, den die Geistlichen auf einem Schloße in Finnland in der Gefangenschaft hatten, wiederum in Freyheit. Er setzte sich nun zum drittenmale auf den Thron. Die Bischöfe willigten in seine Wiedereinsetzung nicht eher, als bis er ihnen neue Vorrechte verstattet, und die alten bestätiget hatte. Dieser Herr starb eine kurze Zeit darnach, als er wieder zur Krone gelanget war, und ernennte vor seinem Todte einen Neffen, mit Namen Steno Stur, zu seinem Nachfolger. Er ertheilte ihm den Rath, daß er den gefährlichen Titel eines Königes von Schweden niemals annehmen, sondern sich an dem Namen eines Administrators begnügen lassen sollte.

Nach dem Todte des Königes Canutson waren die Reichs-Stände vollkommen zufrieden, daß er seinen Neffen zu seinem Nachfolger ernennet hatte. Aber dieses geschahe auf eine solche Weise, daß sie ihn schlechtweg für den Administrator, oder, Erb-Feldherrn des Reichs erkannten.

In dem künftigen Briefe, werthester Yn-Che-Chan, den du von mir erhalten sollst, werden wir sehen, daß die Schweden unter dieser neuen Gattung von Regierung wegen des Ehrgeitzes und der Haabsucht der Bischöfe eben so unglücklich gewesen sind, als sie unter den Königen seit der Vereinigung nach dem Vergleiche von Calmar gewesen waren.

waren. Es hat entsetzlich viel Blut gekostet, ehe man die Geistlichen auf den Fuß setzen konnte, wie sie gegenwärtig in dem Königreiche Schweden stehen. Lebe wohl, liebster Yn-Che-Chan.

Stockholm ——

Der hundert und achte Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

In meinem letztern Briefe, werthester Yn-Che-Chan, habe ich den Zoroaster bey der Stiftung seiner neuen Religion bis an den Hof des Darius begleitet. Gegenwärtig wollen wir sehen, was für wunderbare Mittel er, nach dem Vorgeben der Gauren, angewendet haben soll, um hierinnen zu seinem Zweck zu gelangen. Gleich Anfangs überreichte er das Zendavesta dem Darius, und meldete ihm zugleich, daß er es mit sich vom Himmel gebracht habe. Er sagete dem Könige, er sey ein von GOtt abgeschickter Prophet, um sowohl ihn, als auch seine Unterthanen zu unterrichten. Man kan gar leicht denken, daß Darius dem Zoroaster nicht gleich auf sein bloses Wort Glauben zustellete. Die Sache war doch wohl bedenklich, und so gar ziemlich unglaublich; Daher konnte es ihm niemand verargen, daß er ausser den Beweisen, welche der Gesetzgeber von sich selbst gab, auch noch andere verlangte. Der Monarch begehrte also Wunderzeichen. Zoroaster wirkte deren in grosser

Menge.

Menge. Er ließ in einer gar kurzen Zeit einen Baum von einer ganz ausserordentlichen Höhe wachsen. Allem Vermuthen nach hat sich dieses zugetragen, ohne denselben zu begiessen. Ausserdem würde dem Wunder dadurch viel Abbruch geschehen seyn. Dieses noch nie erhörte Abentheuer hatte in dem Gemüthe des Darius grossen Eindruck, und von dieser Zeit fing er an, den Worten des Zoroasters Glauben zuzustellen. Aber die Sabäischen Magier, die es durchaus nicht zugeben wollten, daß die himmlische Lehre Beyfall fände, nahmen ihre Zuflucht zu List und Schalkheit, um dieses zu verhindern. Sie steckten sich hinter einen Bedienten des Zoroasters, und brachten denselben vermittelst eines Geschenkes dahin, daß er Hundsknochen, Nägel, und Haare von verstorbenen Leuten heimlich in das Zimmer des heiligen Propheten hineinlegte. Dieses waren lauter solche Dinge, welche die Persianer für Zauber-Mittel ansahen, und gegen welche sie einen gar entsetzlichen Abscheu heaeten. Als die Magier ihre Schelmerey vollstrecket hatten, so führten sie bey dem Darius über den Zoroaster grosse Beschwerden, und beredeten den König, dieser Mann, der sich für einen grossen Propheten ausgäbe, wäre weiter nichts, als ein schädlicher Zauberkünstler, welcher bloß mit Hülfe der Hexerey gewisse abentheuerliche Sachen verrichtet hätte.

Alle die Sachen, die man in dem Zimmer des Zoroasters gefunden hatte, wurden dem Darius selbst vor die Augen geleget. Nunmehr glaubte er steif und feste, daß der Mann wirklich ein Hexenmeister

meister sey, und entsagte nicht nur der Religion desselben, sondern er ließ ihn auch in ein Gefängniß werfen, und mit gröster Sorgfalt bewachen, wie es ein gefährlicher Betrüger verdienete. Die Gottheit vergaß ihren Vielgeliebten in den Bedrängnissen, die er auszustehen hatte, keinesweges. Sie that zu seinem Besten ein Wunder, und dieses Wunder geschah in dem Pferde-Stalle des Darius. Leute, die bey der Untersuchung der Dinge gar zu bedenklich und eigensinnig sind, werden vielleicht denken, ein solcher Ort schicke sich nicht sonderlich zu Wundern. Aber ein Wunder bleibt allemal ein Wunder, und die Gauren behaupten es mit einer gar zu grossen Zuversicht, daß vor diesesmal das Wunder an einem Pferde geschah. Die Füße desjenigen, welches Darius ordentlicher Weise zu seinem Reitpferde gebrauchte, und auf welches er gar entsetzlich viel hielt, schwanden so sehr, daß man beynahe gar nichts mehr davon sahe. Die Magier gaben sich vergebliche Mühe, sie wiederum in den vormaligen Zustand zu bringen. Die Füße blieben einmal wie das andere. Nachdem nun Darius alle nur mögliche sowohl weltliche als geistliche Hülfs-Mittel angewendet hatte, so wandte er sich endlich an den Zoroaster. Dieser Gesetzgeber machte sich anheischig, dem Pferde den Gebrauch seiner Füße wieder zu verschaffen. Er verlangte aber dagegen, wenn er in der Kur, die er unternehmen wollte, glücklich seyn würde, so sollte der König ihm versprechen, daß er sich bekehren, und aus aufrichtigem Herzen zu der Religion zurückkehren wollte, worinnen Zoroaster ihn unterrichtet hätte. Darius willigte in alles. Sein Pferd

wurde

wurde vollkommen wieder hergestellet, und es wurde dem Zoroaster erlaubet, seine Lehre öffentlich und ungestört zu lehren.

Darius war darauf bedacht, wie er sich die Freundschaft, welche ihm der neue Gesetzgeber bezeigte, zu Nutzen machte; Und seit dem er gesehen hatte, daß dieser Mann vermögend gewesen war, seinem Pferde wieder gute und gesunde Füße zu machen, so mochte er ohne Zweifel denken, es wäre in der Welt nichts, was er nicht auszurichten im Stande wäre. Also nahm er sich nicht mehr die Mühe, Kleinigkeiten von ihm zu verlangen. Er verlangte besonders viererley von ihm, und so bald er sehen würde, daß diese vier Dinge bewerkstelliget wären, so versprach er, von der Wahrheit und Göttlichkeit der neuen Lehre vollkommen überzeugt zu seyn. Der Einfall war gar nicht übel, und derjenige, der diese Lehre stiftete, wurde in der That hier auf seiner schwachen Seite angegriffen. Darius verlangte also erstlich, daß er in den Himmel hinauf steigen, und dann auch wieder sich, wenn es ihm beliebte, herunterbegeben könnte; Zweytens, daß er wissen könnte, was GOtt damals that, und auch künftig thun würde; Drittens, daß er dem Todte nicht unterworfen seyn dürfte; Viertens, daß er nicht verwundet werden könnte. Zoroaster gab zur Antwort *: „Seine Gewalt erstrecke sich nicht so weit, daß er ihm „behülflich seyn könne, viererley so schwere und „so wichtige Sachen, alle auf einmal, zu erlangen;

* Dissertat. sur les Cerem. Relig. des Peuples Idolatres, par *Bernard Picart*, Tom. II.

» gen; Ja es wäre so gar eine gefährliche
» Sache, wenn ein einziger Mensch sie alle zusam-
» men besäße, immassen er sich auf solche Weise
» rühmen könne, eben so mächtig, als GOtt sel-
» ber zu seyn. Aber ohngeachtet die Sache etwas
» überaus schweres wäre, so wollte er doch, um
» die Wahrheit seiner Sendung zu bestätigen, sich
» diese vier Gaben von GOtt für vier unterschie-
» dene Personen ausbitten. Darius bekam die er-
» ste; Die zweyte, nemlich die Wissenschaft des
» Gegenwärtigen und Zukünftigen wurde dem Ma-
» gier des Königes verliehen, damit er die Unter-
» nehmungen seines Herrn auf gehörige Weise ein-
» richten könnte; Die Prinzen des Darius er-
» hielten die beyden letztern. Die Gauren spre-
» chen, Beschuten, oder Pischiton, dem die Un-
» sterblichkeit zugetheilet wurde, lebe noch immer
» an einem gewissen Orte, wo er durch dreysig
» Männer genau bewachet würde. Es ist keinem
» Menschen verstattet worden, sich demselben zu
» nähern, aus Furcht, er möchte eben also, wie
» Beschuten unsterblich werden.

Man möchte den Gauren wohl etwan auf diese Erzählungen einwenden, da ein einziger Mensch diese vier Eigenschaften nicht besitzen könne, ohne zugleich eben so mächtig, als GOtt zu seyn, so sey es gleichwohl etwas erstaunendes, daß sich ein Mensch gefunden hätte, dessen Macht groß genug gewesen wäre, es dahin zu bringen, daß alle viere andern Sterblichen wären gegeben worden. Denn wenn sich die Macht des Zoroasters, oder zum wenigsten sein Ansehen so weit erstrecket

hat,

hat, daß er dergleichen Vortheile von der Gottheit für diejenigen erlangen konnte, an welchen ihm etwas gelegen war, kann man da wohl etwan lange zweifeln, daß er alle viere mit leichter Mühe würde haben für sich selbst erlangen können, wenn er anders darum gebeten hätte? Uebrigens möchte ich doch gar zu gern wissen, was für ein Fuhrwerk Darius zu seiner Reise von der Erde an den Himmel hinauf gebrauchet, und auf was für einer Straße er sich dahin begeben hätte. Es war ja wohl etwas ganz leichtes, daß er sich auf einem so gar weitem Wege verirrete. Wer weiß, ob die alten Weltbeschreiber die Wege, die nach dem Himmel führen, besser gewußt haben, als ihn die gegenwärtigen wissen? Wenn ich die Unsterblichkeit bedenke, welche Beschuten zu geniessen hatte, so kommt es mir wirklich sehr abgeschmackt vor, wenn es heißt, er werde durch dreyßig Männer bewacht, aus Furcht, es möchte etwan ein Sterblicher, der ihm zu nahe kommt, unsterblich werden. Denn entweder diese Furcht ist völlig ungegründet, oder die Wächter des Beschuten, welches Menschen sind, müssen selbst unsterblich seyn. Ist das letztere richtig, so haben wir ja eine ganze Menge vergötterter Menschen, und der Stand eines blosen gemeinen Leibwächters des Beschuten verdienet nach meinen Gedanken vor allen Thronen in der ganzen Welt einen sehr grossen Vorzug. So viel ich urtheilen kann, hat dieser Sohn des Darius ein weit besseres Looß, als sein Bruder erhalten. Was half es jenem, daß er nicht zu verwunden war, wie etwan die Griechen in ihren Fabeln erdichtet haben, daß es der Achilles gewesen ist, weil Fieber, Seiten-

tenstechen, Schlagflüße, kurz hunderterley Krankheiten dasjenige in einem Augenblicke bewerkstelligen konnten, was alle Pfeile und Wurfspieße in dem ganzen Morgenlande sowohl, als in den Abendländern nicht würden haben ausrichten können? Immittelst räume ich es gar gern ein, daß die Gabe, schuß- und stichfrey zu seyn, überaus viel werth sey. Ich achte sie nur in so ferne für unansehnlich, wenn ich sie mit der Gabe der Unsterblichkeit vergleiche. Es würde für den Zoroaster ein grosses Glück gewesen seyn, wenn er mit der vortheilhaften Eigenschaft begabet gewesen wäre, daß ihm keine Wunde beygebracht werden konnte. Vielleicht hätte er nicht eines gewaltsamen Todtes sterben müssen, und würde ohne allen Zweifel seine Lehre mit einem noch viel grösserm Fortgange ausgebreitet haben. Daran hatte er noch nicht genug, daß er sie in den Ländern des Darius eingeführet hatte, sondern er wollte, wie ein gewisser Europäischer Schriftsteller sagt *, der etlichen Morgenländischen nachschreibet, „den Argyaspes, den „König der Orientalischen Scythen, einen eifri„gen Sabier, zu seiner Religion bekehren. Um „in seinem Vorhaben desto glücklicher zu seyn, be„dienete er sich des Ansehens seines Landesherrn. „Der Scythische Fürst, den es verdroß, daß man „ihm in einer Sache, die das Gewissen anging, „Gesetze vorschreiben wollte, fiel mit einem Kriegs„Heere in Backtrien ein, schlug die Völker des „Darius, tödtete den Zoroaster nebst allen Prie„stern

* Prideaux Altes und Neues Testam. in einer Connexion, 1. Band, 4tes Buch.

„ stern der Patriarchal-Kirche, deren Anzahl sich „ auf achtzig erstreckete, und zerstörete die Tempel „ in der ganzen Landschaft. „

Die Gauren wollen es nicht einräumen, daß Zoroaster ein solches trauriges Ende genommen hat. Sie wollen vielmehr die Leute bereden, wie ich dir es schon einmal in einem meiner vorhergehenden Briefe gesaget habe, daß er sich gewünschet, durch das Feuer vom Himmel verzehret zu werden, und daß ihm auch sein Wunsch erfüllet worden wäre. Verschiedene wollen die Leute bereden, er sey auf eine wunderbare Weise in den Himmel hinauf gestiegen. Aber dieses sind lauter erdichtete Mährgen, so wie auch andere Geschichten, die sie von diesem Gesetzgeber erzählen *. Sollte es übrigens damit seine Richtigkeit haben, wie es der Europäische Schriftsteller saget, daß Zoroaster eines traurigen Todes gestorben ist, weil er hat seine Religion mit dem Degen in der Faust vertheidigen wollen, so ist ihm das Schicksal wiederfahren, welches er mit allem Rechte verdienet hat, und welches alle diejenigen verdienen, die es so wie er zu machen gesonnen gewesen sind, oder noch itzt seinem Beyspiele nachahmen wollen. Der allerhärteste Todt ist immer noch zu gelinde für diejenigen, welche den Gewissen anderer Menschen Zwang anthun wollen. Diese sind Ungeheuer, und für die

Ruhe

* Sunt, qui ex hominum oculis evanuisse garriant; unde Carmaniensium Persarum plerique in cœlum evectum fuisse affirmant; Nonnulli in Sandapilam forte oblatam se prope Bagdadum condidisse, in eaque raptum fuisse ab Angelis. *Huet.* Demonstr. Evangel. Lib. V. Propos. IV. pag. 135.

Ruhe der menschlichen Gesellschaft noch weit gefährlicher, als die Tyger für die Afrikanischen Wandersleute. Diese wilden Thiere fressen einen Menschen, um ihren Hunger zu stillen, und haben dabey nicht den geringsten Vorsatz, ihn zu quälen. Alle Verfolger, Wüteriche, Schwärmer befördern diejenige nur ganz langsam, und vom sachten zum Todte, die sie mit Gewalt zwingen wollen, ihrer Meynung beyzutreten. Ist es nicht eine grosse Schande für das ganze menschliche Geschlecht, daß es Leute giebt, die so schlimm sind, daß sie anderer Menschen Blut vergiessen, weil sie in Ansehung gewisser abstrackten, läppischen, und für die öffentliche Ruhe unnützen Fragen, die mit der guten Sittenlehre nicht in der geringsten Verwandschaft stehen, und deren Aufklärung weder einen Vater gegen seine Kinder, noch einen Gatten gegen den andern, noch einen Sohn gegen seine Eltern, noch einen Freund gegen den andern, noch einen Bürger gegen sein Vaterland bessert, nicht mit ihnen einerley Gedancken hegen? Die Europäer sind mehr, als alle andere Menschen geneigt, sich dem Geiste der Verfolgung, und der Nichtdultung ohne das geringste Bedenken zu überlassen. Man lieset mit Schrecken und Abscheu in ihrer Geschichte die allerentsetzlichsten Ausschweifungen, wozu sie sich haben verleiten lassen, weil ihnen ihre barbarischen, und blutdürstigen Pfaffen dieselben eingegeben haben. Mehr, als einmal hat der Sohn das Schwerdt seinem Vater in die Brust gestossen, und der Vater hingegen seinen Sohn der Schwärmerey, und dem Aberglauben aufgeopfert. Ach, wenn doch der Tien, das höchste Wesen, das unermeßliche

Wesen, das Wesen aller Wesen, unsere Landsleute die Chineser, auf immer bewahren wollte, daß sie ja nicht in eine so strafbare Verirrung gerathen, und ihre Blindheit so sehr überhand nimmt, daß sie unter dem Deckmantel der Religion die allerentsetzlichsten Missethaten von der Welt begehen, vor welchen die Natur selbst den grösten Gräuel, und Abscheu heget! Ach, wenn doch, liebster Yn-Che-Chan, derjenige Unmensch auf der Stelle sterben, und noch dazu des allerschimpflichsten und grausamsten Todtes sterben müßte, der sich zuerst unterstehen wird, in unserm Vaterlande den abscheulichen Lehrsatz auf die Bahn zu bringen, daß man den Gewissen Zwang anthun, und die Leute verbrennen könne, weil sie demjenigen gemäß handeln, was ihnen nach ihren Gedanken die Vernunft und die Billigkeit eingeben!

Die Griechen haben von dem Zoroaster beynahe eben so viele lügenhafte Dinge, als die Persianer ausgebreitet. Sie haben die Leute bereden wollen, er sey lachend auf die Welt gekommen. Allem Ansehen nach glaubten sie, ein Mensch, der dazu bestimmt wäre, daß er eine Religion stiften, oder auch verbessern solle, dürfe keine Thränen vergiessen. Was würden sie aber darauf geantwortet haben, wenn man ihnen dagegen eingewendet hätte, es sey nach der Meynung verschiedener grosser Männer vielmehr unanständig, wenn man lache, als wenn man weine? Bis zu der Zeit, da diese Frage hinlänglich beantwortet worden, sollte das vorgegebene Wunderwerk Zoroasters von Rechtswegen nicht für etwas dergleichen angesehen wor-

den seyn. Ein gewisser Europäischer Bischof hat wider das Gelächter des Zoroasters gar entsetzlich geeifert *, und giebt es ohne Umstände für eine teuflische Handlung aus: „Wir haben, spricht er, „das Lachen, welches Zoroaster mit sich auf die „Welt brachte, als etwas wunderbares angemerket. Aber wir sollten lieber einräumen, daß es „eine teuflische, und keinesweges menschliche Handlung ist. Denn obschon der Mensch darauf eingerichtet ist, daß er lachen kann, so siehet man „doch auch nicht einen einzigen, der nicht bey seiner Geburt weinen sollte. Demnach gebühret es „sich, ein solches Lachen für etwas abscheuliches „zu achten, und zu glauben, er habe, indem er „in seiner Geburt gelachet, eine weit verderbtere „Natur, als alle übrige Menschen mit sich auf die „Welt gebracht. Das Vermögen zu lachen ist der „menschlichen Natur allerdings gar sehr eigen. „Aber bey dem allen ist es immer ein Kennzeichen „einer grossen Tugend, wenn ein Mensch niemals „lachet, weil wir wissen, daß unser HErr JEsus „Christus niemals hat lachen wollen, um den „Menschen zu zeigen, daß dieses eine Tugend ist. „Man spricht, Sokrates und Cato hätten niemals gelachet, wiewohl wir nicht dafür halten, „daß dieses eben eine wirkliche Tugend an ihnen „gewesen ist; Sondern ihr Naturell ist vielmehr „in ihrem reifen Alter kaltsinniger und gleichgültiger worden, weßwegen es ihnen leicht wurde, „sich des Lachens zu enthalten. Die heilige Schrift „giebt

* Les Jours Caniculaires &c. de *Simon Majole*, Eveque de Volture, Lib. IV. pag. 171.

» giebt es für eine grosse Tugend aus, wenn man
» sich des Lachens enthält, weil vieles Lachen eine
» Eigenschaft eines Narren ist.

Der gute ehrliche Europäische Bischof hat für grossem Eifer die ungereimten Sachen, die er vorbrachte, nicht reiflich genug bedacht; Er hätte nicht aus der Acht lassen sollen, daß der Gesetzgeber der Juden eben so, wie jener, bey seiner Ankunft auf die Welt gelachet hat. Bey dieser Gelegenheit macht ein anderer vornehmer Geistlicher die Anmerkung *, es sey ganz wohl möglich, daß die Persianer, die mit den Juden einen so starken Umgang hatten, das, was die letztern von ihrem Moses sagen, ihnen abgeborget, und ihrem Zoroaster beygeleget haben. Ich meines Orts glaube, es habe auf beyden Seiten nicht den geringsten Nutzen, man mag seine Zuflucht zu dem Teufel, oder zu den Glaubens-Büchern der Christen nehmen, um es auszumachen, ob Zoroaster bey seiner Geburt gelachet habe. Es kann seyn, es kann aber auch eben so wohl nicht seyn. Ich habe ein Kind gesehen, das gleich, so bald als es aus Mutterleibe heraus kam, die Augen offen hatte, und lächelte. Unterdessen war es ganz sicher weder ein Hexenmeister, noch ein Prophet, und ist in einem Alter von zwölf Jahren wieder gestorben. Lebe wohl.

Ispahan —

Der

* Risisse eum ferunt, quo die natus est, quia matri suae *Moses*, statim ut natus est, apparuit elegans, quod exponit Interpres Arabs, venuste ridens. *Huet.* Demonstr. Evangel. Cap. V. Prop. IV. pag. 37.

Der hundert und neunte Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

Die Schweden, mein werthester Yn-Che-Chan, hatten, wie ich dir davon in meinem letzten Briefe gemeldet habe, die Würde eines Administrators auf den Trümmern der Königlichen Hoheit errichtet. Da nun die Könige von Dänemark sahen, daß sie hierdurch ganz und gar der Schwedischen Krone beraubet werden sollten, die ihnen durch den Vergleich von Calmar zu Theile worden war, so wendeten sie alle ihre Kräfte an, um diese neue Gattung von Regierung zu zernichten. Zu manchen Zeiten bedieneten sie sich, um ihren Endzweck zu erlangen, der gütlichen Unterhandlung; Ein andermal wählten sie die Waffen, um vermittelst derselben sich in die Rechte wiederum einzusetzen, die ihnen nach ihrer Meynung auf eine rechtmäsige Weise zugehörten. Hierbey machten sie sich auch auf eine geschickte Art die Zuneigung der Geistlichkeit zu Nutzen, die beständig auf ihre Seite hing. Die Schwedischen Bischöfe blieben immerfort unversöhnliche Feinde ihrer Landsleute, und liessen gar nicht ab, den Tyrannen ihres Vaterlandes in ihren Unternehmungen beförderlich zu seyn, weil sie sich von ihnen neue Wohlthaten versprachen. Die Ränke dieser aufrührischen Geistlichen stürzten Schweden vier und vierzig Jahre lang mit aller Gewalt in alle nur möglichen Trübsale des allerblutigsten bürgerlichen Krieges. Der König Christiern, und sein Sohn Johann,

der ihm in der Regierung nachfolgete, kämpfeten beyde die ganze Zeit hindurch, da sie regiereten, wider die Administratore Steno, und Suante Stur, auf eine solche Weise, daß man sie weder für Ueberwinder, noch für Ueberwundene achten konnte. Als endlich der letztere Administrator gestorben war, so machten die Bischöfe, die ihn eben so sehr gefürchtet, als gehasset hatten, alle Anstalt, um es zu verhindern, daß sein Sohn ihm in der Regierung nicht nachfolgen sollte. Sie bildeten sich ein, es würde ihnen hernach etwas ganz leichtes werden, den Schweden wiederum die Dänischen Fesseln anzulegen, wenn sie es nur erst so weit gebracht hätten, daß die Würde eines Administrators auf einen von ihrer Parthey fiele. Der Erz-Bischof von Upsal gab seine Stimme dem Senator Erich Tolle, oder Trolle; aber er betrog sich in seiner Hofnung eben so, wie die übrigen Prälaten, seine Herren Mitbrüder. Die Schweden waren dem verstorbenen Administrator gar zu viele Verbindlichkeit schuldig, als daß sie seine Stelle nicht hätten sollen seinem Sohne mittheilen. Ueber dieses achteten sie alles dasjenige für verdächtig, was ihnen durch Leute vorgeschlagen wurde, die es mit der Dänischen Parthey hielten. Sie ernennten den Prinzen Steno zum Administrator, und erkannten ihn dafür öffentlich in einer allgemeinen Versammlung der Reichs-Stände. Um es aber gleichwohl zu verhüten, daß das Feuer des bürgerlichen Krieges nicht auf das neue ausbrechen möchte, und um den Geistlichen ihren Willen zu erfüllen, muste der Administrator dem Sohne des Senators Tolle das Erz-Bißthum Upsal ertheilen, welches für diesen

Sena-

Senator eine Vergütung seyn sollte, weil er nicht selbst zum Administrator erwählet worden war. Der alte Erz-Bischof, der das Oberhaupt der Dänischen Parthey war, glaubete, er könne keinen würdigern und geschicktern Nachfolger aussuchen, um die Ausführung der Absichten, auf welche die Geistlichkeit seit langer Zeit sann, zu bewerkstelligen.

Diese zween Prälaten gaben Christiernen dem Zweyten, der nur erst kürzlich an seines Herrn Vaters Johanns Stelle König worden war, von allem, was sie gethan hatten, genaue Nachricht. Dieser Christiern war weit grausamer als Nero, wilder als Caligula, und mißtrauischer als Tiberius. Ein Fürst, der einer so grossen Verachtung werth war, hätte die Bischöfe von Rechtswegen auf ganz andere Gedanken bringen sollen. Aber sie bekümmerten sich darum gar wenig, daß sie ihr Vaterland in das gröste Ungemach stürzeten, wenn sie nur ihre Ehrbegierde befriedigen konnten.

Kaum war der junge Tolle in sein Erz-Bißthum mit der gewöhnlichen Feyerlichkeit eingewiesen worden, so war er auch gleich darauf bedacht, daß er den bürgerlichen Krieg wiederum erregte. Der Administrator, der von allen seinen Absichten Nachricht bekam, und sich über seine Undankbarkeit aufs äuserste entrüstete, versuchte es gleichwohl anfänglich mit lauter gelinden Mitteln, ehe er es zu einem öffentlichen Bruche kommen lassen wollte. Da er aber an allen Umständen merkte, daß er seine Zeit auf eine unnütze Weise verderbete, so rückte er

an der Spitze seiner Kriegs-Völker vor Stecke, wohin der Erz-Bischof seine Zuflucht genommen hatte. Die Dänen hatten sich in Bewegung gesetzt, um dem Prälaten zu Hülfe zu kommen. Aber der Administrator, der sich Hofnung machte, daß er den Platz noch vor ihrer Ankunft erobern könne, unterließ nicht, mit der Belagerung den Anfang zu machen. Mittlerweile bekam er die Nachricht, daß die Dänen bey Stockholm an das Land gestiegen wären, wo sie alles mit Feuer und Schwerdt verwüsteten. Er ließ daher sein Fuß-Volk vor der Vestung stehen, ging mit seiner Reuterey auf sie loß, hieb sie in die Pfanne, und jagte sie ganz und gar aus einander. Das wenige, was noch davon kam, flüchtete auf die Schiffe, und begab sich auf den Rückweg nach Dänemark.

Nach diesem Siege kam der Administrator zurück, und trieb die Belagerung von Stecke mit grossem Eifer. Er nöthigte den Erz-Bischof alsbald, daß er sich ergeben muste. Nachdem er ihn zu seinem Gefangenen gemacht hatte, brachte er ihn nach Stockholm, wo der Senat verordnete, daß er unverzüglich sein Erz-Bißthum niederlegen, und sich in ein Kloster begeben sollte, wo er für das Unheil, das er in dem Reiche angestiftet hatte, büßen möchte. Dieses wurde vollstrecket, und es würde für die Schweden ein großes Glück gewesen seyn, wenn es bis an den Todt des rebellischen Prälaten dabey geblieben wäre. Aber der König von Dänemark legte bey dem Römischen Pabste eine so kräftige Vorbitte ein, daß dieser es sehr übel empfand, daß man sich unterstanden hatte, einen

Geist-

Geistlichen von seinem Amte abzusetzen, der, wie es schien, vermöge seiner Würde auf keine andere Weise, als auf die Verordnung des Römischen Stuhls zur Verantwortung gezogen werden sollte. Er that also das Königreich Schweden, vornemlich aber den Administrator und den Senat, in den Bann. Nach der Zeit hat der Römische Pabst ein so übereiltes und so ungerechtes Verfahren ziemlich theuer bezahlen müssen. Es kostete ihm den gänzlichen Verlust seines Ansehens bey den Schweden. Indessen geschah dieses nicht eher, als bis die letztern unendlich viel Ungemach ausgestanden hatten.

Eben diejenige Schrift, welche die Schweden in den Bann that, verordnete dem Könige von Dänemark, die Vollstreckung desselben über sich zu nehmen, und mit den Anhängern des Administrators, als mit Rebellen, mit Verbannten, und hartnäckichten Abtrünnigen umzugehen. **Christiern** ergrif mit der grösten Begierde die Gelegenheit, die ihm der Pabst zu Rom an die Hand gab, um den Krieg nach Schweden zu spielen. Er verwüstete alles mit Feuer und Schwerdt, und rechtfertigte seine entsetzlichen Grausamkeiten durch die Verordnungen, die er von dem Römischen Bischofe empfangen hatte. Auch Schriftsteller, die zu der Römischen Kirche gehören, gestehen die Wahrheit dieser verhaßten Handlungen offenherzig. „**Christiern**, spricht ein Römisch-Katholischer Geschichtschreiber *, hatte kaum die Bulle des Pabsts erhalten, so rückte er auch ohne Verzug an der „Spitze

* Revol. de Suede, par l'Abbé *de Vertot*. Tom. I. pag. 74.

„ Spitze seines Kriegs-Heeres in dieses Königreich
„ ein. Er fing sogleich an, alles überall mit Feuer
„ und Schwerdt umzubringen, weil er hierdurch
„ die Schweden in Furcht und Schrecken versetzen
„ wollte. Damit er aber gleichwohl den Grau-
„ samkeiten, die er lediglich und allein aus Rache
„ sowohl, als aus Eigennutz verübte, einen An-
„ strich der Gerechtigkeit, und einen Schein der
„ Religion geben möchte, so ließ er an allen Or-
„ ten, wo seine Kriegs-Völker solche Gewalttthä-
„ tigkeiten ausübten, die Bulle des Pabstes an-
„ schlagen, und gab sich hiermit für einen bevoll-
„ mächtigten Diener des heiligen Vaters aus. „

Die grimmige Wuth des Christierns dauerte nicht eben so gar lange. Er fing an Stockholm zu belagern, und sahe sich genöthiget, die Belagerung mit Schimpf und Schande aufzuheben. Auf seinem Rückzuge schlug der Administrator beynahe den ganzen Nachzug des feindlichen Heeres todt, und nahm die ganze Bagage weg. Bey diesem Unglücke des Christierns hatte es aber keinesweges sein Bewenden. Er hatte die Zuflucht auf seine Flotte genommen. Da die Winde ihm zuwider waren, und er nicht zur See fortkonnte, so stund er in Gefahr, mit seinem ganzen Kriegs-Heere umzukommen, immassen es theils an Lebens-Mitteln fehlte, theils ansteckende Krankheiten einrissen, die einen sehr grossen Theil seiner Soldaten wegraften. Weil ihn nun die Noth auf allen Seiten drückete, und er in dem äusersten Elende war, so nahm er seine Zuflucht zu der Edelmüthigkeit des Administrators. Er ließ ihm einen Waffen-Stillstand anbieten,

bieten, er erbot sich so gar, selbst in Person nach Stockholm zu kommen, um wegen des Friedens mit ihm einig zu werden, woferne man ihm Gustaven, und noch sechs andere Herren, die er selbst wählte, zu Geisseln geben würde. Der Administrator, als ein sehr gutherziger Herr, nahm die Anerbietungen Christierns willig und gern an. Er versorgte seine Flotte mit den Lebens-Mitteln, die sie vonnöthen hatte, und schickte die abgeforderten Geisseln. Sobald als der treulose König von Dänemark dieselben in seinen Händen hatte, und der Wind anfing sich zu ändern, so ging er unter Segel, und begab sich auf den Weg nach Dänemark, wo er mit den Schwedischen Herren anlangte, die er wider das allgemeine Völker-Recht, und wider alle Treu und Glauben entführete. Die Winde waren seinem Vorhaben so günstig, daß die Schweden sich nicht im Stande befanden, ihm dieselben aus den Händen zu reissen. Sie thaten zwar alles, was sie nur konnten, indem sie zu dem Ende in aller Geschwindigkeit etliche Schiffe ausrüsteten, die sich gleich damals in dem Haven bey Stockholm befanden; Allein es war vergeblich, immassen sie die Dänischen Schiffe nicht einholen konnten.

Nachdem Christiern in seinen Staaten angekommen war, so machte er Anstalt, ein neues Kriegs-Heer aufzurichten, mit welchem er wieder in Schweden eindringen, und sich wegen des Schimpfes, der ihm daselbst wiederfahren war, rächen wollte. Er nahm alle Ausländer in Dienste, die sich bey ihm angaben. Von dem Könige in Frankreich, Franz dem Ersten, erhielt er vier tausend

send Soldaten zu Fuße, unter Anführung eines gewissen Gaston von Breze, des Prinzens von Foucarmont, und des Barons von Gondrin. Nachdem er ein ansehnliches Kriegs-Heer zusammen gebracht hatte, so übergab er die Aufsicht desselben dem General Otho, der für einen von den grösten Kriegs-Männern in Norden geachtet wurde. Er für seine Person aber hielt es nicht für rathsam, aus Dänemark wegzugehen. Die unerschwinglichen Abgaben, womit er seine Unterthanen beleget hatte, um die Kosten des Krieges zu bestreiten, hatten das Volk sehr unwillig gemacht. Sie stunden in völliger Bereitschaft, sich zu empören, und es fehlte ihnen weiter an nichts, als an der Gelegenheit, die ihnen Christiern durch seine Abwesenheit an die Hand gegeben haben würde.

Der General Otho drang durch West-Gothland in Schweden ein. Er that alles, was er nur konnte, um die Schweden zu einem Treffen zu bringen, er verheerte und verwüstete alle Gegenden, wo er mit seinem Kriegs-Heere durchzog. Diesen Verwüstungen wollte der Administrator Einhalt thun, und rückte ihm an der Spitze seines Heeres entgegen. Otho stellte sich, als ob er es nicht gerne sähe, wenn es zu einem Treffen käme, er zog sich mit einer scheinbaren Eilfertigkeit zurück. Der Administrator war ein feuriger Herr, und von einer Gemüths-Art, die sehr lebhaft, und mit dem grösten Muthe angefüllt war. Er setzte einem Feinde, den er schon für halb überwunden ansahe, mit seiner Reuterey hitzig nach. Der Sieg neigte sich schon ziemlich auf seine Seite, als er durch

einen Kanonen-Schuß getödtet wurde. Der Verlust ihres Anführers setzte die Schweden auf einmal in Furcht und Schrecken, und da ihnen durch das unaufhörliche Feuer aus dem groben Geschütze der Dänen scharf zugesetzet wurde, so liessen sie den Vortheil fahren, den sie in den Händen hatten. Sie fochten anfänglich so, daß sie sich zugleich zurück zogen, aber auf einmal geriethen sie in die gröste Unordnung. Otho machte sich die Niederlage der feindlichen Reuterey zu Nutzen. Er ließ das Fuß-Volk der Schweden durch das seinige angreifen, das sich aber mit einer solchen Tapferkeit wehrete, daß die Dänen genöthiget wurden, sich zurückzuziehen. Otho ließ sich den schlimmen Ausgang dieses ersten Angrifs keinesweges abschrecken. Er ließ durch die Franzosen einen neuen Versuch thun, die nach einem hartnäckigen und blutigen Gefechte endlich in die Verschanzungen eindrangen. Die entkräfteten, und mit Gewalt bestürmten Schweden wehrten sich gleichwohl immer noch mit einer bewundernswürdigen Herzhaftigkeit. Weil endlich die Nacht dazu gekommen war, nahmen sie ihre Zuflucht in die Hölzer, und liefen ganz und gar aus einander.

Der Sieg, den die Dänen über die Schweden erhalten hatten, (ein Sieg, den sie, nach dem Berichte aller Geschichtschreiber, lediglich und allein der Tapferkeit der Franzosen zu danken hatten,) erweckte die Kühnheit der Geistlichen aufs neue. Kaum hatte der abgesetzte Erz-Bischof von dem Todte des Administrators Nachricht erhalten, so verließ er alsbald das Kloster, in welches er verwie-

wiesen worden war. Er zog wiederum in Upsal ein, und diese Stadt erklärete sich auf seine Veranlassung für die Dänen. Die Bischöfe von Linköping, und von Strengnäs suchten es ganz offenbar und ungescheut durch ihre Ränke dahin zu bringen, daß sie Christiernen die Krone wiederum in die Hände spielten, oder, welches einerley ist, ihre Landsleute den Fesseln des allerverhaßtesten Tyrannen überlieferten. Den Geistlichen gelung ihr Vorhaben leider! nur gar zu gut. Sie veranstalteten eine Versammlung der Reichs-Stände, deren Mitglieder lauter Anhänger von ihnen waren. In derselben erkannte man Christiernen für den König von Schweden, und setzte die Sachen wiederum auf den Fuß, wie sie zu der Zeit des Vergleichs von Calmar waren.

Um die getreuen Schweden durch gewisse Strafen furchtsam zu machen, die in ihren Gedanken noch weit grausamer, als der Todt waren, untersagte der Erz-Bischof von Upsal den Geistlichen, diejenigen, die Christiernen nicht für ihren rechtmäsigen Landes-Herrn erkennen würden, zu begraben. Kürz, die Geistlichen vereinigten die Waffen der Religion mit den Waffen der Dänen, und brachten es nun zum zweytenmale so weit, daß sie ihr Vaterland seinen allerärgsten Feinden in die Hände spielten. Alles unterwarf sich dem Joche Christiernens, bis auf die Stadt Stockholm, welche er selbst in eigener Person belagern wollte. Zu dem Ende kam er dahin, und übernahm die Aufsicht über das Kriegs-Heer, welches Otho bis anher angeführet hatte. Nach einer überaus tapfern

Gegen-

Gegenwehr sahe sich die Bürgerschaft und die Besatzung genöthiget, zu capituliren. Christiern ließ sich hierauf für den König von Schweden erklären, und kehrete nach Verlauf einer kurzen Zeit zurück nach Dänemark, wo er einen allgemeinen Aufstand seiner Unterthanen befürchtete. Bey seiner Abreise von Stockholm übergab er die Regierung des Königreiches dem Erz-Bischofe von Upsal.

Auf solche Weise, liebster Yn-Che-Chan, bekamen die Schweden eine ganz neue Regierung, welche für diese armen Leute noch weit betrübter war, als jene beyden, von welchen ich dir in meinem vorigen Briefe geschrieben habe. Es ist wahr, daß sie nicht gar lange dauerte, und daß hernach eine andere folgete, die seit einer langen Zeit für die Schweden nicht allein rühmlich, sondern auch beglückt gewesen ist. Ehe sie aber dieses Glück erlangten, musten sie Grausamkeiten ansehen und erdulten, die man nimmermehr glauben würde, woferne nicht durchgängig alle Geschichtschreiber auf einerley Art davon schrieben. Eben dieses ist es, wovon mein künftiger Brief dir ein mehreres erzählen soll. Lebe wohl, werthester Yn-Che-Chan.

Stockholm ——

Der hundert und zehende Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Nachdem ich dir, werthester Yn-Che-Chan, von den Fabeln, welche die Gauren von ihrem ehemaligen Gesetzgeber erzählen, eine ziemlich weitläuftige Nachricht ertheilet habe, so will ich dir gegenwärtig eine Beschreibung von den Gebräuchen machen, die sie bey dem Dienste, den sie heut zu Tage dem Feuer erweisen, zu beobachten pflegen. Dieser Dienst kann auf zweyerley Art betrachtet werden, erstlich als ein öffentlicher, zum andern als ein Privat-Dienst. Der öffentliche Dienst ist derjenige, womit die Priester zu thun haben; Der besondere, oder Privat-Dienst bestehet in weiter nichts, als in der Beobachtung gewisser Vorschriften, welche die Gauren insgesammt, einer so gut, als der andere zu beobachten verbunden sind.

Der vornehmste Tempel der Gauren ist auf einem Berge erbauet, welcher nicht weiter, als acht und zwanzig französische Meilen von Yezd entfernet ist. Sie nennen denselben den Heerd des ewigen Feuers. Hier ist der Ort, wo ihre Pfaffen eine Schule haben, worinnen sie diejenigen unterweisen, die zu einem Priester-Amte bestimmet sind. Eben dieses ist auch der Ort, wo sie einander von ihren künftigen Hofnungen unterhalten, und zur Beharrlichkeit aufmuntern, mit der Hofnung, die sie sich immer noch machen, daß sie endlich einmal wieder von der Sklaverey befreyet werden, unter wel-

welcher sie seufzen. Es gehet unter ihnen eine mündliche Nachricht im Schwange, die sie für so gewiß, als die allerdeutlichsten und zuverläßigsten Wahrheiten ansehen. In dieser mündlichen Nachricht wird ihnen versprochen, ihre Religion werde die Oberhand behalten, sie werde wiederum in denjenigen blühenden Zustand kommen, worinnen sie sich vor dem Anfange der Mahometanischen Lehre befand, und das Reich werde ihnen wieder gegeben werden. Mit dieser Hofnung mag es so weitläuftig aussehen, als es immer wolle, so giebt sie ihnen doch einen Trost, und macht, daß sie an dem Glauben ihrer Vorfahren noch fester halten, als es ausserdem geschehen würde, wenn sie sich gar keine Hofnung machten, daß ihr Elend mit der Zeit ein Ende nehmen werde.

Die Pfaffen haben gewisse Lehren festgesetzt, und daraus wesentliche Hauptsätze ihrer Religion gemacht, welche sehr viel zu der Erhaltung der unglücklichen Reste jener alten Persianer beytragen. Diese Lehren haben übrigens auch in der Staats-Kunst ihren grossen Nutzen. Es wird darinnen den Gauren befohlen, die Anzahl ihrer Kinder so sehr, als ihnen immer möglich ist, zu vergrössern, und niemals müßig zu sitzen. Die Pfaffen predigen unaufhörlich, die allertugendhafteste Handlung, die ein Mensch in der Welt verrichten könne, sey diese, daß er andere Menschen zeuge, und nach dieser tugendhaften Verrichtung sey keine zu finden, wodurch ein Mensch mehr verdienen könne, als wenn er noch ungebauete und rohe Felder umarbeite, daß sie Früchte tragen, oder wenn er Bäume pflanze.

Diese Meynungen haben in den Gemüthern der Gauren so tiefe Wurzel gefasset, daß sich sehr wenige unter ihnen finden, die nicht mehr als ein Kind haben, und daß nicht ein einziger unter ihnen ist, der nicht arbeiten, und damit so viel gewinnen sollte, als er vonnöthen hat, um sich nebst seiner Familie davon zu ernähren. Es ist, so zu sagen, ganz unmöglich, daß ein Volk, welches den Ackerbau nicht allein für eine schöne und unschuldige, sondern auch für eine verdienstliche Handlung ansiehet, und nächst diesem auch den Ehestand durch Gesetze verordnet, jemals durch die Länge der Zeit ausgerottet werden könne, wenn man sie auch in einer noch so harten Sklaverey halten will.

Ausser dem Feldbaue beschäftigen sich die Gauren auch noch mit allerhand andern Hanthierungen. Sie machen Tapeten, Mützen, wollene Zeuge. Hingegen treiben sie niemals Handlung. Sie sprechen, man müsse mit einem ehrlichen, und nothdürftigen Gewinnste zufrieden seyn, der zum täglichen Unterhalte hinreichet; übrigens aber dürfe man sich in keine solchen Unternehmungen einlassen, deren verdrüßliche Folgen oder Ausgang man weder voraussehen, noch auch, und zwar weit weniger verhindern kann. Hiernächst ist die Handlung in ihren Augen eine betrügliche Kunst. Ihre Offenherzigkeit will sich nicht recht mit einer Hanthierung vertragen, die theils sehr mühsam, theils aber auch für ein zartes Gewissen gefährlich ist.

Die Sittenlehre der Gauren, liebster Yn-Che-Chan, ist sehr einfach, und der Natur gemäß. Sie

ist aber auch nicht weniger rein. Ferner ist sie nicht etwan, wie gröstentheils bey den Europäern durch tausend unnütze Gedanken verdunkelt, oder durch tadelhafte und schädliche Distinctionen vergiftet, unter deren Begünstigung man die allerhäßlichsten Verbrechen mit dem Namen der Tugend bemäntelt. Die Gauren preisen die Mildthätigkeit als eine solche Tugend an, die der menschlichen Natur am allergemäsesten ist. Bey ihnen verwandelt sich diese Mildthätigkeit niemals in einen brennenden Eifer für die Verfolgung. Es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daß sie etwan dächten, sie könnten unter dem scheinbaren Vorwande, für die Seelen Sorge zu tragen, den Leib hängen, verbrennen, rädern, und dergleichen. Ihre Eltern schätzen sie hoch, und verehren sie nicht etwan nur so lange, als sie leben, sondern auch nach ihrem Todte. Sie haben vor den Lügen einen Abscheu; Ehebruch und Diebstahl sind unter ihnen ganz unbekannte Verbrechen.

In ihrem Lebens-Wandel sind diese tugendhaften Menschen eben so sittsam und leutselig, als ihre Sittenlehre schön ist. Sie verhalten sich ganz ruhig unter der Anführung ihrer Greiße, aus welchen sie ihre Obrigkeits-Personen machen, welche hernach in ihren Aemtern durch die Persianischen Räthe, und durch die Aufseher in den Provinzen bestätiget werden. Sie trinken Wein, aber niemals so weit, daß sie sich darinnen übernehmen. Sie essen das Fleisch von allen Thieren, ausgenommen von Ochsen und Kühen, weil sie diese für Thiere achten, die dem Menschen bey dem Feld-

baue, und in andern nöthigen Geschäften viel zu nützlich sind, als daß er sie tödten dürfe. Sie tragen nicht das mindeste Bedenken, Speisen und Gerichte zu essen, die durch Leute von einer andern Religion zugerichtet worden sind. Diesen thörichten und lächerlichen Aberglauben, mit welchem sie alle Tage ihr Gespötte treiben, überlassen sie den Juden allein, ohne daran Antheil zu nehmen. Was die Wissenschaften anlangt, so machen sie sich mit denselben sehr wenig zu schaffen. Sie sprechen, die wahre Wissenschaft bestehe darinnen, wenn der Mensch wisse, gut und tugendhaft zu seyn, und ein Mensch, der es so weit bringe, daß er vernünftig lebe, erreiche den höchsten Gipfel aller menschlichen Erkänntniß. Immittelst legen sich gleichwohl einige unter ihnen auf die Sterndeuterkunst, in welcher sie es aber eben so gar weit nicht bringen, wenn man es anders in einer solchen Wissenschaft, wie die Kunst aus den Sternen zu wahrsagen ist, wirklich sehr weit zu bringen im Stande ist.

Die Gauren hegen eine grosse Verachtung gegen die eitle Ehre, die man jenen erlauchten Strassenräubern von uralten Zeiten her angethan hat, und die man ihnen noch itzt angedeihen lässet, indem man ihnen die Namen der Eroberer, oder berühmter Kriegs-Helden, und s. w. beyzulegen pfleget *. Sie sprechen, Alexander sey ein toller und

* Wir haben noch gegenwärtig in Europa eine ganz kleine Anzahl von Leuten, welchen man den Namen der Quäcker giebt. Diese Leute stehen in der Meynung, es sey der menschlichen Natur gar wenig gemäß, Städte zu

und wütender Kopf gewesen; An statt sein Andenken in Ehren zu halten, und ihn zu bewundern, wie so viele andere Völker, und insonderheit die Europäer thun, verachten sie ihn **; „Sie verabscheuen und verfluchen ihn als einen Seeräuber und Banditen, als einen Menschen ohne Gerechtigkeit, ohne Gehirn, der dazu gebohren war, daß er die Ordnung in der Welt störete, und einen Theil des menschlichen Geschlechtes hinrichtete. Eben dergleichen sagen sie einander heimlich in das Ohr von dem Mahomet, und setzen sie alle beyde unter den schlimmen Fürsten oben an. Dem einen erweisen sie dergleichen Ehre, weil er das Werkzeug so vieles Ungemachs, als Feuersbrunst, Mordthaten, Dieberey, und Kirchenraubs gewesen; Dem andern aber, weil er dazu Gelegenheit und Anleitung „gege-

verbrennen, oder Länder zu verwüsten; Und der Ruhm, zehen tausend Menschen auf einem Schlacht-Felde todt schlagen zu lassen, sey keinesweges mit demjenigen zu vergleichen, den man erlangt, wenn man elenden Leuten beystehet, unglücklichen Wittwen Gutes thut, armen Waysen Brod giebt. Kurz, diese Leute stehen in den Gedanken, es sey weit grösser, weit edelmüthiger, das menschliche Geschlecht zu beschützen, als zu verderben, es zu unterrichten, als zu erwürgen, und dessen Ungemach lieber zu vermindern, als zu vermehren. Sie sprechen, **Titus** sey ein grosser Mann, und **Alexander** eine von den Geisseln des menschlichen Geschlechtes gewesen. Freylich verstehen diese Leute nicht, was sie sagen, und reden, wie ein Blinder von der Farbe. Sie können aber auch nicht einmal zu der Ehre eines Unter-Officiers gelangen.

** S. Voiages de *Chardin*, Tom. II. pag. 179.

„ gegeben hat. Sie erkennen es mehr als zu wohl, „ daß ihre elenden Umstände eigentlich von diesen „ beyden Männern herrühren, und betrügen sich „ auch gar nicht in solchen Gedanken. „

Dieses, werthester Yn-Che-Chan, mag von der Sitten-Lehre der Gauren genug seyn. Ich wende mich nunmehro zu dem Dienste, den ihre Pfaffen dem Feuer widmen. Demjenigen, welches auf dem Altare in ihren Tempeln brennet, getrauen sie sich auf keine andere Weise zu nähern, als daß sie sich den Mund mit einem Tuche verbinden, indem sie befürchten, dieses heilige Feuer möchte durch ihren Athem verunheiliget werden. Wenn es ihr Amt mit sich bringet, irgend eine gottesdienstliche Handlung vor dem heiligen Feuer zu verrichten, so waschen sie sich den ganzen Körper; alsdenn bestreichen sie sich mit wohlriechenden Sachen, und ziehen weisse Wäsche und Kleidung an. Eine von den wichtigsten Amts-Verrichtungen der Pfaffen bestehet darinnen, daß sie das Feuer, welches in den Tempeln brennet, denen man den Namen Pyreen beyzulegen pflegt, immerfort brennend erhalten. Trägt es sich unglücklicher Weise zu, daß das Feuer einmal verlöschet, so darf man es nicht anders, als unter gewissen behutsamen Anstalten wieder anzünden, und dieses muß auf die allerreinste Weise, die nur immer möglich ist, geschehen. Ein Europäer, der sich nach den Gebräuchen der Gauren genau erkundiget haben will, hat mich versichert, „ es geschehe solches gar oft vermittelst eines Stückes Stahl, und eines Feuer-„ steins, oder indem sie zwey Stücken Holz scharf

» aneinander reiben. Es geschiehet auch, wie er
» mir erzählet hat *, mit Hülfe des Feuers vom
» Himmel, wenn es sich an irgend eine verbrenn-
» liche Sache angehangen hat, oder vermittelst der
» Irrlichter, die man im Felde zu erblicken pfle-
» get, oder auch wohl von gemeinem Feuer, wo-
» ferne es rein ist, oder auch von demjenigen, wel-
» ches die Indianischen Götzendiener, Banianen
» genennt, anzünden, um ihre Todten zu verbren-
» nen. Aber ein sowohl reines, als auch vorzüg-
» lich edles Mittel, dieses heilige Feuer anzuzün-
» den, bestehet darinnen, daß sie die Sonnen-
» Stralen vermittelst eines Brennspiegels auffan-
» gen. »

Die Gebräuche, die man bey der Unterhaltung des Feuers zu beobachten schuldig ist, sind bey den Gauren eben so sehr nothwendig, und werden eben so sorgfältig in Acht genommen, als jene, die erforderlich sind, um es wieder anzuzünden. Man darf es durchaus nicht etwan mit einem Degen oder Messer anrühren. Diese Mordgewehre, deren Gebrauch ordentlicher Weise auf den Untergang des menschlichen Geschlechtes abzielet, würden die Reinigkeit dieses Elements beflecken. Eben so wenig darf man mit dem Munde, oder mit Blasebälgen in dasselbe hineinblasen. Wer es so machen wollte, derselbe würde das Feuer verunheiligen. Aus dem Körper, oder aus den Blasebälgen entstehen gewisse Dünste, welche gar zu unrein und grob sind. Immittelst darf man es gleichwohl mit einem

* Dissert. &c. par *Bernard Picart*. Tom. II. pag. 31.

wiesen worden war. Er zog wiederum in Upsal ein, und diese Stadt erklärete sich auf seine Veranlassung für die Dänen. Die Bischöfe von Linköping, und von Strengnäs suchten es ganz offenbar und ungescheut durch ihre Ränke dahin zu bringen, daß sie Christiernen die Krone wiederum in die Hände spielten, oder, welches einerley ist, ihre Landsleute den Fesseln des allerverhaßtesten Tyrannen überlieferten. Den Geistlichen gelung ihr Vorhaben leider! nur gar zu gut. Sie veranstalteten eine Versammlung der Reichs-Stände, deren Mitglieder lauter Anhänger von ihnen waren. In derselben erkannte man Christiernen für den König von Schweden, und setzte die Sachen wiederum auf den Fuß, wie sie zu der Zeit des Vergleichs von Calmar waren.

Um die getreuen Schweden durch gewisse Strafen furchtsam zu machen, die in ihren Gedanken noch weit grausamer, als der Todt waren, untersagte der Erz-Bischof von Upsal den Geistlichen, diejenigen, die Christiernen nicht für ihren rechtmäsigen Landes-Herrn erkennen würden, zu begraben. Kürz, die Geistlichen vereinigten die Waffen der Religion mit den Waffen der Dänen, und brachten es nun zum zweytenmale so weit, daß sie ihr Vaterland seinen allerärgsten Feinden in die Hände spielten. Alles unterwarf sich dem Joche Christiernens, bis auf die Stadt Stockholm, welche er selbst in eigener Person belagern wollte. Zu dem Ende kam er dahin, und übernahm die Aufsicht über das Kriegs-Heer, welches Otho bis anher angeführet hatte. Nach einer überaus tapfern

Gegenwehr sahe sich die Bürgerschaft und die Besatzung genöthiget, zu capituliren. Christiern ließ sich hierauf für den König von Schweden erklären, und kehrete nach Verlauf einer kurzen Zeit zurück nach Dänemark, wo er einen allgemeinen Aufstand seiner Unterthanen befürchtete. Bey seiner Abreise von Stockholm übergab er die Regierung des Königreiches dem Erz-Bischofe von Upsal.

Auf solche Weise, liebster Yn-Che-Chan, bekamen die Schweden eine ganz neue Regierung, welche für diese armen Leute noch weit betrübter war, als jene beyden, von welchen ich dir in meinem vorigen Briefe geschrieben habe. Es ist wahr, daß sie nicht gar lange dauerte, und daß hernach eine andere folgete, die seit einer langen Zeit für die Schweden nicht allein rühmlich, sondern auch beglückt gewesen ist. Ehe sie aber dieses Glück erlangten, musten sie Grausamkeiten ansehen und erdulten, die man nimmermehr glauben würde, woferne nicht durchgängig alle Geschichtschreiber auf einerley Art davon schrieben. Eben dieses ist es, wovon mein künftiger Brief dir ein mehreres erzählen soll. Lebe wohl, werthester Yn-Che-Chan.

Stockholm ——

Der hundert und zehende Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Nachdem ich dir, werthester Yn-Che-Chan, von den Fabeln, welche die Gauren von ihrem ehemaligen Gesetzgeber erzählen, eine ziemlich weitläuftige Nachricht ertheilet habe, so will ich dir gegenwärtig eine Beschreibung von den Gebräuchen machen, die sie bey dem Dienste, den sie heut zu Tage dem Feuer erweisen, zu beobachten pflegen. Dieser Dienst kann auf zweyerley Art betrachtet werden, erstlich als ein öffentlicher, zum andern als ein Privat-Dienst. Der öffentliche Dienst ist derjenige, womit die Priester zu thun haben; Der besondere, oder Privat-Dienst bestehet in weiter nichts, als in der Beobachtung gewisser Vorschriften, welche die Gauren insgesammt, einer so gut, als der andere zu beobachten verbunden sind.

Der vornehmste Tempel der Gauren ist auf einem Berge erbauet, welcher nicht weiter, als acht und zwanzig französische Meilen von Yezd entfernet ist. Sie nennen denselben den Heerd des ewigen Feuers. Hier ist der Ort, wo ihre Pfaffen eine Schule haben, worinnen sie diejenigen unterweisen, die zu einem Priester-Amte bestimmet sind. Eben dieses ist auch der Ort, wo sie einander von ihren künftigen Hofnungen unterhalten, und zur Beharrlichkeit aufmuntern, mit der Hofnung, die sie sich immer noch machen, daß sie endlich einmal wieder von der Sklaverey befreyet werden, unter wel-

welcher sie seufzen. Es gehet unter ihnen eine mündliche Nachricht im Schwange, die sie für so gewiß, als die allerdeutlichsten und zuverläßigsten Wahrheiten ansehen. In dieser mündlichen Nachricht wird ihnen versprochen, ihre Religion werde die Oberhand behalten, sie werde wiederum in denjenigen blühenden Zustand kommen, worinnen sie sich vor dem Anfange der Mahometanischen Lehre befand, und das Reich werde ihnen wieder gegeben werden. Mit dieser Hofnung mag es so weitläuftig aussehen, als es immer wolle, so giebt sie ihnen doch einen Trost, und macht, daß sie an dem Glauben ihrer Vorfahren noch fester halten, als es ausserdem geschehen würde, wenn sie sich gar keine Hofnung machten, daß ihr Elend mit der Zeit ein Ende nehmen werde.

Die Pfaffen haben gewisse Lehren festgesetzt, und daraus wesentliche Hauptsätze ihrer Religion gemacht, welche sehr viel zu der Erhaltung der unglücklichen Reste jener alten Persianer beytragen. Diese Lehren haben übrigens auch in der Staats-Kunst ihren grossen Nutzen. Es wird darinnen den Gauren befohlen, die Anzahl ihrer Kinder so sehr, als ihnen immer möglich ist, zu vergrössern, und niemals müßig zu sitzen. Die Pfaffen predigen unaufhörlich, die allertugendhafteste Handlung, die ein Mensch in der Welt verrichten könne, sey diese, daß er andere Menschen zeuge, und nach dieser tugendhaften Verrichtung sey keine zu finden, wodurch ein Mensch mehr verdienen könne, als wenn er noch ungebauete und rohe Felder umarbeite, daß sie Früchte tragen, oder wenn er Bäume pflanze.

Diese Meynungen haben in den Gemüthern der Gauren so tiefe Wurzel gefasset, daß sich sehr wenige unter ihnen finden, die nicht mehr als ein Kind haben, und daß nicht ein einziger unter ihnen ist, der nicht arbeiten, und damit so viel gewinnen sollte, als er vonnöthen hat, um sich nebst seiner Familie davon zu ernähren. Es ist, so zu sagen, ganz unmöglich, daß ein Volk, welches den Ackerbau nicht allein für eine schöne und unschuldige, sondern auch für eine verdienstliche Handlung ansiehet, und nächst diesem auch den Ehestand durch Gesetze verordnet, jemals durch die Länge der Zeit ausgerottet werden könne, wenn man sie auch in einer noch so harten Sklaverey halten will.

Ausser dem Feldbaue beschäftigen sich die Gauren auch noch mit allerhand andern Hanthierungen. Sie machen Tapeten, Mützen, wollene Zeuge. Hingegen treiben sie niemals Handlung. Sie sprechen, man müsse mit einem ehrlichen, und nothdürftigen Gewinnste zufrieden seyn, der zum täglichen Unterhalte hinreichet; übrigens aber dürfe man sich in keine solchen Unternehmungen einlassen, deren verdrüßliche Folgen oder Ausgang man weder voraussehen, noch auch, und zwar weit weniger verhindern kann. Hiernächst ist die Handlung in ihren Augen eine betrügliche Kunst. Ihre Offenherzigkeit will sich nicht recht mit einer Hanthierung vertragen, die theils sehr mühsam, theils aber auch für ein zartes Gewissen gefährlich ist.

Die Sittenlehre der Gauren, liebster Yn-Che-Chan, ist sehr einfach, und der Natur gemäß. Sie ist

ist aber auch nicht weniger rein. Ferner ist sie nicht etwan, wie gröstentheils bey den Europäern durch tausend unnütze Gedanken verdunkelt, oder durch tadelhafte und schädliche Distinctionen vergiftet, unter deren Begünstigung man die allerhäßlichsten Verbrechen mit dem Namen der Tugend bemäntelt. Die Gauren preisen die Mildthätigkeit als eine solche Tugend an, die der menschlichen Natur am allergemäsesten ist. Bey ihnen verwandelt sich diese Mildthätigkeit niemals in einen brennenden Eifer für die Verfolgung. Es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daß sie etwan dächten, sie könnten unter dem scheinbaren Vorwande, für die Seelen Sorge zu tragen, den Leib hängen, verbrennen, rädern, und dergleichen. Ihre Eltern schätzen sie hoch, und verehren sie nicht etwan nur so lange, als sie leben, sondern auch nach ihrem Todte. Sie haben vor den Lügen einen Abscheu; Ehebruch und Diebstahl sind unter ihnen ganz unbekannte Verbrechen.

In ihrem Lebens-Wandel sind diese tugendhaften Menschen eben so sittsam und leutselig, als ihre Sittenlehre schön ist. Sie verhalten sich ganz ruhig unter der Anführung ihrer Greiße, aus welchen sie ihre Obrigkeits-Personen machen, welche hernach in ihren Aemtern durch die Persianischen Räthe, und durch die Aufseher in den Provinzen bestätiget werden. Sie trinken Wein, aber niemals so weit, daß sie sich darinnen übernehmen. Sie essen das Fleisch von allen Thieren, ausgenommen von Ochsen und Kühen, weil sie diese für Thiere achten, die dem Menschen bey dem Feld-

baue, und in andern nöthigen Geschäften viel zu nützlich sind, als daß er sie tödten dürfe. Sie tragen nicht das mindeste Bedenken, Speisen und Gerichte zu essen, die durch Leute von einer andern Religion zugerichtet worden sind. Diesen thörichten und lächerlichen Aberglauben, mit welchem sie alle Tage ihr Gespötte treiben, überlassen sie den Juden allein, ohne daran Antheil zu nehmen. Was die Wissenschaften anlangt, so machen sie sich mit denselben sehr wenig zu schaffen. Sie sprechen, die wahre Wissenschaft bestehe darinnen, wenn der Mensch wisse, gut und tugendhaft zu seyn, und ein Mensch, der es so weit bringe, daß er vernünftig lebe, erreiche den höchsten Gipfel aller menschlichen Erkänntniß. Immittelst legen sich gleichwohl einige unter ihnen auf die Sterndeuterkunst, in welcher sie es aber eben so gar weit nicht bringen, wenn man es anders in einer solchen Wissenschaft, wie die Kunst aus den Sternen zu wahrsagen ist, wirklich sehr weit zu bringen im Stande ist.

Die Gauren hegen eine grosse Verachtung gegen die eitle Ehre, die man jenen erlauchten Strassenräubern von uralten Zeiten her angethan hat, und die man ihnen noch itzt angedeihen lässet, indem man ihnen die Namen der Eroberer, oder berühmter Kriegs-Helden, und s. w. beyzulegen pfleget *. Sie sprechen, Alexander sey ein toller und

* Wir haben noch gegenwärtig in Europa eine ganz kleine Anzahl von Leuten, welchen man den Namen der Quäcker giebt. Diese Leute stehen in der Meynung, es sey der menschlichen Natur gar wenig gemäß, Städte zu

und wütender Kopf gewesen; An statt sein Andenken in Ehren zu halten, und ihn zu bewundern, wie so viele andere Völker, und insonderheit die Europäer thun, verachten sie ihn **; „Sie verabscheuen und verfluchen ihn als einen Seeräuber und Banditen, als einen Menschen ohne Gerechtigkeit, ohne Gehirn, der dazu gebohren war, daß er die Ordnung in der Welt störete, und einen Theil des menschlichen Geschlechtes hinrichtete. Eben dergleichen sagen sie einander heimlich in das Ohr von dem Mahomet, und setzen sie alle beyde unter den schlimmen Fürsten oben an. Dem einen erweisen sie dergleichen Ehre, weil er das Werkzeug so vieles Ungemachs, als Feuersbrunst, Mordthaten, Diebereyen, und Kirchenraubs gewesen; Dem andern aber, weil er dazu Gelegenheit und Anleitung „gege-

verbrennen, oder Länder zu verwüsten; Und der Ruhm, zehen tausend Menschen auf einem Schlacht-Felde todt schlagen zu lassen, sey keinesweges mit demjenigen zu vergleichen, den man erlangt, wenn man elenden Leuten beystehet, unglücklichen Wittwen Gutes thut, armen Waysen Brod giebt. Kurz, diese Leute stehen in den Gedanken, es sey weit grösser, weit edelmüthiger, das menschliche Geschlecht zu beschützen, als zu verderben, es zu unterrichten, als zu erwürgen, und dessen Ungemach lieber zu vermindern, als zu vermehren. Sie sprechen, **Titus** sey ein grosser Mann, und **Alexander** eine von den Geisseln des menschlichen Geschlechtes gewesen. Freylich verstehen diese Leute nicht, was sie sagen, und reden, wie ein Blinder von der Farbe. Sie können aber auch nicht einmal zu der Ehre eines Unter-Officiers gelangen.

** S. Voiages de *Chardin*, Tom. II. pag. 179.

„ gegeben hat. Sie erkennen es mehr als zu wohl,
„ daß ihre elenden Umstände eigentlich von diesen
„ beyden Männern herrühren, und betrügen sich
„ auch gar nicht in solchen Gedanken. „

Dieses, werthester Yn-Che-Chan, mag von der Sitten-Lehre der Gauren genug seyn. Ich wende mich nunmehro zu dem Dienste, den ihre Pfaffen dem Feuer widmen. Demjenigen, welches auf dem Altare in ihren Tempeln brennet, getrauen sie sich auf keine andere Weise zu nähern, als daß sie sich den Mund mit einem Tuche verbinden, indem sie befürchten, dieses heilige Feuer möchte durch ihren Athem verunheiliget werden. Wenn es ihr Amt mit sich bringet, irgend eine gottesdienstliche Handlung vor dem heiligen Feuer zu verrichten, so waschen sie sich den ganzen Körper, alsdenn bestreichen sie sich mit wohlriechenden Sachen, und ziehen weisse Wäsche und Kleidung an. Eine von den wichtigsten Amts-Verrichtungen der Pfaffen bestehet darinnen, daß sie das Feuer, welches in den Tempeln brennet, denen man den Namen Pyreen beyzulegen pflegt, immerfort brennend erhalten. Trägt es sich unglücklicher Weise zu, daß das Feuer einmal verlöschet, so darf man es nicht anders, als unter gewissen behutsamen Anstalten wieder anzünden, und dieses muß auf die allerreinste Weise, die nur immer möglich ist, geschehen. Ein Europäer, der sich nach den Gebräuchen der Gauren genau erkundiget haben will, hat mich versichert, „ es geschehe solches gar oft ver-
„ mittelst eines Stückes Stahl, und eines Feuer-
„ steins, oder indem sie zwey Stücken Holz scharf

» aneinander reiben. Es geschiehet auch, wie er » mir erzählet hat *, mit Hülfe des Feuers vom » Himmel, wenn es sich an irgend eine verbrenn- » liche Sache angehangen hat, oder vermittelst der » Irrlichter, die man im Felde zu erblicken pfle- » get, oder auch wohl von gemeinem Feuer, wo- » ferne es rein ist, oder auch von demjenigen, wel- » ches die Indianischen Götzendiener, Banianen » genennt, anzünden, um ihre Todten zu verbren- » nen. Aber ein sowohl reines, als auch vorzüg- » lich edles Mittel, dieses heilige Feuer anzuzün- » den, bestehet darinnen, daß sie die Sonnen- » Stralen vermittelst eines Brennspiegels auffan- » gen. »

Die Gebräuche, die man bey der Unterhaltung des Feuers zu beobachten schuldig ist, sind bey den Gauren eben so sehr nothwendig, und werden eben so sorgfältig in Acht genommen, als jene, die erforderlich sind, um es wieder anzuzünden. Man darf es durchaus nicht etwan mit einem Degen oder Messer anrühren. Diese Mordgewehre, deren Gebrauch ordentlicher Weise auf den Untergang des menschlichen Geschlechtes abzielet, würden die Reinigkeit dieses Elements beflecken. Eben so wenig darf man mit dem Munde, oder mit Blasebälgen in dasselbe hineinblasen. Wer es so machen wollte, derselbe würde das Feuer verunheiligen. Aus dem Körper, oder aus den Blasebälgen entstehen gewisse Dünste, welche gar zu unrein und grob sind. Immittelst darf man es gleichwohl mit einem

* Differt. &c. par *Bernard Picart*. Tom. II. pag. 31.

einem Fächel anbrennen, weil mit diesem Werkzeuge weiter nichts geschiehet, als daß man die Luft in Bewegung setzet. Es ist doch in der That etwas wunderbares, daß die Gauren in Ansehung des Feuers eben diejenigen Gebräuche beobachten, deren man sich in China für die Mandarine bedienet, indem daselbst ihre Bedienten neben ihnen einen grossen Fächel bewegen, wodurch sie es hindern wollen, daß den Herren nicht zu warm wird.

Die Tempel sind nicht diejenigen Oerter allein, wo die Gauren immerfort Feuer halten, sondern eine jede einzelne Familie unterhält in ihrem Hause ein Feuer, und hat dasselbe ganz allein für sich. Dieses Feuer möchte man beynahe mit den sogenannten Penaten oder Haus-Göttern der Griechen und der Römer in einerley Klaße setzen, welche bloß für Privat-Leute waren, die sie in ihrem Schutze hatten, und sich übrigens gar nicht in öffentliche Geschäfte mischeten. Wenn ein solches Feuer in einem Privat-Hause auslöschet, so beobachtet man zu dessen Anzündung nicht so viele Umstände, als bey jenem, das in den Tempeln brennet; Man gehet zu dem Nachbar, und lässet sich von dem seinigen etwas geben.

Die öffentlichen Gebete, die in den Tempeln laut gesprochen werden, geschehen allemal in Gegenwart des heiligen Feuers. Ohngeachtet die Anwesenden insgesammt den Mund mit einem Tuche verbunden haben, so müssen sie doch noch immer in einer gewissen Entfernung von dem heiligen Feuer stehen, und die Pfaffen allein haben die Freyheit,

nahe an dasselbe hinanzutreten. Im übrigen wird dieses Feuer von dem Holze eines gewissen Baumes unterhalten, welchen die Persianer Hawm nennen. Dieser ist der einzige Baum, dessen man sich in diesem Falle bedienen kann. In den Tempeln, welche weiter nichts, als kleine Kapellen sind, brennet anstatt des heiligen Feuers blos und allein eine Lampe.

Ehemals wurde die Entheiligung des Feuers bey den Persianern mit dem Todte bestrafet. Dergleichen Gesetz war, wenn man es recht betrachtet, der Vernunft vollkommen gemäß. Denn weil sie einmal das Feuer als einen Ausfluß aus dem göttlichen Wesen betrachteten, war es denn nicht auf solche Weise ganz natürlich, daß sie denjenigen die allerhöchsten Strafen zuerkannten, welche diesem Elemente die gebührende Hochachtung verweigerten? Die Thorheit der Persianer bestund keinesweges in der Bestrafung der Leute, die den Pflichten ihrer Religion nicht nachkamen, sondern in der Religion selbst. Die Mahometaner haben dieser Art der Strafe ein Ende gemacht, nachdem sie sich in diesem Reiche ausgebreitet haben.

Die Art und Weise, wie die Pfaffen bey den Gauren vor dem heiligen Feuer beten, ist von derjenigen nicht sehr unterschieden, deren sich unsere Freunde die Mißionarien bedienen, wenn sie ihre Meße lesen. Sie murmeln mit leiser Stimme etliche Gebete zwischen den Zähnen hervor, und bedienen sich der alten Persianischen Sprache, die aber von den gemeinen Leuten unter ihnen noch weniger, als die Lateinische in Europa von dem

gemei-

gemeinen Volke verstanden wird. Die Mahometaner lachen über dergleichen Art zu beten. Sie sprechen, es sey wohl wahr, daß die Gottheit alle Sprachen verstünde; Aber ein Mensch, der zu ihr betet, müsse es eben so gut selbst wissen, was er ihr vorträget.

Die Gauren sind durchgängig, einer wie der andere, verbunden, jeden Tag fünfmale die Barmherzigkeit der Gottheit anzuflehen. Wenn sie zu solcher Zeit kein heiliges Feuer vor sich haben, so kehren sie sich gegen die Sonne, und behaupten, alles dasjenige Gebet, das man nicht auf solche Art verrichtet, daß man die Augen gegen dieses Gestirn, oder gegen ein reines Feuer richtet, sey eine Abgötterey, und ein falscher Gottesdienst. Es kann ganz wohl seyn, daß die Mahometaner ihre fünf Gebete, die sie alle Tage verrichten, von den Gauren hergenommen haben. Eben so gut ist es aber auch möglich, daß die Gauren durch die Mahometaner zu ihren Gebeten veranlasset worden sind. Denn seit ziemlich tausend Jahren, da diese beyden Völker unter einander leben, ist es sehr schwer auszumachen, welche von beyden es eigentlich sind, die von den andern gewisse Gebräuche entlehnet haben. Wenn zwey verschiedene Völker unter einem einzigen Beherrscher nicht mehr, als ein einziges Volk ausmachen, so nimmt der Ueberwundene eben so gut die Grundsätze des Ueberwinders, als der Ueberwinder die Gebräuche des Ueberwundenen an sich. Nach und nach entstehet aus zweyerley entgegengesetzten Gemüths-Arten eine dritte, die von einer jeden der zwo vorhergehenden

etwas

etwas an sich hat. Wir haben von demjenigen, was ich hier sage, in China einen deutlichen Beweiß. Haben nicht die Tartarn, seit dem sie in unser altes Vaterland eingefallen, und Meister davon worden sind, unsere Sitten sich angewöhnet, und haben nicht auch wir allerhand Gebräuche von ihnen angenommen? Unter den Chinesern haben sich viele durch die Unglücksfälle ihres Vaterlandes verleiten lassen, in fremde Länder zu wandern. Sind diese nicht mit den Sitten und Gewohnheiten der Einwohner in Siam bekannt worden; Und haben nicht die letztern wiederum verschiedene von unsern Gebräuchen bey sich statt finden lassen?

Die Gauren halten gewisse Fasttage, die ihnen durch ihre Pfaffen vorgeschrieben sind, und die sie auf das genaueste beobachten. Ihre Fasttäge sind so, wie bey allen Völkern im Morgenlande, darauf eingerichtet, daß sie den Tag nicht mehr, als einmal essen. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß sie diese Einrichtung entweder von den Juden, oder von den Mahometanern hergenommen haben. Denn bey den alten Persianern war das Fasten verboten. Hierinnen stimmen die glaubwürdigsten Schriftsteller insgesammt überein. Ueber dieses sind auch die vornehmsten Grundsätze der Religion der Gauren, in ihrer gegenwärtigen Verfassung, dem äuserlichen Ansehen nach, der Gewohnheit zu fasten gerade entgegen gesetzet. Wer Kinder zeugen, und auf dem Felde harte Arbeit verrichten soll, derselbe darf keinen leeren Magen haben. Daher behauptet auch ein Schriftsteller *, der von der

* *Hyde* Relig. Vet. Persar. Cap. XXVIII.

der Religion der Gauren eine sehr weitläuftige Beschreibung geliefert hat, daß die Fasttäge, die sie beobachten, noch heut zu Tage verworfen und verboten sind, und daß es Aberglauben sind, die man wider die Grund-Gesetze ihres Glaubens eingeführet hat. Wenn es nun damit seine Richtigkeit hat, warum verordnen denn die Pfaffen selbst dergleichen Fasten? Nicht wahr, es gehet bey den Gauren eben so zu, wie an allen andern Orten in der Welt? Und stehet es nicht in dem Belieben der Seelsorger, heute dasjenige zu verordnen, was sie gestern verboten haben? Lebe wohl, liebster Yn-Che-Chan.

Ispahan —

Der hundert und eilfte Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Seit dem die Gauren, werthester Yn-Che-Chan, unter der Herrschaft der Mahometaner stehen, sind sie genöthiget worden, unterschiedliche von ihren ehemaligen Gebräuchen fahren zu lassen. Sonderlich traf es denjenigen, da ihnen Blutschande zugelassen, und den Priestern so gar verordnet worden war. In dem Priesterlichen Geschlechte achtete man diejenigen, die in der Ehe eines Sohnes mit seiner Mutter gebohren wurden, für Leute, die es vor allen andern verdienten, zu den allervorzüglichsten Ehren-Aemtern des geistlichen Standes

des erhoben zu werden *. Dergleichen gräuliche Verbindungen verabscheuen die Mahometaner mit gutem Grunde, und haben sie bey Lebens-Strafe verboten; daher ist auch die Gewohnheit, einen Vater, eine Mutter, einen Sohn, eine Tochter zu heyrathen, unter den Persianern heut zu Tage ganz und gar abgeschaffet worden.

Unter den Neuern hat es unterschiedene Gelehrte gegeben, die es lieber gar hätten in Zweifel ziehen wollen, ob auch wohl jemals dergleichen blutschänderische Ehen eingeführet gewesen wären, und die deßwegen aus allem, was davon geschrieben worden ist, eine Fabel zu machen sich angelegen seyn liessen. Aber sie betrügen sich in ihrer Meynung, und die Zeugnisse, die uns das Alterthum hiervon hinterlassen hat, sind gar zu glaubwürdig, als daß man sie ganz und gar verwerfen darf. Ein alter Christlicher Lehrer, der wider die abgeschmackten Fabeln schreibet, welche die Griechen von der Blutschande ihrer Götter öffentlich bekannt machten, wirft ihnen vor, sie hätten ihnen nachgesagt, als wären sie solchen Verbrechen ergeben gewesen, welche die allerruchlosesten Menschen auf dem Erdboden zu begehen sich niemals unterstanden hätten. Immittelst nimmt er die Persianer ausdrücklich von den übrigen Menschen aus, und räumet ein, daß der höchste Grad der Blutschande unter denselben nicht allein erlaubt, sondern auch verordnet gewesen wäre. Höre einmal, wie sich dieser alte Schriftsteller hierüber erkläret. Seine Glaubwürdigkeit darf

* Prideaux Alt und Neues Testament in einer Connexion im 4ten Buche.

darf in der Frage, die wir gegenwärtig abhandeln, auch nicht im mindesten in Zweifel gezogen werden. Denn es ist beynahe, als sehe er sich mit Gewalt gezwungen zu gestehen, daß sich so strafbare Menschen gefunden haben, als die Götter der Griechen beschrieben werden. Hätte er es nur auf irgend eine Weise läugnen können, so würde er es ohne allem Zweifel gethan haben. Aber es muß wohl ohnstreitig zu seinen Zeiten etwas leichtes gewesen seyn, ihn von dem Gegentheile zu überführen, und es müssen ganz gewiß dergleichen blutschänderische Ehen noch damals unter den Persianern eingeführet gewesen seyn. „Die allerstrafbarsten Menschen, „spricht er *, und die allerfrechsten Bösewichter beflecken

* Neque enim sceleſtiſſimi homines tot numero flagitiis inquinantur, quot vos de maximo deorum patre, deque altiſſimo praedicatis. Permulti enim pueris adamandis fœdae libidini ſervierunt, alienas tamen nuptias minime attentarunt. Si qui vero in adulteria inciderunt, neceſſariis tamen ac conſanguineis feminis pepercerunt. Quodſi quis inventus eſt, qui ſororiis amoribus captus fuerit, at in matrem debacchatus non eſt, neque in filiam inſanivit: ſed humanae naturae ac dignitatis eam rationem habuit, quam debebat, neque induit brutorum animalium fatuitatem. Perſas tamen ſemper excipio. Soli namque hi vetuſta quadam lege ſpurciſſimaque adducti, nullo habito delectu, belluarum modo ſe gerunt, neque ſe quicquam delinquere arbitrantur. Iſte vero, quem Homerus hominum patrem deorumque appellavit, Junonem quidem germanam ſororem ſibi uxorem fecit. Ipſi etiam Rheae, quam & Deonam & Demetram (id eſt Cererem) vocant, quanquam ea ſibi mater eſſet, actus furore libidinis, admixtus eſt: Pherſephattamque, (id eſt Proſerpinam) ex eo genitam ſtupro uxorem duxit, factus filiae ſuae vir. *Theodoret.* ad *Graec.* Serm. III. de Angelis, Diis, Daemonibus, pag. 53.

» beflecken sich nicht durch so schändliche und ab»
» scheuliche Thaten, als ihr von dem Vater aller
» eurer Götter rühmet. Es ist wahr, daß sich al»
» lerley unkeusche Menschen finden, die sich der
» Knabenliebe ergeben. Aber diese Unkeuschen sind
» doch keine Ehebrecher, und verführen keine ver»
» heyratheten Weiber. Andere, welche die eheli»
» che Treue verletzen, und Ehebruch begehen, hü»
» ten sich doch immer vor der Blutschande, und
» lassen die Ehre ihrer nächsten Anverwandten un»
» gekränkt. Und wenn sich auch endlich manche
» gefunden haben, die mit ihren Schwestern auf
» eine verbotene Weise umgegangen sind, so haben
» sie doch wenigstens ihre Töchter und ihre Müt»
» ter geschonet. Sie haben die Menschlichkeit in
» Ehren gehalten, und sich nicht selbst von ihrer
» Würde so weit herabgesetzet, daß sie mit den un»
» vernünftigen Thieren in einerley Klasse gehören.
» Freylich ist es wahr, daß man die Persianer von
» den übrigen Menschen ausnehmen muß; Nur
» diese allein haben sich durch den Naturtrieb der
» allerunzüchtigsten Thiere reitzen lassen, und ver»
» mittelst eines schändlichen Gesetzes, welches ihnen
» die Blutschande verordnete, eine so verabscheuungs»
» würdige Gewohnheit unter sich statt finden zu
» lassen, kein Bedenken getragen. Aber nahm je»
» ner Jupiter, welchen Homer zu einem Vater
» der Götter und der Menschen macht, nicht seine
» leibliche Schwester Juno zur Gemahlinn? Be»
» fleckte er sich nicht durch Blutschande mit seiner
» Mutter Rhea; und trieb er nicht hernach Un»
» zucht mit seiner Tochter Proserpina, die er von
» ihr hatte?» Wenn dieser Schriftsteller, der

sich so sehr angelegen seyn lässet, die Verbrechen, die er den Göttern der Griechen vorwirft, recht groß zu beschreiben, es sonst hätte Umgang haben können zu bekennen, daß Leute in der Welt gewesen wären, die so strafbar, als sie, waren, so bin ich gewiß versichert, werthester Yn-Che-Chan, er würde es herzlich gern vermieden haben. Die Persianer nimmt er blos deßwegen aus, weil er befürchtete, man möchte ihm den Vorwurf machen, als habe er eine Unwahrheit vorgebracht, wenn er gesagt, es hätten alle Menschen die Blutschande zu einer solchen Zeit für unrecht erklärt, da doch gleichwohl eine grosse und mächtige Nation dieselbe als eine zur Religion gehörige Handlung ausübete.

Ehe ich noch weiter gehe, muß ich hier erst folgende kurze Anmerkung einrücken. Der Schriftsteller, von welchem ich die itzt angeführte Stelle beygefüget habe, hat eine sehr gründliche, und vielleicht vorzüglichere Känntniß, als irgend ein anderer Christ von dem Glauben der Griechen, und von den Fabeln ihrer Dichter gehabt. Dem ohngeachtet wirft er ihnen eine Sache vor, welche die erstern niemals geglaubet, und die letztern niemals geschrieben haben. Umsonst habe ich mich in allen alten Dichtern umgesehen, umsonst habe ich alle diejenigen Bücher zu Rathe gezogen, in welchen die Fabel-Lehre der Griechen abgehandelt wird; Ich habe nirgends finden können, daß Jupiter mit seiner Tochter Proserpina Unzucht getrieben habe, wie der angezeigte Schriftsteller gleichwohl mit ausdrücklichen Worten saget. Sein Irrthum giebt deutlich zu erkennen, wie wenig man auf die

Wahr-

Wahrheit solcher Vorwürfe trauen darf, welche Schriftsteller verschiedener Religionen einander zu machen pflegen. Wer sollte wohl glauben, daß ein Gelehrter, welcher mit so grossem Nachdrucke sowohl, als Behutsamkeit, und Klugheit schrieb, sich von der Stärcke seiner Einbildung so weit habe hinreissen lassen, daß er eine Unwahrheit hingeschrieben, die man ihm auf eine so leichte Art darthun konnte? Wie viel giebt es nicht Fehler von eben dieser Gattung in allen Schriften der allerberühmtesten Schriftsteller, deren Inhalt absonderlich die Religion betrift? Das Vergnügen, die Seckte, wider welche sie schreiben, in einen üblen Ruf zu bringen, und ihrer Ehre Abbruch zu thun, verleitet sie, daß sie gewisse Dinge, als zuverläßige Wahrheiten in ihre Bücher setzen, die doch nicht den mindesten Grund haben. Unterdessen sollten sie gleichwohl bedenken, daß ein solches Verfahren der gerechten Sache nachtheilig ist, und daß eine Betrügerey, die man zu ihrem Besten spielet, öfters den Nachdruck der triftigsten Gründe schwächet. Gewisse Schriften unserer geschicktesten Letreen haben meinen Beyfall nicht so gut, als sie es vielleicht verdienten, erhalten, weil sie unter dem Vorwande, die Meynungen der Anhänger des Foe und des Lao-Kium auf eine beisende Art lächerlich zu machen, ihnen Meynungen andichteten, die sie keinesweges hegten. Das aufrichtige Hertz soll die vorzüglichste Eigenschaft eines verständigen Schriftstellers seyn. Es ist besser, wir vergessen an unsern Gegnern diesen oder jenen Fehler, als daß wir ihnen einige aufbürden, deren sie sich nicht schuldig gemacht haben.

Der Irrthum des Christlichen Schriftstellers hat Anlaß gegeben, daß ich von den Heyraths-Gebräuchen der Gauren ein wenig abgekommen bin. Gegenwärtig also will ich mich wieder zu denselben wenden. Heut zu Tage dürfen die Priester unter den Gauren nicht mehr als eine einzige Frau nehmen. Ist sie die ersten neun Jahre ihres Ehestandes hindurch unfruchtbar, so ist ihnen erlaubt, sich noch die zweyte zuzulegen, doch, ohne sich von der ersten scheiden zu lassen. In diesem Stücke bestehet der Unterschied zwischen den Geistlichen und den Layen darinnen, daß die erstern die zweyte Frau nur alsdenn nehmen können, wenn die erste ihre Einwilligung dazu giebt, und daß die andern dergleichen Erlaubniß keinesweges nöthig haben. Indessen muß doch bey den Layen eben so gut, als bey den Geistlichen die Unfruchtbarkeit, als der Haupt-Grund, der sie dazu bevollmächtiget, allemal vorhanden seyn. Ausserdem wird es ihnen niemals verstattet, zwey Weiber zugleich zu haben.

Die zweyte Ehe ist dem Archi-Magus, oder dem Oberhaupte aller Geistlichen, und andern, welche an den Kirchen in den Provinzen den ersten Platz haben, verboten. Es hat seine völlige Richtigkeit, daß die Gauren diesen Gebrauch von den Christen im Morgenlande angenommen haben. Gleichwohl aber ist es eine Sache, die man gar leicht einsehen kann, daß das Gesetz, sich in seinem Leben nicht mehr als ein einziges mal zu verheyrathen, den vornehmsten Grundlehren der Religion der Gauren schnurstracks zuwider ist, immassen ihre Religion ihnen verordnet, so viele Kinder, als ihnen

nur

nur immer möglich ist, zu zeugen, und dieses so gar für die allergottgefälligste Sache angesehen haben will. Möchte man es sonach nicht mit gutem Grunde für unbillig halten, daß man den Priestern, das ist, solchen Leuten, welche vermöge ihres Berufs dem Dienste der Gottheit gewidmet sind, das Recht, und den Vortheil, eben dieser Gottheit gefallen zu können, versaget, so bald ihre erste Frau mit Todte abgegangen ist?

Die Heyrathen der Gauren werden allemal vor dem Feuer vollzogen, und durch zween Priester wird die Bestätigung davon, oder besser zu reden, die Vollmacht dazu ertheilet. Braut und Bräutigam setzen sich neben einander auf einen Sopha, wie er in Persien gebräuchlich ist. Die zween Priester sind neben ihnen. Einer ist gleichsam der Pathe für den Bräutigam, und der andere für die Braut. Derjenige, der sich des Bräutigams annimmt, fraget die Braut, indem er jenem den ersten Finger von seiner Hand auf die Stirne leget: *Wollet ihr den und den zu eurem Ehegatten annehmen?* Hat nun dieselbe mit Ja geantwortet, so thut derjenige Pfaffe, der ihr Pathe ist, eben diese Frage an den Bräutigam. Hat der letztere gleichfalls sein Ja gesaget, so ergreifet er die Hand seiner Braut, und giebt ihr hernach einige Stücken Geld zum Zeichen, daß er fernerhin allezeit Sorge für sie tragen, und sie mit allem, was sie vonnöthen hat, versehen will. Hierauf streuen die Priester über die neuen Eheleute Reiß aus. Diese Feyerlichkeit hat eigentlich die Bedeutung, daß man wünschet, es möge ihnen in allen ihren Unter-

nehmungen glücklich gehen, immassen der Reiß das Sinnbild der Fruchtbarkeit, und des Ueberflußes ist. Hier hat es abermals seine völlige Richtigkeit, daß die Morgenländischen Christen und die Griechen diejenigen sind, von welchen die Gauren alle diese Gebräuche entlehnet haben. Denn so viel man weiß, sind sie bey den alten Persianern niemals üblich gewesen. Heut zu Tage sind sie, bis auf einen ganz geringen Unterschied, eben so bey den Gauren, wie bey den Christen gewöhnlich.

Wenn man, werthester Yn-Che-Chan, den Dienst des Feuers ausnimmt, so bin ich ganz gewiß versichert, daß von der ehemaligen Religion der alten Persianer beynahe nicht das geringste mehr übrig, und daß die gegenwärtige ganz und gar von neuem errichtet worden ist. Dieses siehet man ganz deutlich, wenn man sie nur einiger Maasen aufmerksam betrachtet. Es ist wunderbar genug, daß ein gewisser neuerer Schriftsteller ohne einige Einschränkung gerade hin geschrieben hat, man treffe bey den Gauren in ihren Kirchen-Gebräuchen eine stetswährende Fortdauer an, und sie könnten sich rühmen, daß sie eine ununterbrochene Folge in dem Priester-Amte, einen einförmigen Kirchen-Dienst, worinnen seit dem Zoroaster nicht die mindeste Abänderung geschehen, und eine unverbrüchliche Treue gegen die Lehren, die sie von ihm empfangen haben, unter sich hätten *. Von allem diesen ist auch nicht ein einziges Wort wahr. Die Religion der

* Ceremonies des Peuples Idolatres &c. par *Bernard Picart*, Tom. II. pag. 30.

der Gauren hat, wenn wir den Feuer-Dienst ausnehmen, heut zu Tage von der Religion der alten Magier auch nicht das mindeste mehr behalten. Sie ist ein Mischmasch Christlicher und Mahometanischer Gebräuche, ein Haufen übel verstandener und durch einander geworfener Meynungen, die sie theils aus den Büchern der Juden und Christen, theils aus den Schriften der Mahometaner entlehnet haben.

Ich will hier eine große Anzahl von Gebräuchen nicht noch einmahl wiederholen, von welchen ich dir bereits in meinen vorhergehenden Briefen angezeiget habe, daß sie in die Religion der Gauren erst seit der Zerstörung ihrer Herrschaft eingeführet worden sind. Ich werde es also daran genug seyn lassen, daß ich hier noch den Gebrauch der Taufe beyfüge, den sie abermals von den Christen entlehnet haben. Sie beschneiden ihre Kinder nicht; Sondern sie baden dieselben, und sprechen, diese Taufe diene, die Seele zu reinigen. Wenn ein Kind auf die Welt kommt, so träget man es in den Tempel. Hier giesset ihm der Priester Wasser auf den Kopf, und thut zugleich ein Gebet zu GOtt, daß er es reinigen möge. Hernach tauchet er es in einen Zuber. Es hat seine völlige Richtigkeit, daß man vor dem Gebrauche dieser Taufe das Kind dem Priester vor der Sonne überreichet, und der Priester es eine ganz kleine Zeitlang über das Feuer gehalten hat. Aber wer siehet nicht, daß diese zwo verschiedenen Feyerlichkeiten, oder anders zu reden, diese zwo verschiedenen Taufen die Verbindung der Christlichen Gebräuche mit den

Gebräuchen der alten Persianer anzeigen, und deutlich zu erkennen geben, wie viele Veränderungen man in die alte Religion der Persianer eingeführet hat? Ueber dieses findet man in keinem einzigen alten Schriftsteller, von dessen Glaubwürdigkeit man überzeuget ist, daß die alten Magier die Wasser-Taufe jemals durch Besprengung, und durch Eintauchung so, wie es heut zu Tage bey den Persianern geschiehet, verrichtet haben.

Ehe ich meinen Brief endige, werthester Yn-Che-Chan, will ich noch vorher eine kleine Anmerkung über ein gewisses Gesetz machen, welches den Gauren verbietet, Weiber von einer andern Religion, als von der ihrigen zu heyrathen. Nach meinen Gedanken ist es ein sehr vernünftiges und weises Gesetz. Es ist beynahe ganz unmöglich, daß sich zwischen Personen, die in Ansehung der allerwesentlichsten und wichtigsten Punkte auf eine gerade einander entgegengesetzte Weise denken, eine wirkliche und wahrhafte Vereinigung finden sollte. Eben dieser Schriftsteller, über welchen ich dir nur kürzlich meine Gedanken eröfnet habe, hat bey Gelegenheit dieses Gesetzes der Gauren einen sehr artigen und sinnreichen Einfall gehabt. „Das Sader, oder Gesetz, spricht er *, verordnet ihnen, „daß sie sich jung verehlichen, und keine andere „Frau, als von ihrer Religion, zur Ehe nehmen „sollen. Denn diese werden ihren Ehemännern „gehorsam seyn, und ohne Widerrede nachgeben. „Es würde sehr gefährlich seyn, wenn sich ein der-

* Ceremonies des Peuples Idolâtres &c. par *Bernard Picart*. Ibid.

„ dergleichen Glück bey den Gauren mehr, als an
„ irgend einem andern Orte finden sollte; Es
„ könnte dieses wohl gar Abfälle von der Religion
„ veranlassen. „ Wäre der Schriftsteller nicht ein
Europäer gewesen, so würde er wohl vielleicht dazu gesetzet haben, und besonders in Europa.
Lebe wohl.

Ispahan —

Der hundert und zwölfte Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

Christiern, liebster Yn-Che-Chan, war nun ein unumschränkter Beherrscher von Schweden, und betrachtete dieses Königreich, als ein Land, dessen Gebieter er vermittelst der Waffen war, und in welchem er nach seinem Gefallen schalten und walten könnte, ohne daß er genöthiget wäre, sich den Gesetzen gemäß zu verhalten. Demnach faßte er den Entschluß, den vornehmsten Schwedischen Adel aus dem Wege zu räumen, und den ganzen Senat der Sicherheit seiner neuen Eroberung aufzuopfern. Unter den mancherley Mitteln, welche ihm seine blutdürstige und grausame Denkungs-Art an die Hand gab, um dieses unmenschliche Vorhaben ins Werk zu setzen, fand er kein einziges, das ihm so gut, und so sicher vorkam, als dieses, daß er sich des Vorwandes des Päbstlichen Bannes bedienete. Er glaubte, er könne seine unerhörte

Grausamkeit, und seine teuflische Staats-List mit leichter Mühe unter dem Deckmantel der Religion verbergen, und bey der Ermordung der allervornehmsten unter den Schweden, das Ansehen haben, als sey er lediglich und allein derjenige, der die Verordnung vollstrecke, die der Römische Pabst wider die Feinde des Erz-Bischofs von Upsal hatte ergehen lassen. Er verließ demnach Coppenhagen, und begab sich nach Stockholm, um daselbst das geheime Vorhaben, welches er im Sinne hatte, auszuführen. Auf dieser Reise nahm er zween Bischöfe aus Dänemark, seine vorzüglich getreuen Diener, mit sich, welche ihm bey dem blutigen Auftritte, wozu alle Anstalt gemacht war, hülfliche Hand leisten sollten.

Die Geistlichen aus Dänemark waren eben so sehr Verachtungswürdig, und eben so strafbar, als die Schwedischen. Es war daher gar kein Wunder, daß Christiern ihnen sein Vertrauen zuwendete. Hier kannst du sehen, wie ein Schriftsteller, der sich zu dem Glauben des Römischen Pabstes bekennet, diese beyden Bischöfe beschreibet. Er ist ein Mann, den man, seiner Religion wegen, nicht für verdächtig halten darf. „Christiern, spricht „er *, wählte sich den Erz-Bischof von Landen, „und Primas von Dänemark, Theodor, und den „Bischof von Oldensee, einen von den, unter je„nem stehenden, Bischöfen, zu seinen Rathgebern. „Es waren eben diejenigen Prälaten, an welche „er die Bulle wegen des Kirchen-Banns hatte „rich-

* Revolut. de Suede, par l'Abbé *Vertot*, Tom. I. pag. 108. & 109.

„ richten lassen, welchen der Pabst Leo der Zehen„ de wider den Administrator ausgesprochen hatte.
„ Diese Leute waren einzig und allein dem Hofe
„ ergeben, und stunden blos aus dem Grunde in
„ Ansehen, weil sich Christiern derselben als Un„ terhändler bey seinen Leidenschaften bedienete.
„ Der Erz-Bischof von Landen hatte an seinem
„ Vertrauen grossen Antheil. Es war ein Mann
„ von geringem Herkommen, ohne Gelehrsamkeit,
„ und so gar ohne Geschicklichkeit. Hingegen ver„ stund er die Kunst, neue Ergötzlichkeiten auszu„ sinnen, ganz vortreflich, und wuste alle Geheim„ nisse derselben sowohl, als auch die Art, sie recht
„ reitzend zu machen, aus dem Grunde. Daß er
„ so sehr in Gnade stund, und so hoch an das
„ Bret gekommen war, dasselbe hatte er der Sig„ britta, Christiernens Beyschläferinn, einer
„ Weibs-Person von einer ganz entsetzlichen Den„ kungs-Art, zu danken. Anfänglich hatte sie
„ ihm bey Hofe einen Zutritt verschaft, um ihn
„ statt eines Kundschafters zu gebrauchen. Nach
„ der Zeit gelangte er durch Vermittelung dieser
„ Frau plötzlich von dem Stande eines Leib-Bar„ biers des Königes zu der Erz-Bischöflichen Wür„ de. Er erhielt sich in der Gnade seines Fürsten
„ dadurch, daß er Christiernen Vorschläge zu Er„ götzlichkeiten that, und dieselben nach seinem Ge„ schmacke einzurichten wuste.„

Hieraus siehest du, werthester Yn-Che-Chan, wie die Oberhäupter der Geistlichkeit in Dänemark beschaffen waren, und was für Personen der Römische Bischof die Vollstreckung seiner unmenschlichen

chen Verordnungen auftrug. In Begleitung solcher schändlichen Diener kam Christiern zu Stockholm an. Kaum befand er sich daselbst, so that er dem Erz-Bischofe von Upsal sein Vorhaben zu wissen. Der blutdürstige und hoffärtige Prälat war für Freuden ganz ausser sich, als er hörte, daß an seinen Feinden Rache ausgeübet werden sollte. Er machte es mit Christiernen aus, daß er ihm eine Bittschrift überreichen, und um Gerechtigkeit wider diejenigen ansuchen wollte, die ihn vormals seiner Würde und seiner Güter beraubet hatten. Diesen Entwurf führte er mit aller möglichen Verschwiegenheit aus, und machte seine Sachen so schlau, daß kein Senator von allen dem, was vorgieng, das geringste erfuhr, bis an den Augenblick, da er seine Bittschrift übergab. Christiern nahm dieselbe mit einer gleichgültigen Miene an, und that, als nähme er an dem ganzen Handel keinen so gar grossen Antheil. Aber eine kurze Zeit darnach ließ er die Wittwe des verstorbenen Administrators, die Senatore, und alle andere vornehme Schwedische Herren, die sich zu Stockholm befanden, gefangen nehmen. Ja so gar die Bischöfe, die ihm doch überaus gute Dienste gethan hatten, wurden nicht verschont. Er glaubte, er müsse dieselben eben so, wie die andern aufopfern, damit die Leute denken sollten, er handele bloß und allein, als ein Rächer des Schimpfes, der dem Erz-Bischofe von Upsal angethan worden war.

Die beyden Prälaten aus Dänemark wurden zu Richtern so vieler unglücklicher Standes-Personen

nen ernennet. Diese beyden Unmenschen liessen sich willig und gern zu den Absichten Christiernens gebrauchen. Sie verurtheilten alle diese Schweden zum Todte, und überlieferten sie in des Scharfrichters Hände. Der schon angeführte Schriftsteller erzählet den ganzen Verlauf dieser mörderischen Verurtheilung. Man hat nicht den mindesten Grund, den Verdacht auf ihn zu werfen, als habe er die Umstände mit Fleiß vergrössern wollen, immassen die Kirche, zu welcher er sich bekannte, ihm eher hätte Anlaß geben sollen, die Abscheulichkeit und Grausamkeit Christiernens, und der Dänischen Prälaten zu verkleinern, die auf Anstiften ihres Gebieters blos und allein den Verordnungen gemäß handelten, die sie dem Kirchen-Banne zu Folge, der von dem Römischen Bischofe wider die unglückseligen Freunde und Diener des verstorbenen Administrators ausgesprochen worden war, erhalten hatten. „Den achten des Winter-Monats, saget dieser Schriftsteller *, hatte man zu „Vollstreckung ihres Todtes-Urtheils angesetzet. „Vom frühen Morgen an hörete man Trompeten, „und Herolde von Seiten des Fürsten, die es jedermann, er mochte seyn, wer er wollte, bey „Lebens-Strafe untersagten, aus der Stadt zu „gehen. Die ganze Besatzung stund im Gewehre, „es waren an den Thoren und auf allen Märkten „starke Wachen von Soldaten hingestellt. Das „grobe Geschütz stund auf dem grossen Markte „zum Abfeuern fertig, und die Mündung war „gegen die Haupt-Strassen gerichtet. Jeder-„mann

* Revolut. de Suede, par l'Abbé *de Vertot*. Tom. I. pag. 106. & 107.

„ mann war voll Furcht und Zittern. Kein Mensch
„ wuste, was dergleichen ausserordentliche Veran-
„ staltungen zu bedeuten hätten, bis man gegen
„ Mittag sahe, daß sich die Thore des Schlosses
„ öfneten, und die vornehmen Gefangenen, welche
„ meistentheils noch die Merkmale ihrer Würde
„ an sich trugen, zwischen zwo Reihen Soldaten
„ durch Scharfrichter zum Todte geführet wurden.
„ Sobald als sie an dem Orte angelanget waren,
„ wo das Todes-Urtheil an ihnen vollstrecket wer-
„ den sollte, verlaß ein Dänischer Officier mit lau-
„ ter Stimme die Päbstliche Bulle, als die Ver-
„ ordnung zu ihrer Verurtheilung, und fügte die
„ Worte bey, daß der König bey der Bestrafung
„ der verurtheilten weiter nichts thäte, als was
„ die Verfügung der Päbstlichen Bevollmächtigten,
„ und der Rath des Erz-Bischofes von Upsal
„ mit sich brächte = = Man brachte sodann alle
„ Senatoren vom Leben zum Todte. Der Anfang
„ geschah an Erich Vasa, dem Vater Gustavs,
„ die Bürgermeister und Obrigkeits-Personen von
„ Stockholm nebst vier und neunzig vornehmen
„ Herren, die auf das Schloß gefangen gesetzt
„ worden waren, hatten eben dergleichen Schick-
„ sal. Der König erfuhr mit seinem grösten Ver-
„ druße, daß man gewisse vornehme Herren, die
„ er vor allen andern in die Acht erklärete, und
„ die sich, wie man glaubte, in der Stadt irgend-
„ wo verstecket hatten, nicht hatte können hinrich-
„ ten. Die Furcht, sie möchten etwan entwischen,
„ und die Hofnung, es herauszubringen, wo sich
„ Gustav verkrochen hätte, von welchem er ver-
„ muthete, daß er noch in Stockholm zu finden

„ seyn

„ seyn möchte, brachte es bey ihm so weit, daß er
„ zwischen den Schuldigen und Unschuldigen kei-
„ nen Unterschied machte. Er gab die ganze Stadt
„ der Wuth seines Kriegs-Volkes preiß. Anfäng-
„ lich machten sich die Soldaten über das gemeine
„ Volk her, welches herzugelaufen war, um diesen
„ traurigen Handel mit anzusehen; Sie schlugen
„ und ermordeten ohne Unterschied alle diejenigen,
„ die das Unglück hatten, ihnen in den Weg zu
„ kommen. Nach diesem rannten sie in den
„ vornehmsten Häusern der Stadt herum, unter
„ dem Vorwande, daß sie Gustaven und andere
„ mehr, die in die Acht erkläret worden waren,
„ heraussuchen müsten. Sie erstachen die Bürger
„ sogar in den Armen ihrer Eheweiber. Die Häu-
„ ser wurden ausgeplündert, und die Keuschheit
„ der Weiber und Jungfrauen der viehischen Geil-
„ heit der Soldaten preiß gegeben. Nichts wurde
„ geschonet, als was häßlich und arm war; das
„ übrige dienete alles dem wütenden Soldaten zur
„ Beute, der unter der Anführung nnd nach dem
„ Beyspiele seines gebietenden Herrn seine Wuth
„ und sein tobendes Verfahren für ein verdienstli-
„ ches Werk ansahe.

„ Unter den Schwedischen Edelleuten fand sich
„ einer, der seine Betrübniß nicht bergen, und sich
„ nicht enthalten konnte, das Unglück seines Va-
„ terlandes öffentlich zu beklagen. Christiern ent-
„ rüstete sich über diese Merkmale des Mitleidens,
„ die er für stillschweigende Vorwürfe wegen seiner
„ Grausamkeit ansahe, und ließ diesen unglückseli-
„ gen Edelmann an eine Säule anbinden. Man
„ schnitt

» schnitt ihm diejenigen Gliedmasen ab, die uns
» die Ehrbarkeit nicht zu nennen erlaubet, man
» schnitt ihm den Bauch auf, und riß ihm das
» Herz aus dem Leibe, gleich als ob es unter al-
» len Verbrechen das gröste wäre, wenn man das
» Unglück seines Neben-Menschen beweinet. Hier-
» auf grub man den Leichnam des Administrators
» aus der Erde, weil es hieß, er sey vermöge des
» Kirchen-Banns, den er sich zugezogen hätte, kein
» ehrliches und Christliches Begräbniß werth. Die
» Leiche wurde auf den öffentlichen Markt unter
» die todten Körper aller derjenigen Herren gewor-
» fen, die man unbarmherzig hingerichtet hatte.
» Christiern konnte sich nicht enthalten, auf den
» grossen Markt hinabzugehen, und ihre Hinrich-
» tung anzusehen. Er verbot es bey Lebens-
» Strafe, daß man sie nicht unter die Erde brin-
» gen sollte. Aber die Verwesung nöthigte ihn
» gar bald wider seinen Willen, den Befehl zu
» ertheilen, daß man sie wegschafte. Er ließ sie
» aus der Stadt hinaus schleppen, wo sie auf sei-
» nen Befehl verbrannt wurden. Dieses sollte ei-
» ne zweyte Strafe seyn, die er in seinen Gedan-
» ken ihnen auch nach dem Tode anzuthun glaubte,
» weil es Verbannte waren. »

Ich bin gewiß versichert, liebster Yn-Che-Chan, du hast die abscheulichen Grausamkeiten, die man durchgängig an den Vornehmsten von Adel verübete, nicht ohne Entsetzen lesen können. Aber die Wuth Christiernens ließ es an diesen ersten Unmenschlichkeiten keinesweges genug seyn. Er hatte sich vorgenommen, die Wittwen aller der Herren, die

die auf seinen Befehl ermordet worden waren, ersäufen zu lassen. Der Geitz veranlassete ihn, daß er seinen Vorsatz änderte. Er ließ ihnen das Leben, in der Hofnung, daß sie sich durch ansehnliche Summen Geldes aus der Gefangenschaft loskaufen würden, weßwegen er sie nach Dänemark bringen, und daselbst in die entsetzlichsten Gefängnisse setzen ließ.

Der unmenschliche Christiern, und seine verhaßten Rathgeber und getreuen Diener, die Dänischen und Schwedischen Bischöfe, schmeichelten sich mit der Hofnung, daß die Fesseln von Schweden weiter hin ganz unauflößlich wären. Sie beobachteten also auch nicht das mindeste glimpfliche Verfahren gegen Feinde, die nach ihrer Einbildung ganz und gar zu Boden geschlagen wären. Christiern ließ es dabey noch nicht bewenden, daß er den Adel elendiglich hingerichtet hatte, sondern er drohete auch auf Anrathen des Erz-Bischofs den Bauern, daß er ihnen * eine Hand und einen Fuß abhauen lassen wollte, damit sie keinen Aufstand machen könnten. Diesem fügte er noch mit einer Art von Spötterey bey, ein Bauer sey in der Welt, um hinter dem Pfluge herzugehen, und nicht des Krieges wegen; Er müsse also zufrieden seyn, wenn er eine einzige Hand, und einen natürlichen Fuß nebst einem hölzernen habe. Die armen Bauern, mit welchen dieser unmenschliche Fürst auf eine so übermüthige Weise sein Gespötte trieb, hatten eine kurze Zeit darnach das Ver-

* Revolut. de Suede, Tom. I. p. 120.

Vergnügen, daß sie sich wegen der Grausamkeiten, die man an ihren Lehns-Herren verübet hatte, auf eine nachdrückliche Weise rächeten. Sie waren diejenigen, deren sich der Himmel bedienete, um die grimmigen Thaten der Dänen, und die Wuth der Schwedischen Bischöfe zu rächen.

Da Christiern nach Dänemark zurückkehren wollte, so ernennte er den Erz-Bischof von Landen, Theodor, diesen Primas, der anfänglich ein Barbier gewesen war, zum Vice-König von Schweden, und setzte ihm den Erz-Bischof von Upsal, und den Bischof von Oldensee als Rathgeber an die Seite. Diese blutdürstigen Bischöfe verhielten sich den Befehlen, die sie von ihrem Fürsten empfangen hatten, vollkommen gemäß. Sie trachteten auf alle mögliche Art und Weise, den Schwedischen Adel vollends zu vertilgen, und die Unterthanen durch unerschwingliche Abgaben in das Elend zu stürzen. Eine Zeitlang hatte es das Ansehen, als wären die Schweden durch die traurigen Begebenheiten, die sich in ihrem Vaterlande zugetragen hatten, so betäubet, und so zu sagen, zu Boden geschlagen, daß sie niemals vermögend wären, sich von dem Schlage, der sie betroffen hatte, wieder zu erholen. Es fehlte ihnen an Kriegs-Volke, es fehlte ihnen an festen Plätzen, und was noch das allerschlimmste war, sie hatten nicht einen einzigen Anführer. Der Himmel, der mit ihren elenden Umständen Mitleiden hatte, erweckte ihnen wider alles Vermuthen einen solchen, wie sie ihn sich wünschen konnten. Dieser rächete nicht allein den Todt seiner unschuldigen Landsleute, sondern

er gab auch den Sachen eine ganz andere Gestalt. Er stiftete in Schweden eine neue Regierung, machte daraus ein erbliches Königreich, und brachte es bis zu derjenigen hohen Stufe des Ruhms, auf welcher man es in den letztern Zeiten gesehen hat. Dieses weitberühmte Oberhaupt war Gustav, der vor dem Blutbade zu Stockholm aus seinem Gefängniße entkommen war. Das sonderbare Glück dieses grossen Mannes, eines von den grösten und wahrhaftesten Helden, die jemals in der Welt gewesen sind, ist es wohl werth, daß ich einen Brief ganz allein dazu anwende, damit ich dir die vornehmsten Umstände desselben bekannt mache. Lebe wohl, liebster Yn-Che-Chan.

Stockholm ——

Der hundert und dreyzehende Brief.

Choang, an Yn-Che-Chan.

Es ist mir noch übrig, werthester Yn-Che-Chan, daß ich dir etwas von den Gebräuchen der Gauren bey Leichenbegängnissen erzähle. Sie sind eben so sehr, wie alle übrigen, von den Gebräuchen der alten Magier unterschieden, und geben uns neue Beweise an die Hand, wodurch man den Ungrund von jener stetswährenden Fortpflanzung der Kirche, desgleichen von jener Einförmigkeit der Gebräuche darthun kann, die man in der Religion

ligion der Gauren zu finden sich einbildet *. Hier kannst du lesen, was uns Herodotus von der Art und Weise meldet, wie die alten Persianer mit ihren Todten umgegangen sind. „Sie werden, „spricht er **, unter diesem Volke nicht eher be„graben, als bis sie zuvor von den Vögeln und „Hunden zerfleischet worden. Wenigstens weiß „ich, daß die Magier dieses in der Art haben, „immassen dasselbe vor den Augen aller Leute ge„schiehet. Was die übrigen Persianer anlangt, „so überziehen sie die Körper der Verstorbenen „mit Wachse, und scharren sie hernach in die Erde.„ Es ist nicht anders, als rede Herodotus von einer Sache, die er selbst mit Augen gesehen hat. Denn er spricht ja, man lasse die verblichenen Körper der Magier in Gegenwart, und vor den Augen aller Leute durch Hunde und Vögel zerfleischen. Desgleichen muß man nicht unangemerkt lassen, daß sie hernach diese zerrissenen Körper vergruben. Eben so nöthig ist es auch, auf diesen Umstand Achtung zu geben, daß man weiter keine Leichen ausser den Magiern, das ist, den Geistlichen oder Priestern zerreissen ließ, und daß hingegen die übrigen mit Wachse überzogen, und alsdann unter die Erde gebracht wurden. Nunmehro wollen wir auch diejenigen Gebräuche besehen, deren sich die Gauren bedienen, und wir werden gewahr werden, wie sehr sie von den Gebräuchen ihrer Vorfahren unterschieden sind.

Heut zu Tage begraben die Gauren keinen von ihren Todten in die Erde. Sie sprechen, diese todten

* S. den letztern Brief des Choangs.

** Herodotus im 1sten Buche.

todten Leichname würden die Erde verunheiligen. Warum wurde denn die Erde nicht vor Zeiten durch jene Körper verunheiliget, die man zu den Zeiten des Herodotus hineinscharrete? Kam es etwan daher, weil sie mit Wachse überzogen waren? Wenn es daran lieget, so ist doch das Wachs auch heutiges Tages in Persien nichts seltsames. Wenn es ferner eine richtige Wahrheit ist, daß die Gauren eben dieselben Gebräuche, wie die ehemaligen Persianer, sowohl in ihrem Gottesdienste, als auch in andern Stücken haben, so möchte ich doch wissen, was für Ursachen sie haben, daß sie die Leichen ihrer Priester nicht eben so, wie ehedem, durch die Hunde zerreissen lassen, und hernach in die Erde bringen? Denn gegenwärtig haben sie dergleichen etwas gar nicht mehr im Gebrauche. Es ist allerdings wahr, daß sie noch die Art beybehalten haben, Hunde bey solchen Gelegenheiten dazuzunehmen, und die Leichen frey auszustellen. Aber alles dieses geschiehet auf eine ganz andere Weise, als vor Zeiten; Zu einem deutlichen Erweise, daß in den Gewohnheiten der Gauren alte und neue Gebräuche durch einander gemenget sind. Neue Gebräuche nenne ich solche, die gegenwärtig erst unter ihnen aufgekommen sind, seit dem sie unter der Herrschaft der Mahometaner stehen. Die vornehmsten sind folgende:

Wenn unter den Gauren ein Mensch in den letzten Zügen lieget, so nähert sich ein Priester dem Ohre desselben, verrichtet in dasselbe ein Gebet, und empfiehlt ihn dem höchsten Wesen. So bald dieses Gebet zu Ende gebracht ist, entfernet sich je-

dermann von dem Sterbenden, ausgenommen die allernächsten Anverwandten. Kein Mensch getrauet sich, ihn anzurühren, aus Furcht, er möchte derjenigen Verunreinigung theilhaftig werden, die von der Anrührung eines todten Körpers entstehet. Bey den Gauren ist gar nicht der Ort, wo sich ein Freund eine Ehre daraus macht, daß er einem andern die Augen zudrücken kann. Der Aberglaube hat ihnen diesen Trost entwendet, und erlaubet ihnen nicht anders, als mit Widerwillen, ihren Anverwandten die letzte Ehre zu erweisen.

Ordentlicher Weise träget man die Leichen auf einem eisernen Gerüste, weil man sich, so viel als nur immer möglich ist, in Acht nimmt, daß man das Holz nicht verunheiliget, das zu Unterhaltung des Feuers dienet. Siehet man sich in Ermangelung des Eisens genöthiget, dazu Holz zu gebrauchen, so hütet man sich nach Möglichkeit, daß man es nicht anrühret, weil man sonst besudelt werden würde. Von allen diesen Anordnungen saget uns Herodotus auch nicht ein einziges Wort. Hier sind ihrer noch mehr, wovon er ebenfalls nicht das geringste meldet.

Ehe die Gauren den Todten auf den erhöheten Gang eines hohen Thurms setzen, der bey ihnen die Stelle eines Begräbniß-Platzes vertritt, so wird er auf die Erde niedergesetzet. Nach diesem bringet man einen Hund herbey, und hetzet ihn auf den todten Körper, welchem ein Stück Brod in den Mund gestecket ist. Nimmt der Hund dieses Stück Brod aus dem Munde des Verstorbe-

nen,

nen, so ist es ein Beweiß von dem Glücke, das der Erblaßte geniesset. Will der Hund hingegen nicht hinan, so macht man den Schluß, daß von der Seeligkeit des Todten nichts Gutes zu hoffen sey. Unter der Zeit, da man darauf wartet, ob diese Feyerlichkeit einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang haben werde, verrichten zween Priester mit lauter Stimme gewisse Gebete, und reden dabey so geschwind, als es ihnen möglich ist. Abermal ein Uberrest von dem Gebrauche mit den Hunden, welche die Körper der verstorbenen Magier bey den ehemaligen Persianern zerrissen. Aber wie sehr ist dieser nicht verändert, und unkennbar gemacht? An statt der Leiche ist ein Stück Brod dasjenige, das der Hund anfassen muß, und die Anfassung des Brodes ist die Sache, welche die Verdammniß oder die Seeligkeit des Verstorbenen entscheiden soll. Gesetzt, ein alter Magier stünde wieder auf, und sähe diese Feyerlichkeit mit an, würde er es wohl errathen, was sie zu bedeuten hat? Ich meines Orts glaube es ganz gewiß nicht, und ich zweifle keinesweges, wenn ihm die Beschreibung davon gemacht wird, so werde er die Meynung der Gauren von der Vorbedeutung des Hundes für etwas ansehen, das in dem Gesetze des Zoroasters nirgends zu finden, und diesem Gesetzgeber völlig unbekannt gewesen sey.

Der Gebrauch mit dem Hunde ist nicht etwan das einzige Mittel, dessen sich die Gauren bedienen, um zu erfahren, ob der Verblichene in jener Welt glücklich oder unglücklich sey: Sondern sie haben auch noch ein anders, welches sie für eben

so zuverläßig ansehen *. „ Funfzig Schritte weit „ von ihrem Begräbniß-Platze haben sie, wie man „ mich versichert hat, ein kleines Haus von Erde, „ an welches sie den todten Körper hinansetzen; „ Und gleich darauf gehen die Leichenbegleiter zu- „ rück nach Hause, gleich als sey die Beerdigung „ wirklich vorüber. Niemand bleibt hier, als die „ Priester und die Anverwandten, welche zusammen „ in die kleine Hütte hineinkriechen, aus welcher „ der vornehmste Priester beobachtet, an welchem „ Orte, und wie die Raben an dem todten Kör- „ per anbeissen. Da es um diesen Beerdigungs- „ Platz herum wegen der vielen Leichen, die da- „ selbst aufgedeckt hingesetzet werden, immer sehr „ viele solche Thiere giebt, so kann es gar nicht „ fehlen, daß nicht einer oder der andere Rabe sich „ gar bald daran macht, und sonderlich die Augen „ am allerersten zerhackt, immassen man für gewiß „ versichert, es sey dieses an einem todten Körper „ derjenige Theil, welchen diese fleischfressenden „ Vögel lieber, als alles übrige verzehren. Der „ Geistliche, der seine Beobachtungen durch ein „ kleines Loch verrichtet, weil er den Leichen-Vo- „ gel nicht gern scheu machen will, giebt genau „ Achtung, welches Auge er zuerst, und mit was „ für Umständen er es antastet. Hieraus ziehet er „ nun seine Muthmassungen theils wegen des Zu- „ standes des Abgeschiedenen in jenem Leben, theils „ in Ansehung der Schicksale seiner Kinder und „ Erben in dem gegenwärtigen. Die rechte Seite „ ist nach ihren Gedanken die gute. Wenn sich „ der Vogel an dieselbe machet, so erhebet der „ Prie-

* Voyage en Perse de *Chardin* &c. Tom. II. pag. 179.

„ Priester ein Freuden-Geschrey, auf welches die „ Verwandten antworten. Wählt hingegen der „ Vogel die linke Seite, so ist dieses eine Veran- „ lassung zur Traurigkeit.„

In diesem Gebrauche findet man ebenfalls die Spuren von den Vögeln, welche die Körper der alten Magier zerfleischten. Unterdessen bemerket man daran eine sehr ansehnliche Veränderung, oder wenigstens Vorbedeutungen und Anzeigen, wovon der alte Schriftsteller nicht die geringste Erwähnung thut. Und warum sollte er denn eben, wenn sie schon ehemals beobachtet worden wären, ganz und gar davon geschwiegen haben? Er meldet uns ja, daß man die Körper der Magier vor dem Gesichte aller Leute zerreissen ließ, und redet davon als einer, der es selbst mit angesehen hat. Ist es denn nun nicht ganz natürlich, daß er auch die Aengstlichkeit gemerket haben würde, welche man darüber bezeigte, daß die Vögel eher das rechte, als das linke Auge antasten möchten. Ist es ferner nicht ganz natürlich, daß er sich nach der Ursache dieser sorgfältigen Beobachtung erkundiget, und dieselbe in seiner Geschichte angezeiget haben würde? Es muß einer sehr von Vorurtheilen eingenommen seyn, wenn er nicht ganz deutlich siehet, wie sehr die Religion, und die Gebräuche der alten Magier verändert und verschlimmert worden sind.

Die Meynungen der Gauren in Ansehung des Zustandes der abgeschiedenen Seelen nach dem Tode sind eben so sehr verwirrt und abgeschmackt, als die Meynungen der übrigen morgenländischen Völ-

ker. Sie glauben in jenem Leben nach dem Todte einen Ort der Strafe, und einen Ort der Freuden, wo die Seelen nach Beschaffenheit des Guten, oder des Bösen, das sie zu der Zeit ihres Aufenthaltes in dem Körper hier auf der Erde gethan hatten, entweder bestrafet, oder belohnet würden. An dem Orte der Freuden geniessen die Seelen die allerherrlichsten und kostbarsten Ergötzlichkeiten. Es findet sogar daselbst eine Vermählung mit dem allerschönsten Frauenzimmer statt. Ohne Zweifel müssen diese Frauen eben so gefällig, als schön seyn. Ausser dem sollte ich meynen, der Zustand glücklicher Seelen nach dem Todte dürfte nicht eben so gar sehr von gewissen Ehemännern beneidet werden, woferne sie etwan befürchten müßten, sie möchten in jenem Leben wiederum Gemahlinnen bekommen, die bey aller ihrer Schönheit ihnen dennoch die Pein der Verdammten mitten in dem Paradiese zu empfinden gäben.

Es ist ziemlich wahrscheinlich, werthester Yn-Che-Chan, daß die Gauren diese ihre Gedanken von Vermählung der Seelen den Mahometanern abgeborget haben; Und wer weiß, ob sie nicht auch das, was sie von der Hölle erzählen, eben von ihnen, oder von den morgenländischen Christen entlehnet haben. Sie sprechen, die bösen Menschen würden darinnen von einem körperlichen Feuer geplaget, welches auf sie wirkete, ohne sie zu verzehren. Ein Schriftsteller von den Gauren, welcher ein Buch geschrieben hat *, worinnen er seiner gehabten Erscheinungen Erwähnung thut, erzählet unter

* Das Erdavirsph noma.

unter andern, er sey einmal in die Hölle entzücket worden; daselbst habe er eine unzählige Menge Seelen gesehen, die bis an den Hals in einen Strom eingetaucht gewesen wären, dessen Wasser schwarz, und ganz ausserordentlich kalt wäre. Allem Vermuthen nach hatten diese Seelen zu der Zeit, da sie sich auf der Welt befanden, die Wärme gar zu lieb gehabt. Sie wurden also zu einer entgegengesetzten Strafe verurtheilet. Das Feuer muß doch wohl etwan nur für solche bestimmet seyn, die in ihrem irrdischen Leben Liebhaber von der kühlen Luft der Morgenstunden gewesen sind. Dergleichen Vergnügen ist in warmen Ländern, wie Persien und Indien sind, nichts geringes. Andere Seelen waren, wie eben dieser Schriftsteller saget, dazu verurtheilet, daß sie ewig in Kerkern stecken musten, die mit Rauche angefüllet waren; Um sich herum hatten sie lauter Skorpionen, Schlangen, und dergleichen; Und zwar waren diese Gesellschafter noch nicht einmal bey einer so traurigen Gefangenschaft das schlimmste. Sondern über dieses zerrissen die Teufel die armen Seelen, sie bissen dieselben, und stachen sie mit eisernen Spitzen. Unter den übrigen unglücklichen Seelen befand sich besonders eine, die bey den Füßen aufgehangen war, und der man unaufhörlich Stiche mit einem Dolche gab. Eine solche Gattung von Stahle, womit man in geistische Wesen hineinstechen will, muß doch wohl ganz sicher überaus fein, und sehr gut geschliffen seyn. Beynahe möchte ich glauben, die Teufel bedienten sich lauter Damascenischer Säbel, und Barcelonesischer Dolche. Es fanden sich ferner zwo Seelen, deren

Strafe

Strafe sich dem Verbrechen gemäß verhielt, dessen sie sich theilhaftig gemacht hatten. Eine darunter war eine grosse Liebhaberinn von dem Trunke gewesen, und diese war dazu verdammt, daß sie in alle Ewigkeit hungern und dursten sollte. Die andere war die Seele einer Frau, die ihrem Manne bey allen Gelegenheiten widersprochen, und in keiner einzigen Sache Recht gegeben hatte. Sie war gehangen, und die Zunge hing ihr hinten am Nacken heraus. Es ist zu vermuthen, daß der Schriftsteller nichts, als lauter Gaurische Seelen gesehen hat. Hätte er seine Augen auf die Seelen anderer Völker, und besonders der Europäer gerichtet, was für eine grosse Menge Weibs-Personen würde er da hangend gesehen haben, welchen die Zunge am Nacken herausgehangen hätte.

Diese Beschreibung der Hölle mag so fürchterlich klingen, als sie will, so ist sie doch ziemlich auf eben diese Art von allen andern gemacht worden, die von dem, was in diesem finstern Aufenthalte vorgehet, eine umständliche Beschreibung aufgesetzt haben. Da die Menschen hier in der Welt von dem eigentlichen Zustande eines geistischen Wesens, wenn es von den Banden des Körpers getrennet ist, nicht die mindeste Wissenschaft haben konnten, so haben sie ihrer Einbildungs-Kraft freyen Lauf gelassen; Und weil sie bey dem klugen und vernünftigen Begrife nicht wollten stehen bleiben, nach welchem man die Belohnungen und Strafen als geistliche annimmt, von welchen wir uns aber, so lange wir hier in der Welt seyn werden, weiter keine als ganz verworrene und unvollständige Begrife

griffe machen können, so haben sie die allerungegründetsten und lächerlichsten Erzählungen ausgesonnen. Sie haben der Hölle lauter solche Strafen beygeleget, vor welchen sich die Menschen, wie sie sahen, am meisten fürchteten, und die sie für die strengsten achteten. Sie haben durchgängig, einer wie der andere, einerley Mährgen gesagt, weil sie insgesammt von einer Sache, von welcher sie keinen zuverläßigen und deutlichen Begrif haben konnten, nur nach demjenigen urtheilten, was sich ihren Augen darstellete. Also hatten schon lange vor den Gauren auch die Heyden, die Mahometaner, und die morgenländischen Christen lauter solche Höllen-Strafen hererzählt, die sich durchaus nicht zu einem geistischen Wesen schicken, welches mit solchen Strafen gezüchtiget werden muß, die dem Wesen eines Geistes, keinesweges aber blos dem Wesen des Körpers gemäß sind. Auch in dem Virgil * findet man die Teufel, wiewohl unter dem Namen der Furien, welche die Seelen zerreissen, desgleichen Schlangen, die sie stechen; Man siehet ferner bey demselben eine Seele, welche verhungern und verdursten muß **. Kurz, alles, was

* Continuo sontes ultrix accincta flagello
Tisiphone quatit insultans, torvosque sinistra
Intentans angues, vocat agmina saeva sororum.
Virg. Aeneid. Lib. VI.

Alsbald schlägt auf die Verbrecher rächerisch Tisiphone
Mit der Geissel, in der Linken droht sie fürchterliches Weh
Durch der Schlangen-Stich, und ruft ihrer Schwestern grimmge Heere.

** —— —— lucent genialibus altis
Aurea fulcra toris, epulaeque ante ora paratae

was die Leute aller der verschiedenen Religionen heut zu Tage von den schweren Strafen in der Hölle erzählen, ist schon lange vor ihnen gesaget worden. Sie thun weiter nichts, als daß sie die Erzählung von einerley Strafen noch einmal wiederholen. Es ist aber auch schlechterdings unmöglich, daß sie über diesen Punkt etwas neues sagen können, weil sie davon sich eben so wenig einen richtigen und vollständigen Begrif machen können, als jene, die zuerst davon geredet haben.

Wir unsers Orts, werthester Yn-Che-Chan, wollen es zwar mit Gewißheit glauben, daß das höchste Wesen die Tugend belohnet, und die Verbrecher bestrafet. Aber wir würden uns vergebliche Mühe machen, wenn wir lange nachgrübeln wollten, auf was für Art und Weise dieses geschiehet. Wir wollen uns also nicht umsonst quälen, dasjenige zu erkennen, was die schwachen Kräfte unsers Verstandes weit übersteiget. Unsere Bemühung soll vielmehr dahin gerichtet seyn, daß wir so tugendhaft

Regifico luxu: furiarum maxima juxta
Accubat, & manibus prohibet contingere mensas,
Exsurgitque facem attollens, atque intonat ore.
Id. Ibid.

An den schön geschmückten Betten schimmert ein ganz goldner Fuß,
Lauter königliche Speisen zeigt die Tafel zum Genuß,
Doch Alleckto sitzt dabey, uud verwehrt durch banges Schrecken
Ihnen, die begierge Hand nach den Speisen auszustrecken,
Drohend hebet sie die Fackel in die Höh; Ihr Mund ertönt.

haft leben, als es uns immer möglich ist. Sodann dürfen wir auch unsere Belohnung gewiß erwarten. Lebe wohl.

Ispahan —

Der hundert und vierzehende Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

In meinem letztern Briefe, liebster Yn-Che-Chan, machte ich mich anheischig, dir von den vornehmsten Bemühungen, und von den seltsamen Begebenheiten, welche Gustaven den Weg zu der Königlichen Würde in Schweden gebahnet haben, einige Nachricht zu ertheilen. Ich habe dir bereits gesagt, wie dieser weltbekannte Kriegs-Held, als ein noch junger Mann, da er eine von den vornehmsten Ehren-Stellen unter dem Kriegs-Heere des Administrators begleitete, dem Könige Christiern, als Geissel, gegeben wurde. Dieser hatte daran noch nicht genug, daß er ihn wider das Völker-Recht zurückbehielt, sondern er schleppte ihn so gar nach Dänemark, wo er ihn in einer harten Gefangenschaft schmachten ließ. Eine ganz kurze Zeit vor dem Blutbade zu Stockholm war Gustav aus seinem Gefängniße entwichen. Mit vieler Mühe und Noth war er bis auf ein Schloß gekommen, welches sein Vater in der Landschaft

Sunder-

Sundermannland hatte. Aus demselben schrieb er an seine Freunde, und an die Officiere, die ehemals unter ihm gestanden hatten. Aber die Schweden waren durch das Joch der Dänen so sehr kleinmüthig gemacht worden, daß sich kein einziger getrauete, auch blos einen Briefwechsel mit ihm anzufangen und zu unterhalten.

Gustav stellte sich vor, bey den Bauern würde es ihm ohne Zweifel besser gelingen, als bey dem Adel-Stande. Aber alle seine Absichten schlugen ihm fehl. Diesen Bauern war durch die Drangsalen, die sie den Krieg hindurch ausgestanden hatten, alle Lust so sehr vergangen, daß sie ihm antworteten, wenn sie einen Aufstand anfingen, so wäre ihr Untergang ganz unvermeidlich. Wenn sie sich hingegen geduldig unter die Herrschaft der Dänen demüthigten, so würde es ihnen doch wenigstens nicht an Salze, und auch nicht an Heringen fehlen.

Es ärgerte **Christiernen** ganz entsetzlich, daß Gustav entkommen war. Dieser Tyrann ließ seinetwegen die strengsten und nachdrücklichsten Befehle bekannt machen; daher es ganz unmöglich war, daß dieser edelmüthige Schwede lange Zeit verborgen bleiben konnte. Er muste also einen sicherern und entferntern Aufenthalt zu seiner Zuflucht suchen, als derjenige war, an welchem er sich befand. Er hatte sich nemlich zu einem von seinen ehemaligen Bedienten in der Landschaft Sundermannland begeben. Hier bekam er Nachricht von dem allgemeinen Blutbade, welches zu Stockholm vorgefallen

war, worinnen er seinen Vater, seine Freunde, und alle diejenigen, die ihm in seinem Vorhaben beförderlich seyn konnten, eingebüsset hatte. In einer so traurigen Beschaffenheit seiner Umstände wuste er nicht, was für einen Entschluß er ergreifen sollte. Er befürchtete, die Dänen, die ihn mit überaus vieler Mühe suchten, möchten doch wohl endlich herausbringen, wo er sich verstecket hätte. Auf der andern Seite war ihm wiederum angst, er möchte erkannt werden, wenn er den Ort verließ. Er faßte den Entschluß, sich in einen Bauer zu verkleiden, und seine Zuflucht auf das Gebürge in Dalekarlien zu nehmen. Kaum hatte er seinen Fuß auf diese Gebürge gesetzt, so wurde er von einem Bauer bestohlen, den er zu seinem Wegweiser mitgenommen hatte, und der ihn gar nicht kannte. Diese Vermehrung seiner unglückseligen Umstände würde einen Menschen, der nicht so viel beherzten Muth und Standhaftigkeit, als Gustav, hätte, völlig zur Verzweiflung gebracht haben; Aber eben die grösten Widerwärtigkeiten sind es, worinnen wahrhafte Helden in sich selbst Hülfs-Mittel finden, wovon ein jeder anderer Mensch nicht das geringste weiß. Hiermit war Gustav in die Acht erkläret, von allem Gelde entblöset, und durfte niemanden, ohne Gefahr sich unglücklich zu machen, seinen Namen sagen. Er vermiethete sich als ein Tagelöhner zur Arbeit in den Kupfer-Berg-werken, aus welchen die Bauern in den Gebürgen von Dalekarlien ihre vornehmsten Einkünfte schöpfeten. Eben der Gustav, der kurze Zeit vorher einer von den vornehmsten Herren in Schweden war, und welcher ehestens ein König dieses Landes, und

zwar der allergerechteste, geschickteste, und uneingeschränkteste König, der jemals darinnen regieret hat, werden sollte, beschäftigte sich gegenwärtig damit, daß er alle Tage unter den übrigen Arbeitern durch Tage-Arbeit sein Brod verdienete, und sich gleichsam in den unterirrdischen Eingeweiden der Bergwerke vergrub. Er schmeichelte sich mit der Hofnung, daß er wenigstens dort unbekannt bleiben würde, da er in einem so finstern Aufenthalte lebte. Aber er wurde gleichwohl durch ein Weib erkannt, bey welcher er herbergete. Sie wurde unter seinen Bauer-Kleidern eine mit Gold gestickte Weste gewahr. Dieses Weib breitete die Nachricht davon gar bald in dem ganzen Dorfe aus. Der Eigenthums-Herr des Orts hatte eine große Begierde, den fremden Menschen, von welchem so viel geredet wurde, zu sehen. Er gerieth so gar auf die Muthmassung, daß es vielleicht einer von den Herren seyn würde, welche in die Acht erkläret wären. Es zeigte sich gar bald, daß seine Gedanken ihn nicht betrogen hatten, indeme er an Gustaven denjenigen erkannte, mit welchem er seine jungen Jahre in Upsal zugebracht hatte.

Im Anfange waren die Absichten des Schwedischen Edelmanns ziemlich dem Charackter eines redlichen Mannes, und eines rechtschaffenen Liebhabers seines Vaterlandes gemäß. Er beschrieb dem Gustav, wie ungern sich die Dalekarlier unter der Herrschaft der Dänen befänden, und wie leicht es möglich wäre, unter ihnen die Sache dahin zu bringen, daß eine Anzahl von mehr als zwanzig tausend Mann zu den Waffen griffe. Diese Reden erweck-

erweckten in Gustaven die ersten Gedanken von der Befreyung Schwedens. Er sprach darüber mehr, als einmal, mit seinem Wirthe. Dieser aber hatte gähling andere Gedanken bekommen, und führete gefährliche Absichten im Schilde. Kaum hatte sich Gustav etliche Wochen bey ihm aufgehalten, so fassete er den Vorsatz, ihn zu verrathen, und an Christiernen auszuliefern. Dieses treulose Vorhaben würde er auch ganz gewiß in Erfüllung gebracht haben, woferne nicht seine Gemahlinn, die eben so edelmüthig, als ihr Ehemann tückisch war, Gustaven von der Gefahr, die ihm drohete, Nachricht ertheilet hätte. Sie schaffete ihn aus dem Hause weg, und gab ihm einen Bedienten zur Begleitung, der ihn zu einem Dorf-Pfarrer führete, von dessen Redlichkeit sie vollkommen versichert war. Durch diese Flucht, und dadurch, daß der Bediente die Sache heimlich hielt, entgieng Gustav den Nachforschungen der Dänen.

Der dienstfertige und tugendhafte Dorf-Pfarrer bezeigete gegen Gustaven diejenige Hochachtung und Ehrerbietung, die er seiner Geburt und seinen Tugenden schuldig war. Er gab mit grossem Eifer und so gar mit einer zärtlichen Liebe zu allen Anschlägen desselben seinen Beyfall. Er rieth ihm unter andern, daß er sich auf die Edelleute in Dalekarlien ja keine Rechnung machen sollte. Denn diese wären sehr froh, daß sie in ihren Gebürgen so ziemlich ihre eigenen Herren wären, nähmen an den Geschäften des Hofes gar wenig Antheil, und grämeten sich nicht eben so gar sehr über das Unglück, welches der übrige Theil von Schweden erfahren

hätte. Diesem fügte der kluge Dorf-Pfarrer noch bey, er müsse sich desto mehr zu den Bauern wenden, und würde sich bey denselben eine weit nachdrücklichere Hülfe, als bey den Edelleuten versprechen können. Er nahm es selbst über sich, dieselben unvermerkt zu einem Aufstande vorzubereiten, indem er allerhand Nachrichten unter ihnen herum ausstreuen lassen wollte.

Der Dorf-Pfarrer hielt sein Versprechen als ein redlicher Mann, und als einige Zeit darnach die Bauern, ihrer Gewohnheit gemäß eine ausserordentliche Versammlung zu Mora angestellet hatten, welches an dem Weyhnachts-Fest geschah, so begab sich Gustav dahin. Er stellete diesen gutherzigen Bauern die Drangsale von Schweden auf eine so lebhafte und rührende Weise vor, daß sie sich entschlossen, ohne Verzug die Waffen zu ergreifen, und ihn zu ihrem Oberhaupte zu erwählen. Es sammlete sich ein Haufen von vierhundert Mann, und aus dieser Anzahl suchten sie vierzehen heraus, die sie ihrem neuen Anführer darstelleten, um sich deren zu seiner Leibwache zu bedienen.

Diesen Anfang des günstigen Glückes wollte Gustav vortheilhaft gebrauchen, und den Eifer, den die Dalekarlischen Bauern an sich blicken liessen, zu einem guten Nutzen anwenden. Er führete sie daher gerades Weges wider den Befehlshaber der Provinz an. Die Finsterniß und der gählinge Ueberfall bey einem so unvermutheten Angriffe machten, daß sein Vorhaben glücklich von statten ging. Das Schloß, wo dieser Befehlshaber seinen

nen Aufenthalt hatte, wurde durch Sturmleitern erobert. Einige Dänische Kriegs-Völker, die daselbst in Besatzung lagen, wurden der Wuth der Dalekarlier aufgeopfert.

Ohngeachtet diese Unternehmung eben nicht von so gar grosser Wichtigkeit war, so gab sie doch Anlaß, daß beynahe die ganze Provinz sich in wenig Tagen für Gustaven erklärete. Die Bauern liefen von allen Seiten mit Haufen herzu, indem sie durch die Hofnung Beute zu machen, noch mehr aber durch den Haß, den sie gegen die Dänen hegeten, gereitzet wurden. Verschiedene Schwedische Edelleute, welche von Christiernen waren in die Acht erkläret worden, und eben so, wie Gustav, in der Stille zu den Dalekarliern ihre Zuflucht genommen hatten, fanden sich ebenfalls bey ihm ein. Er befand sich an der Spitze eines kleinen Kriegs-Heeres, womit er in Helsingland, Medelpad, Angermannland, Gästrikland, und Bothnien herumzog. Alle diese kleine Provinzen bewog er zu einem Aufstande, und setzte sich darinnen feste, indem er die Wege und die engen Päße in den Bergen, welche dort herum die vornehmsten Festungen ausmachen, verschanzete.

Unter der Zeit, daß Gustav die Anzahl seines Kriegs-Heeres vergrösserte, und sich vorbereitete, in das Herz von Schweden einzudringen, beschäftigte sich der Vice-König weiter mit nichts, als daß er sich bemühete, Geld zusammen zu treiben, wodurch er seine Ergötzlichkeiten bestreiten konnte. Endlich erwachte er doch aus dem Schlafe. Er

schrieb an Christiernen, daß er ihm Volk zu Hülfe schicken sollte. Aber dieser König, der alle Tage und Stunden einen allgemeinen Aufstand in Dänemark zu befürchten hatte, konnte von seinem Kriegs-Volke nichts entrathen. Er ließ es also daran genug seyn, daß er ihm antwortete, er sollte nur sein Kriegs-Heer wider die Aufwiegler anrücken lassen. Gustaven ließ er zugleich melden, wenn er es noch fernerweit mit den Rebellen halten, und ihr Anführer seyn würde, so wollte er seine Mutter und seine Schwestern in den grausamsten Martern hinrichten lassen. Alle diese Drohungen und Nachrichten ließ sich Gustav keinesweges irre machen, sondern drang vielmehr alle Tage weiter in das innere des Reiches ein. Die Anzahl seiner Dalekarlier hatte sich um ein ansehnliches vermehret. Er befand sich an der Spitze eines Kriegs-Heeres von funfzehen tausend Köpfen. Der Vice-König näherte sich auf seiner Seite dem Fluße Brunebee, um sie zu verhindern, daß sie nicht über denselben gehen sollten. Kaum aber sahe er Gustaven auf der andern Seite an der Spitze seiner Reuterey zum Vorscheine kommen, und Anstalt zum Uebergange über den Fluß machen, so zog er sich zurück in das Schloß Westeras, welches nicht weit davon entfernet war. Und da er sich auch an diesem Orte nicht für sicher genug achtete, so ließ er daselbst den Kern seines Kriegs-Volkes, um das Schloß zu vertheidigen. Er selbst hingegen machte sich auf den Weg nach Stockholm.

Gustav machte sich den Rückzug des Vice-Königs, als ein verständiger Kriegs-Mann, zu Nutzen,

tzen, er ging über den Fluß, und rückte gerades Weges auf die Festung Westeras loß. Die Dänen, die darinnen in Besatzung lagen, hatten doch das Herz ihn anzugreifen. Aber er hieb sie in die Pfanne, und seine Dalekarlier drungen nebst den Flüchtlingen in die Stadt ein. Kaum hatten sie sich derselben bemächtiget, so trenneten sie sich unter Begünstigung der Nacht aus einander, und fingen an zu plündern, ohne daß ihre Officiere im Stande waren, sie aufzuhalten. Der Dänische Stadthalter, der diese Unordnung gewahr wurde, that abermals an der Spitze seiner Besatzung einen Versuch auf sie, und steckte etliche Häuser in Brand, um die Unordnung noch zu vermehren. Es kostete den Dänen keine sonderliche Mühe, etliche Dalekarlier zu tödten, welche sich so betrunken hatten, daß sie nicht den geringsten Widerstand thun konnten. Gustav, der von der Verwirrung Nachricht erhalten hatte, begab sich eilends in die Stadt, nahm die zerstreueten Schweden zusammen, trieb die Dänen bis in das Schloß zurück, und behauptete auf solche Weise die Stadt, deren er sich bemeistert hatte. Es würde den Gustav gar zu lange aufgehalten haben, wenn er die Belagerung des Schloßes hätte unternehmen wollen. Er ließ es also um und um einschliessen, und machte die erforderliche Anstalt, um zu verhindern, daß nichts von Hülfs-Völkern in den Ort hineingebracht werden konnte.

Es hatte das Ansehen, als ob die Einnahme der Stadt Westeras das Zeichen wäre, das man festgesetzt habe, um es in ganz Schweden zu einem

Aufstande zu bringen. Unterschiedene von den vornehmsten Herren des Reichs traten auf Gustavs Parthey, und vermehreten durch die Hülfs-Völker, die sie herbeybrachten, sein Kriegs-Heer auf eine so ansehnliche Weise, daß er sich im Stande befand, verschiedene Unternehmungen zu einerley Zeit auszuführen. Die Vornehmsten unter den grossen Herren, die sich bey ihm eingefunden hatten, schickte er in ihre Provinzen zurück, und gab ihnen ansehnliche Haufen von seinem Kriegs-Volke zu ihrer Begleitung, welche ihnen zu Beförderung eines allgemeinen Aufstandes unter dem Volke hülfliche Hand leisten sollten.

Zu einer Zeit, da es schien, als ob alle Umstände zu dem Vorhaben Gustavs beförderlich wären, und die Sachen alle so gut eingerichtet waren, als er sich nur immer wünschen konnte, sahe er sich gählinge von seinem getreuen Kriegs-Volke auf eine gewisse Zeit beynahe gänzlich verlassen. Die Dalekarlischen Bauern baten sich bey ihm Urlaub aus, und begaben sich ihrer Erndte wegen nach Hause. Gustav konnte und durfte dem Verlangen solcher Leute, die ihm freywillig dieneten, nicht zuwider seyn. Er willigte dahero in ihre Heimreise auf die Versprechung, die sie ihm gaben, daß sie, so bald als die Erndte vorbey seyn würde, in noch grösserer Anzahl wieder bey ihm erscheinen wollten.

Gustav blieb in der Stadt Upsal, welche der Mittelpunkt seiner Eroberungen war, mit sechs hundert Mann Fuß-Volk, und einer einzigen Compagnie

pagnie Reuterey. Da der Erz-Bischof von dieser Stadt, der in Stockholm war, die Nachricht erhalten hatte, was für eine geringe Anzahl von Leuten bey Gustaven geblieben wäre, faßte er den Entschluß, ihn nebst seiner Mannschaft aufzuheben. Er zog daher wider ihn aus mit drey tausend Dänen von der Besatzung in Stockholm, die der Vice-König ihm gab. Gustav erfuhr seine Ankunft nicht eher, als zwo Stunden vorher, ehe er an den Thoren von Upsal sich sehen ließ. Da er nun in einer Stadt, die von allen Seiten offen stund, und deren Einwohnern er nicht viel gutes zutrauete, mit so wenig Leuten ohnmöglich drey tausend Dänen die Spitze bieten konnte, so zog er sich mit seinem Volke aus der Stadt, und warf sich in den Wald von Nastan. Die Bemühung des Bischofs, ihn in seinem Zufluchts-Orte anzugreifen, war ganz und gar vergeblich. Ohne sich vor der grossen Anzahl seiner Feinde zu entsetzen, hielt er beynahe ganz allein ihre Angriffe mit der grösten Tapferkeit aus. Sein Stallmeister rannte auf einem hitzigen Pferde, das er nicht regieren konnte, mit aller Gewalt an ihn, und warf ihn in das Wasser. Seine Leibwache half ihm wieder auf das Pferd, und ohne sich von der vorhandenen Gefahr irre machen zu lassen, machte er die Anstalten so gut, daß sich sein Volk in guter Ordnung zurückzog. So bald als er sahe, daß seine Leute in Sicherheit waren, dachte er nun auch auf die seinige, nachdem er bey dieser Gelegenheit nicht mehr als zehen bis zwölf Reuter eingebüsset hatte.

Die Gefahr, welche Gustaven gedrohet hatte, veranlassete die Schweden insgesammt, die nur auf eine kurze Zeit von ihm weggegangen waren, daß sie sich wieder bey ihm einstelleten. In einer Zeit von etlichen Tagen befand er sich aufs neue an der Spitze eines zahlreichen Kriegs-Heers, und nunmehr war die Reihe an ihm, auf den Erz-Bischof von Upsal anzurücken. Dieser ließ es darbey bewenden, daß er ihn in die Flucht gebracht hatte. Er nahm seinen Weg zurück nach Stockholm, und zog mit einer solchen Zuversicht, als ob er Gustaven zum Kriegs-Gefangenen gemacht hätte. Der letztere erreichte ihn auf seinem Wege, da er sich dasselbe am allerwenigsten versahe. Die Dänen wurden von allen Seiten umringet. Der gröste Theil derselben wurde in die Pfanne gehauen, und der Ueberrest, der nicht mehr als den sechsten Theil betrug, hatte seine Rettung lediglich und allein der Flucht zu danken.

Nach dem erfochtenen Siege zog Gustav wiederum in Upsal ein, und nachdem er daselbst alles sein Kriegs-Volk zusammen gezogen hatte, so machte er sich auf den Weg nach Stockholm. Der Erz-Bischof, der seit einiger Zeit daselbst angelanget war, hielt es nicht für rathsam, sich in einer Stadt einzusperren, die mit einer Belagerung bedrohet wurde. Der Vice-König, der eben nicht mehr Herzhaftigkeit besaß, und eben so sehr um seine Umstände, als jener besorgt war, wenn er in die Hände der Schweden gerathen würde, richtete sich nach seinem Beyspiele; Da sie nun beyderseits die Aufsicht über Stockholm den Händen eines

alten

alten Kriegs-Bedienten übergeben hatten, welcher über die Besatzung zu gebieten hatte, so begaben sie sich auf die Flucht nach Dänemarck. Nach der Entweichung des Erz-Bischofs, und des Vice-Königs war Gustav ziemlich Herr über das ganze Königreich, und da er sich itzt im Begriffe befand, die Haupt-Stadt desselben zu belagern, so rufte er die Stände des Reichs zu einer allgemeinen Versammlung, die zum Theil aus den Officieren seines Kriegs-Volkes bestund, worinnen er zu einem unumschränkten Administrator ernennet wurde.

Hier siehest du also, werthester Yn-Che-Chan, den ersten Zeitpunkt von der Befreyung Schwedens, und von der gänzlichen Zernichtung der Dänischen Macht in demselben. In meinem nächsten Briefe will ich dir schreiben, wie dieser weltberühmte Gustav sich sein günstiges Glück zu Nutzen machte, die Krone Schweden seinem Hause erblich zueignete, die Geistlichkeit wegen der Noth, die sie dem Königreiche zugefüget hatte, strafte, und nicht nur in den Sitten, sondern auch in der Religion der Schweden eine Aenderung veranlassete. Lebe wohl.

Stockholm ——

Der hundert und funfzehende Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

Das Vergnügen, liebster Yn-Che-Chan, über den glücklichen Ausgang, welchen Gustav in seinen bisherigen Unternehmungen gehabt hatte, wo-

wovon ich dir in meinem vorhergehenden Briefe Nachricht ertheilet habe, wurde ihm gar sehr durch die traurige Zeitung verbittert, die dieser Held von der grausamen Hinrichtung seiner Mutter und seiner Schwester erfuhr. Der unbarmherzige Christiern gerieth über den Verlust eines Reiches, das ihm Gustav durch seine schnellen Eroberungen entwendete, in die äuserste Wuth, und ließ die itztgenennten beyden vornehmen Damen in einen Sack stecken, und in die See werfen. Mit dieser ersten Rache war der Unmensch noch nicht zufrieden. Er ertheilte den Dänischen Officieren, welche in den für ihn noch übrig gelassenen Schwedischen Orten in Besatzung lagen, den Befehl, alle Schweden, die unter seinem Kriegs-Volke waren, hinzurichten. Dieser unmenschliche Befehl wurde mit aller möglichen Strenge vollstrecket, und die Dänen, welche bey dieser Gelegenheit eben so unbarmherzig, als ihr regierendes Oberhaupt waren, liessen ihre mörderische Wuth mit kaltem Blute an einer unendlichen Anzahl von elenden Leuten aus, die sich musten todtschlagen lassen, ohne daß sie sich wehren konnten. Der Lands-Hauptmann von Abo, der Haupt-Stadt in Finnland, that sich unter den Henkers-Knechten und Mördern der entwafneten Schweden am meisten hervor; Er ließ verschiedene Finnländische Edelleute aus seinem Bezirke ums Leben bringen.

Gustav, der über die Nachricht von dem Todte seiner Mutter und seiner Schwester in die äuserste Betrübniß gerieth, und dem die unerhörte Grausamkeit, die man an so vielen unglückseligen Schwe-

den

den ausgelassen hatte, auf das allerempfindlichste zu Herzen ging, gab die Verordnung, daß man gleiches mit gleichem vergelten, und alle Dänen ohne Gnade und Barmherzigkeit niedermachen sollte. Durch eine so strenge, doch aber auch gerechte Verordnung machte er Christiernen bey seinen Unterthanen, die er vermittelst seiner Grausamkeit einer solchen blutigen Wiedervergeltung Preiß gegeben hatte, immer mehr und mehr verhaßt. Was Gustav schon lange Zeit vorher gesehen hatte, dasselbe traf richtig ein. Die Dänen, die schon sonst wegen der tyrannischen Regierung Christiernens in Verzweiflung gerathen waren, verabscheueten ihn nun um desto mehr. Endlich verging ihnen die Gedult über seinen Grausamkeiten, und bey den ausschweifenden Abgaben, die er ihnen zumuthete, damit er die Unkosten bestreiten konnte, die ihm der Krieg, den er in Schweden führete, verursachete. Es erhub sich daher wider ihn ein Aufstand. Die Einwohner der Landschaft Jütland waren die ersten, welche zu den Waffen griffen. Alle übrigen Dänen folgeten alsbald ihrem Beyspiele, und setzten den Herzog von Holstein, Friedrichen von Oldenburg, auf den Thron. Christiern sahe sich genöthiget, aus seinen Staaten zu fliehen. Er setzte sich mit seiner Gemahlinn, seinen Kindern, und seiner Beyschläferinn Sigbritta zu Schiffe. Die letztere war zum Theil Ursache an seinem Unglücke durch die schlimmen Anschläge, die sie ihm in den Sinn gab, und genoß von ihm gleichwohl eine ganz besondere Liebe, ohngeachtet die Gebrechen ihres Körpers, und ihres Gesichts eben so widerwärtig, als die Fehler ihres Verstandes waren.

Dieser durch seine eigene Schuld unglückliche Fürst nahm seine Zuflucht nach Flandern, wo er bey dem Kayser Karln dem Fünften seinem Schwager vergebens um Hülfe ansuchte.

Nach dem Friedrich in Dänemark auf den Thron gestiegen war, so schickte er einen Abgesandten an den Senat in Schweden, um demselben den Antrag zu thun, daß er sich dem Vergleiche von Calmar unterwerfen, und die Wahl Gustavs widerrufen sollte, weil sie dem gemeldeten Vergleiche schnurrstracks zuwider wäre. Der Senat und der Adel in Schweden waren der Meynung, man sollte dem Gesandten gar nicht den Eintritt in das Königreich verstatten, und ihn schlechterdings nicht anhören. Aber der kluge Gustav, der sich auf eine vortrefliche Weise alles zu Nutzen zu machen wuste, wovon ein anderer mit nicht so grosser Staats-Klugheit versehener Mann, als er, vielleicht den grösten Schaden haben konnte, war ganz anders gesinnet. Er ließ dem Gesandten mit der grösten Achtung begegnen, und ihn herrlich bewirthen. Hernach ließ er ihn in eine allgemeine Versammlung aller Stände des Reichs führen, und nicht allein seine Wahl in der Gegenwart desselben auf das neue bestätigen, sondern auch durch eben diese Stände eine feyerliche Verordnung aufsetzen, wodurch ihm fernerhin freye Macht und Gewalt gegeben wurde, Krieg, oder Friede zu machen, ohne daß er genöthiget wäre, irgend eine neue Versammlung zusammen zu rufen. Eben diese Verordnung brachte auch noch mit sich, daß man die Feinde des Königes Gustavs schlechthin,

hin, und ohne alle weitere Umstände für Feinde der Nation erkennen wolle.

Gustav behielt den Abgesanden noch eine Zeitlang bey sich; Er stellte in desselben Gegenwart eine allgemeine Musterung seines Kriegs-Volkes an, und zeigte ihm, unter dem Vorwande ihm eine Ehre zu erweisen, daß er nicht nur in Ansehung der Dänen nicht die mindeste Furcht habe, sondern daß er auch durch seine Macht selbst im Stande wäre, ihnen angst und bange zu machen. Gustav achtete es für rathsam, diesem Abgesandten bey seiner Rückreise einen von seinen Officieren zur Begleitung mitzugeben, der mit ihm bis nach Koppenhagen unter dem Namen eines Abgeordneten von Schweden ging. Dieser Officier verhielt sich den Befehlen, die ihm aufgetragen worden waren, vollkommen gemäß. Er that Friedrichen die Vorstellung, daß er vielmehr darauf sinnen möchte, wie er mit Gustaven in ein Bündniß träte, damit er im Stande wäre, sich den Unternehmungen entgegenzustellen, welche Christiern vielleicht zu Wiedererlangung seiner Krone anfangen möchte: Dieses würde besser seyn, als wenn er einen verderblichen Krieg anfangen wollte, der weiter zu nichts dienete, als daß er ihn ausser Stand setzen würde, die nur kürzlich eingenommenen Länder zu behaupten. Diese Gründe fanden bey Friedrichen Gehör, und er schloß mit den Schweden wider Christiernen einen Vergleich, wobey er es vollkommen aufrichtig meynete.

Da nunmehr Gustav nicht allein von allen Schweden, sondern auch von seinen Nachbarn, und von solchen, welche allein ihm hätten Schaden thun können, für einen rechtmäsigen König erkannt worden war, so richtete er seine Gedanken vorzüglich darauf, daß er dem Königreiche Schweden eine andere Gestalt gab. Er wollte den Frieden und die Ruhe in seinen Staaten auf einen festen Fuß setzen. Hierzu durfte er sich keine gegründete Hofnung machen, so lange die Bischöfe und die Geistlichkeit noch bey derjenigen Gewalt blieben, die sie bis anher gehabt hatten. Ueber dieses sann er auf die allergrösten Entwürfe, die auf keine andere Weise, als durch die Entkräftung einer Parthey ausgeführet werden konnten, welche Schweden vielleicht bey der ersten Gelegenheit in eben diejenigen unglückseligen Umstände, mit welchen sie eine so lange Zeit zu kämpfen gehabt hatten, noch einmal versetzen würde. Seine erste Arbeit war, dasselbe den Senatoren nach und nach beyzubringen. Wie er glaubte, daß er dieselben so ziemlich auf den Punkt geleitet hatte, wohin er sie gern haben wollte, so machte er sich zu erst über die Geistlichkeit der zweyten Ordnung her, damit er hernach mit den Bischöfen desto leichter fertig werden möchte. Er ließ von Zeit zu Zeit allerhand öffentliche Verordnungen wider die Pfarren, zum Besten der Unterthanen, ergehen. Hiermit richtete er die Sachen also ein, daß auch einem jeden Einwohner an der Demüthigung der Geistlichkeit, und an der Verringerung ihrer Einkünfte etwas gelegen war.

Nachdem Gustav die Sache wegen der Dorf-Pfarren in Richtigkeit gebracht hatte, so kam die Reihe auch an die Bischöfe. Er bediente sich des Vorwandes zu Bestreitung der Unkosten, die er anzuwenden genöthiget würde, wobey er aber gleichwohl den Unterthanen nicht zur Last fallen wollte; Und zog von den Zehenden, die den Bischöfen und den allerreichsten Aebten zugehörten, für den Unterhalt des Kriegs-Volkes zwey Drittheile ab. Diese Einrichtung ließ er durch eine Verordnung des Senats bestätigen. Dadurch konnte er gleichwohl nicht vermeiden, daß die Geistlichen, die man auf einer so empfindlichen Seite angrif, nicht alles thaten, was ihnen nur immer möglich war, um das Volk zu einem Aufstande zu verleiten. Sie brachten es auch wirklich so weit, daß sie einige Unruhen in gewissen Dörfern erregten, wo Gustav einen Theil der daselbst vorhandenen Glocken hatte wegnehmen lassen, die wegen ihrer grossen Anzahl nicht den allermindesten Nutzen schaften, und weiter zu nichts dieneten, als daß sie einen unnöthigen Lärmen machten. Wenn es möglich gewesen wäre, so hätten sie es mit ihren aufwieglerischen Unternehmungen gern weiter getrieben. Aber sie hatten mit einem sehr muntern und wachsamen Fürsten zu thun, der von ihren Absichten vollkommene Wissenschaft hatte, und ihnen das Handwerk sehr gut zu legen wußte.

Die Mißvergnügten, worunter der gröste Theil lauter Bauern waren, liessen sich durch ihre Pfarren aufhetzen, daß sie den Entschluß faßten, sich des Jahrmarkts zu Upsal als einer Gelegenheit zu bedienen, wo sie sich versammlen, und wenn sie

beysammen seyn würden, zu den Waffen greifen wollten. Ein Geschichtschreiber, der von den Staats-Angelegenheiten in Schweden auf eine überaus unpartheyische Art geschrieben hat, beschreibet das kluge Verfahren, welches Gustav beobachtete, um dem damaligen Aufstande zu wehren, der durch die Geistlichen angestiftet wurde. „Dieser Prinz, schreibet er *, begab sich in eigner „Person auf diesen Jahrmarkt an der Spitze eines „Haufens Reuterey. Seine unvermuthete Ankunft erschreckte die unruhigsten Köpfe, und „machte, daß sie zitterten und bebeten. Gleich „zum Anfange redete er sie mit einer gewissen an„sehnlichen und hohen Mine an, und zeigte ihnen „das Gesicht eines Fürsten, der das Recht hat zu „gebieten, und die Kunst versteht, die Leute zum „Gehorsam zu bringen. Er fragte sie mit einer „sträflichen Stimme, wer ihnen den Auftrag ge„than hätte, sich um die Regierung zu beküm„mern, daß sie sich in Sachen mengten, die sie „nicht verstünden, und die Berathschlagungen des „Senats tadeln wollten: Ob sie es denn verges„sen hätten, daß die Geistlichkeit insgesammt, „und sonderlich die Bischöfe, ärgere Feinde ihres „Vaterlandes, als selbst die Dänen wären. Nach „diesem sagte er ihnen, um sie zu gewinnen, und „für sein Verfahren bey ihnen einen Beyfall zu er„wecken, er habe bey der Verordnung, die er ge„meinschaftlich mit dem Senate in Ansehung der „Zehenden ausgefertiget, weiter nichts, als ihre „Erleichterung zur Absicht gehabt; Und da es

„die

* Der Abt Vertot in der Histoire des Revolutions de Suede, Tom. II. p. 69.

„ die unumgängliche Nothwendigkeit erfordere, die
„ Lübecker zu bezahlen, so habe man sich lieber
„ durch die Einkünfte der Geistlichkeit helfen, als
„ ihnen durch neue Abgaben eine schwere Last auf-
„ legen wollen. Gustav schmeichelte sich mit der
„ Hofnung, durch diesen Vortrag sie zu besänfti-
„ gen, und es dahin zu bringen, daß sie seiner
„ Meynung beytreten sollten. Aber der Pöbel er-
„ hub ein unbändiges Geschrey, und ließ sich ver-
„ nehmen, er werde es nimmermehr zugeben, daß
„ man in der Religion eine Aenderung machete,
„ oder ihre Glocken, und das Silbergeschirr aus
„ ihren Kirchen wegnähme. Durch dergleichen
„ Kühnheit wurde Gustav zum Zorne gereitzet,
„ und ertheilte seinen Soldaten den Befehl, auf
„ die Aufwiegler Feuer zu geben. Diese Bauern
„ entsetzten sich über den Anblick der Reuter, die
„ ihre Karabiner herzhaft an die Backen legten,
„ um auf sie zu feuern, sie fielen nieder auf die
„ Knie, und baten demüthig um Gnade. Gustav
„ ließ die ärgsten Räthelsführer unter ihnen gefan-
„ gen nehmen. Die übrigen verkrochen sich unter
„ dem Haufen, oder machten sich in der Dunkel-
„ heit aus dem Staube. Die Versammlung zer-
„ streuete sich in einem Augenblicke, und ein jeder
„ entfernete sich in gröster Eil, voll Hochachtung
„ und Furcht gegen einen Fürsten, der die Leute
„ so gut zum Gehorsam zu bringen wuste."

Durch ein ähnliches kluges Verfahren zerstörete Gustav noch etliche andere Aufstände, welche durch die Geistlichen waren angestiftet worden. Nach der Zeit sahe er sich in dem Stande, daß er mehr

Gewalt brauchen, und nicht so gar behutsam handeln durfte. Alsdenn ließ er mit Genehmhaltung der Reichs-Stände eine Verordnung ergehen, worinnen den Bischöfen anbefohlen wurde, die Festungen, die sie im Besitze hatten, ungesäumt an seine Officiere zu übergeben, und den Besatzungen, die sie zu unterhalten pflegten, den Abschied zu ertheilen. In eben dieser Verordnung stund auch, daß die Bischöfe künftighin nicht weiter in dem Senate einen Platz haben sollten, weil das Amt eines Senators sich nicht zu der Bischöflichen Würde schickete, und die Staats-Geschäfte es den Geistlichen nicht erlaubten, ihren eigentlichen Beruf gehörig abzuwarten. Desgleichen wurde nach dem Innhalte der Verordnung alles überflüßige Silbergeschirr, um zur Nothdurft des Staats gebraucht zu werden, aus den Kirchen herausgenommen, und alle Güter, welche die Geistlichkeit durch Gestifte erlangt hatte, wodurch aber der Untergang des Vaterlandes befördert, und dem Adel sowohl, als dem Bürger-Stande Schaden zugefüget wurde, wiederum mit den Kammer-Gütern des Fürsten vereiniget.

Als Gustav diesen wichtigen Streich ausgeführet hatte, so blieb er noch nicht einmal dabey stehen. Er hatte es schon seit einer langen Zeit im Sinne, Schweden von dem Joche des Römischen Pabstes zu befreyen. Unaufhörlich erinnerte er sich mit größtem Abscheu der unbeschreiblichen Trübsale, in welche der Römische Hof dasselbe versetzet hatte. Er konnte die Grausamkeiten gar nicht vergessen, welche Christiern, und die Dänen in Vollstreckung

der

der Bulle, die den Administrator in den Bann that, verübet hatten. Es überfiel ihn allemal ein kalter Schauer, so oft er an den Todt seines Vaters, und an die Hinrichtung des ganzen Senats dachte, wozu diese blutgierige Bulle den Vorwand hergegeben hatte. Die Geistlichen gaben ihm selbst die Mittel an die Hand, den Römischen Stuhl zu bestrafen, und er rächete sich wegen Schweden durch eben dieselben Geistlichen, die es eine kurze Zeit vorher in die äuserste Noth gebracht hatten.

Luther hatte allerhand Schüler, welche seine Lehrsätze in Schweden mit gutem Erfolge bekannt gemacht hatten. Gustav war ihnen unter der Hand in ihrem Vorhaben beförderlich gewesen, und hatte sie wider die Bischöfe geschützet. Nach der öffentlichen Urkunde, welche das Ansehen dieser Prälaten ganz und gar zernichtete, nahm er die Larve ab, bekannte sich öffentlich zu dem Lutherischen Glauben, und machte sich an der Spitze eines Haufens Reuterey auf den Weg, um in allen Provinzen des Reichs herumzugehen, und daselbst die neue Religion einzuführen. Er hatte in seinem Gefolge unterschiedene sehr gelehrte Lutherische Lehrer, die er in den vornehmsten Kirchen öffentlich predigen ließ. Ganz Schweden war, so zu sagen, in einem einzigen Augenblicke Lutherisch. Der König, die Senatore, die Bischöfe, und der ganze Adel bekannten sich öffentlich zu dieser Lehre. Die Klugheit, der unermüdete Eifer, und der beherzte Muth Gustavs machten gar bald einigen geringen Empörungen ein Ende, welche gleichsam die letzte Kraft der schlimmen Gemüths-Neigung der Einwoh-

wohner in Schweden waren, wo von nun an alles immer ruhiger zu werden anfing.

Gustav hatte, um vollkommen glücklich zu seyn, weiter nichts mehr übrig, als daß er sahe, wie die Krone in seiner Familie erblich würde, und daß er von der Bekümmerniß, in welcher er sich wegen Christiernens befand, gänzlich frey würde. Das Glück war ihm in diesen beyden Punkten überaus günstig. Christiern, dem die Zeit bey seinem Aufenthalte in den Niederlanden zu lang wurde, wollte es versuchen, in Norwegen an das Land zu steigen. Alle seine Unternehmungen gelungen ihm so übel, daß er genöthiget wurde, sich seinen Feinden zu ergeben, und die Gnade Friedrichs anzuflehen. Kaum aber langte er zu Koppenhagen an, so wurde er auf das Schloß Sunderburg gefangen gesetzt. Nachdem er daselbst vierzehen Jahre lang eingesperret gewesen war, so muste er, um sich seine Gefangenschaft ein wenig erträglicher zu machen, auf die Kronen Dänemark, Schweden und Norwegen völlig Verzicht thun. Gustav, der sich nun alle seine Feinde vom Halse geschaffet hatte, rufte die Stände des Reichs zusammen. Er stellte der Versammlung die Dienste, die er dem Königreiche geleistet hatte, und das Ungemach, das ordentlicher Weise eine Folge von den Ränken und Partheyen ist, die man bey der Wahl der Landes-Herren anzuzetteln pfleget, auf eine so nachdrückliche Weise vor, daß die Reichs-Stände insgesammt demüthigst, und sogar mit vollkommenem Vergnügen in die Unterdrückung des Rechts zu wählen einwilligten, und sich gefallen liessen, die Krone dem Hause Gustavs erblich

erblich zu überlassen, welches hernach bis auf Karln den Zwölften ununterbrochen in Schweden geherrschet hat.

Hier siehest du, werthester Yn-Che-Chan, was für ein Herr dieser weltberühmte Gustav gewesen ist, der sein Vaterland von dem Joche der Ausländer, und von der Tyranney der Geistlichen befreyet, der Schweden gegen alle seine Feinde furchtbar gemacht hat, und der, nach meinen Gedanken, ohne Widerrede der gröste Held gewesen ist, welchen der Erdkreiß jemals gehabt hat.

Mich dünkt, ich habe dir den Zustand der Schweden in den vergangenen Jahrhunderten so deutlich und zur Gnüge beschrieben, daß ich nunmehr, ohne mich länger dabey aufzuhalten, zu dem schreiten kann, was diejenigen angehet, die in unsern Zeiten gelebet haben, und noch leben. Der Todt Karls des Zwölften hat gemacht, daß Schweden wiederum ein Wahlreich worden ist. Aber ehe ich von der Verfassung handele, in welcher sich dieses Reich gegenwärtig befindet, so will es vorhero nöthig seyn, daß ich dir von dem berühmten Karln dem Zwölften, der in der Welt so grosses Aufsehen gemacht hat, und dessen Handlungen gröstentheils etwas ausserordentliches an sich haben, meine Gedanken aufrichtig eröfne. Lebe wohl.

Stockholm ——

Der hundert und sechszehende Brief.

Sioen-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

So wenig Juden, werthester Yn-Che-Chan, in China zu sehen sind, so groß ist hingegen ihre Anzahl in Deutschland. In unserm glücklichen Vaterlande kennet man die Juden heut zu Tage kaum; wiewohl sie sich niemals in grosser Anzahl darinnen befunden haben. Unter der Dynastie der Han, welche zwey hundert und sechs Jahre vor der Geburt des Gesetzgebers der Christen zu regieren anfing, schlichen sich wohl etwan einige Israeliten hier und da in China ein. Aber an statt sich daselbst zu vermehren, wie es sonst an allen andern Orten ihre Art ist, wurden sie unvermerkt immer weniger. Heut zu Tage sind in dem ganzen Reiche nicht mehr, als noch sieben Familien übrig, die sich immerfort unter einander selbst durch Heyrath verbinden, und in Caifong, welches die Haupt-Stadt der Provinz Honan ist, eine einzige Synagoge haben. In Deutschland hingegen haben sich die Juden ganz ausserordentlich vermehret. Dieses kommt mir sehr seltsam vor. Denn in diesem Lande hat man sie gar oft verfolget, und dieses geschiehet immer noch fast alle Tage, mehrmals sogar unter theils ungegründetem, theils lächerlichem Vorwande. In China hingegen hat man sie allezeit eine sehr grosse Ruhe geniessen lassen, und ist mit ihnen also umgegangen, wie es sich gebühret,

mit Leuten umzugehen, welche verlangen, daß man ihnen die Freyheit verstatten soll, dasjenige zu thun, was ihr Gewissen ihnen als nothwendig zu ihrer Wohlfahrt und Glückseligkeit vorstellet.

Du kannst gar nicht glauben, liebster Yn-Che-Chan, wie unmenschlich und grausam die Europäer zu manchen Zeiten mit den Juden umgegangen sind, wobey sie sich immer des scheinbaren Vorwandes bedieneten, sie zu der wahren Religion zu bringen, und wegen gewisser ausgesonnener Verbrechen zu bestrafen, die diesen armen Leuten niemals in den Sinn gekommen waren. Ich habe auf meinen Reisen unterschiedene sehr gelehrte Juden gekannt, ich habe mich sorgfältig nach ihrer Religion, und nach ihren vornehmsten Gebräuchen erkundiget. Ich habe aber niemals etwas erfahren können, das allen den lächerlichen Erzählungen nahe gekommen wäre, welche gewisse Christliche Schriftsteller unter die Leute gebracht, die mit Fleiß allerhand läppische Fabeln in ihre Bücher geschrieben haben, um die gräulichen Verfolgungen, die diese armen Leute unter ihnen auszustehen gehabt, einigermassen zu entschuldigen.

Nichts ist nach meinen Gedanken ungereimter, als die Klage, welche die Christen wider die Juden unaufhörlich wiederholen. Sie geben ihnen Schuld, daß sie ihre ärgsten Feinde sind. Aber man müßte wahrhaftig alle Juden in Weltweisen verwandeln wollen, und verlangen, daß aus einem jedweden unter ihnen ein Sokrates, oder ein Epicket werden sollte; Ausserdem frage ich, ob sich wohl ein

vernünftiger Mensch vorstellen könne, daß die Juden Umgang haben können, solche Leute nicht zu hassen, die sie aus ihren Häusern verjagen, ihnen das Ihrige nehmen, sie bestehlen, todtschlagen, ohne Aufhören predigen, man müsse sie ganz und gar vertilgen und ausrotten. Ich habe es seit einer langen Zeit wahrgenommen, daß durchgängig alle Völker von Europa in gewissen Dingen nicht anders reden, als wenn es ihnen an gesunden Menschen-Verstande fehlte. Doch habe ich sie in keinem Stücke so arg, als bey dieser Gelegenheit ausschweifen sehen.

Nicht etwan nur unwissende, und aus dem geringen Pöbel herstammende Leute sind es, welche behaupten, daß man die Juden verfolgen müsse. Sogar Gottesgelehrte, und grosse Bischöfe haben eine Menge Bücher geschrieben, worinnen sie beweisen wollen, daß man die armen Juden verfolgen, zu Sklaven machen, und ihnen Haabe und Gut nehmen müsse. Das allerkurzweiligste, und seltsamste bey der ganzen Sache ist also dieses, daß eben diese Gottesgelehrten, und Bischofe sich so gar sehr darüber beleidiget finden, wenn sie sehen, daß die Juden so frech sind, und die Christen hassen. Lasse dir einmal erzählen, wie sich ein gewisser Bischof über die Art und Weise, womit man den Juden begegnen solle, erkläret. Dieser Bischof hat in Europa, und vornemlich in Italien, den Namen eines Gelehrten vom ersten Range gehabt. Aber Leute von gesundem Verstande, und die wahrhaften Weltweisen haben ihn niemals für etwas anders, als für einen schwärmerischen Sammler der

aller-

allerlächerlichsten Mährgen angesehen. „ Die Juden, spricht er, sind es schlechterdings nicht „ werth, daß wir ihnen die Ehre wiederfahren, „ und sie unter uns wohnen lassen. Man sollte sie „ vielmehr, wie man immer im Sprichworte saget, „ bis an das Ende der Welt verweisen. Gesetzt „ auch, man trauet ihnen zu, daß sie einen Men„schen-Verstand haben, so sollte man ihnen doch „ wenigstens die gotteslästerlichen Reden nach„drücklich untersagen, und ihre Bücher, die mit „ lauter schändlichen Schmähungen angefüllet sind, „ in das Feuer werfen. Denn so lange sie noch „ das Buch, welches sie in ihrer Sprache den „ Talmud zu nennen pflegen, ganz behalten, so „ werden sie auch niemals aufhören zu lästern, uns „ zu hassen, und Uebels nachzureden, wenn sie „ gleich noch so fürchterliche Flüche und Eydschwü„re thun, weil sie sich beynahe gar kein Gewissen „ über so etwas machen. Der allerbeste Rath ist, „ man zwinge sie, daß sie das alte und neue Testa„ment lesen, und die heiligen Reden von der „ Kanzel, nebst der Auslegung der heiligen Schrift „ hören. Ueber dieses muß man ihnen allen Han„del und Wandel verbieten, sie zur Hand-Arbeit „ anhalten, und in Handwerken unterrichten, ob „ sie vielleicht durch harte und schwere Arbeit auf „ bessere Gedanken gebracht werden können. Un„terschiedene grosse Männer, die sich durch ihre „ Frömmigkeit sowohl, als durch ihre Gelehrsam„keit grossen Ruhm erworben haben, sind mit mir „ einerley Meynung *. „

Glau-

* Les jours Caniculaires de *Simon Majole* Eveque de Volture, traduit par *Rosset* Tom. II. pag. 45. Edit. in 4.

Glaubest du nun wohl, werthester Yn-Che-Chan, es sey der Natur des Menschen gemäß, gegen Leute, die in ihren Schriften eine so gelassene Sprache führen, eine herzliche Zuneigung zu hegen? Nicht wahr? Du hältst einen Juden für einen seltsamen Menschen, den man als ein Ungeheuer betrachten soll, der es werth ist, daß man ihn in der menschlichen Gesellschaft verabscheuet, wenn er nicht einen solchen Bischof zärtlich liebet, der eine so leutselige, so menschliche, und dem Gesetze der Natur so gemäße Sittenlehre prediget?

Du würdest dich, lieber Yn-Che-Chan, sehr betrügen, wenn du glauben wolltest, unter den Christlichen Gottesgelehrten, die in ihren Predigten beständig von Gedult, und Vergebung gegen die Feinde reden, sey dieser Bischof etwan der einzige, der eine solche Sprache führet. Ein angesehener Gottesgelehrter hat wider den Talmud der Juden ein Buch geschrieben. In dieser Schrift behauptet er auf die allermitleidigste, und andächtigste Weise, die nur immer möglich ist, man müsse die Synagogen der Juden gänzlich zerstören, und den Juden gar nicht gestatten, in Häusern zu wohnen, damit sie genöthiget würden, wie Landstreicher auf den öffentlichen Landstrassen herum zu leben, und irgend in einem elenden Pferde-Stalle zu schlafen. Er verlangt, man soll ihre Bücher verbrennen; Man soll die Rabbinen zum Todte verdammen, wenn sie sich ferner unterstehen, einige von ihren Glaubens-Genossen zu unterweisen; Man soll es allen Juden verbieten, mit Gelde umzugehen; Es soll ihnen gar nicht erlaubt seyn, im

Han-

Handel und Wandel Vergleiche zu machen. Er thut den Vorschlag, ihnen ihre Kleider zu nehmen, und sie gleich den Sklaven zu zwingen, daß sie graben, hacken, und im Acker arbeiten müssen. Endlich achtet er es der strengsten Gerechtigkeit gemäß, sie wegzujagen, und völlig auszurotten, wofern sie sich auf solche Bedingungen, die für sie noch gar zu gelind sind, nicht ergeben wollen. Ohne Zweifel wirst du, werthester Yn-Che-Chan, einräumen, daß ein Jude ein überaus stöckischer und unbeugsamer Mensch seyn müsse, wenn er die Grundsätze dieses Gottesgelehrten nicht eben so dem Völker-Rechte gemäß, als die Sätze des Bischofs achten will. O sind die Juden nicht ein hartes und bösartiges Volk! Sie bezeigen gegen die Christen, unter welchen sie doch beständig leben, gar keine zärtliche Liebe, da die Christen zu ihrem Besten, und um ihnen die Augen zu öfnen, sie mit einem heiligen Eifer vertilgen, und aus lauter Frömmigkeit in die Sklaverey versetzen, aus grossem Mitleiden ihnen in Pferde-Ställen ihre Herberge anweisen, und ihnen in gröster Andacht alles Haab und Gut nehmen wollen.

Ich würde nimmermehr fertig werden, werthester Yn-Che-Chan, wenn ich dir alle die friedfertigen und gutgesinnten Gottesgelehrten nach der Reihe herrechnen wollte, welche aus grossem Eifer für die Ehre GOttes behauptet haben, daß man die Juden mit Feuer ausrotten solle. Die berühmte und ehrwürdige Gesellschaft zu Placenz setzte eine Verordnung auf, worinnen sie nach dem Gutachten des ehrwürdigsten Paters Bernardin von Busti, und

noch sechs anderer frommer Mönche den Ausspruch that, daß es die Schuldigkeit eines jeden rechtschaffenen Christen sey, die Juden auszurotten. Laß dir die letzten Worte dieser Verordnung erzählen, welche doch in der That den Juden die Augen öfnen, und gegen die Christen wohlgemeynte Gesinnungen beybringen sollten *. „Aus den oben „angezeigten Gründen ist die ehrwürdige Akademie „der Herren Richter, und Docktoren der Stadt „Placenz der Meynung, daß man es mit dem „Gutachten des ehrwürdigen Paters Bernar„din von Busti halten, und demselben gemäß ei„nen Schluß fassen solle. Zu einem Zeugnisse da„von haben sie befohlen, ihr gewöhnliches Insie„gel darunter zu drücken, und daß gegenwärtige „Urkunde durch den Pater Prior unterschrieben „werden soll. Und ich Anton von Nicellis, „Docktor der Rechte, und Prior der ermeldeten „Gesellschaft habe mich eigenhändig unterschrie„ben.„

Man hat es nicht etwan nur in den neuern Jahrhunderten erlebet, daß die Europäer, und unter ihnen besonders die Geistlichen, sich durch allerhand solche Merkmale einer herzlichen Liebe, und eines frommen Mitleidens bemühet haben, den harten Sinn der Juden zu beugen, und ihnen jene Hochachtung und Liebe gegen die Christen, die sie nicht von sich selbst hatten, beyzubringen. Ambrosius, ein Bischof von Mayland, der zu einer Zeit lebte, da das Heydenthum noch im Schwange ging, und wo man sich folglich gar kein Gewissen machen,

* Ebenders. S. 200.

machen, oder sich schwer ankommen lassen durfte, Leute zu dulten, welche weiter nichts, als eine einzige ewige, und allmächtige Gottheit glauben, jagte die Juden aus Mayland, gab ihr Vermögen dem Pöbel zur Plünderung Preiß, und verfolgte sie aus lauter Heiligkeit bis auf das äuserste; Denn das must du wissen, daß die Europäer diesen Ambrosius unter die Heiligen zählen. Leute, die unter den Christen das Glück haben, nach ihrem Todte unter die Heiligen versetzet zu werden, sind ziemlich allemahl von der Art, daß sie aus Eifer für die Religion die Juden zu vertilgen und auszurotten trachten. Cyrillus, ein Patriarch von Alexandrien, und einer der grösten Heiligen, (denn wie kann man es anders vermuthen, da er eine grosse Anzahl von Juden mit Feuer und Schwerdt hat hinrichten lassen?) trieb seinen Eifer und seine gute Gesinnung gegen sie noch viel weiter, als Ambrosius. Er grif die Juden an der Spitze seiner Gemeine, die er zu diesem heldenmüthigen Kampfe ermuntert und angereitzet hatte, in ihrer Synagoge an. Er verjagte sie aus Alexandrien, und gab die Verordnung, daß man ihr Haab und Gut plündern, und wofern sie sich etwan zum Theil zur Wehre setzen wollten, ohne alles Bedenken sie ums Leben bringen sollte. Hier hast du also die rechte Art, wie man sich verhalten muß, wenn man sich bey den Leuten beliebt machen will. Leute mit guten Worten überreden, und vermittelst gegründeter Vorstellungen zu Annehmung seiner Meynungen bringen wollen, dasselbe heisset, sich als einen verhaßten Wüterich verhalten; Aber wer die Gewissen durch die Furcht des Todes, und durch

den

den Verlust zeitlicher Güter zwinget, derselbe wählet den richtigen Weg, die Herzen zu gewinnen. Ey! Wie viel war der Patriarch Cyrillus klüger, und verdiente es noch weit mehr, von den Juden geliebet zu werden, als jene beyden mit einem blöden Verstande versehenen Fürsten, die sich vorstelleten, in Religions-Sachen dürfe man dem Willen keines Menschen Gewalt anthun! Einer von diesen Fürsten hieß Theodorich, welcher sagte *: „ Ohngeachtet wir diese Irrthümer verwerfen, so „ dulten wir sie doch. Wir glauben nicht, daß „ wir berechtiget sind, zu verlangen, daß die Leu„ te von ihrer Religion abtreten, und eine andere „ annehmen sollen, weil es unmöglich ist, es durch „ Gewalt dahin zu bringen, daß die Menschen „ glauben, was sie sich zu glauben weigern, und „ welchem sie durchaus keinen Beyfall geben wol„ len. „ Der zweyte Fürst, der eben so unrichtig, als Theodorich dachte, war Theobald. Er schrieb an den Kayser Justinian **: „ So gut „ als die Gottheit es zuließe, daß mancherley Re„ ligionen in der Welt wären, eben so wohl ge„ traue er sich nicht, als ein bloser Mensch, wenn „ er gleich ein Fürst wäre, den Befehl zu erthei„ len, daß man nur einer einzigen beypflichten sol„ le. Er erinnere sich, gelesen zu haben, man „ müsse seine Opfer dem HErrn freywillig, und „ nicht aus Furcht vor den Oberherren, gekrönten „ Häuptern, und Obrigkeits-Personen darbrin„ gen. „

Hier

* *Cassiodor*. Lib. II. Ep. 27.

** Ebenders. Lib. IX. Ep. 26.

Hier haben wir also Fürsten, werthester Yn-Che-Chan, welche gar nicht recht vernünftig gedacht haben. Der Kayser Theodosius, ein Monarch, der vollkommen in der Gewalt der Geistlichen war, und dieselben beynahe eben so sehr, als ein sittsamer und tugendhafter Schüler seinen eigensinnigen Schulmeister, fürchtete, hatte schon weit vernünftigere Gedanken. Er that es dem Eifer des Ambrosius und Cyrillus nach. Der Kayser Justinian sorgte nicht allein für die Seeligkeit und Wohlfahrt der Juden, sondern auch aller andern Leute, die in Religions-Sachen nicht gerade so, wie er, zu denken gewohnt waren. Denn er achtete es sich für eine Schuldigkeit, dieselben zu tödten, in der festen Ueberzeugung, daß er hiermit ein sehr gutes und heilsames Werk thäte *.

Es haben sich in Europa eine sehr grosse Anzahl Fürsten gefunden, welche eben dergleichen vortheilhafte Gesinnungen für die Juden hegeten. Manche haben

* Quin se (Justinianus) infinitis caedibus praepostera hac pietate cruentavit, illud etiam pugnavit, ut in unam omnes convenirent de Christo sententiam, eaque specie religionis aliis vitam violavit, haud esse homicidium ratus, quod in alienae opinionis populares committeretur. Sic erat semper perdendis populis intentus, ut etiam cum conjuge Theodora ab his comminiscendis occasionibus nunquam desisteret. Nam ut erat maxima utriusque similitudo cupiditatum, sic etiam morum & improbitatis, licet palam discordiam simularent, ut subjectos impellerent in exitium. Erat Justiniano animus pulvisculo levior, huc atque illuc facile trahendus, praeterquam ad humanitatem, vel a turpi compendio abstrahendus. Assentatoribus cumprimis patefaciebat

haben deren mehr, als zweymal hundert tausend, durch Hunger, durch Durst, und durch Elend umkommen lassen, weil sie dieselben nöthigen wollten, sich taufen zu lassen. Andere haben sie, wie die tollen Hunde verfolget. Kurz, es ist nicht leicht eine Güte von dieser Art, welche die Juden nicht in reichem Maaße zu geniessen gehabt haben. Soll man nun bey solchen Umständen den Juden nicht nachsagen, daß sie ganz entsetzlich treulos, und äusserst verstockt sind, weil sie Leute, die mit ihnen so freundschaftlich umgehen, nicht lieben wollen?

Doch, wir wollen den Scherz bey Seite setzen, liebster Yn-Che-Chan. Ich kann mich des Lachens nicht enthalten, wenn ich der thörichten Forderung der Europäer nachsinne. Aber die Haut schauert mir, wenn ich bedenke, was für entsetzliche Wuth Menschen, die für gesittet und wohlgezogen angesehen seyn wollen, an armen elenden Leuten ausüben, die man um so viel mehr Ursache zu beklagen hat,

aures, quibus facile fore crederet, ut sublimis aliquando raptus aëra penetraret. Tribonianus illi adsidens, vereri se vehementer adfirmabat, ne ob singularem pietatem in cœlum improviso surriperetur; quam laudem, vel potius cavillum apud animum sic plane suum constanter habebat. *Procop. Historia Arcana* sive Ἀνέκδοτα. Ich bediene mich der lateinischen Übersetzung des Nicolaus Alemannus. Aus dieser Stelle wird man die herrlichen Tugenden dieses Justinianus, den gewisse schmeichlerische Geschichtschreiber so sehr gerühmet habrn, ersehen können. Desgleichen lernet man hieraus, die Gemüths-Art seiner Gemahlinn Theodora, und des Rechtsgelehrten Tribonians, der ein ärgerer Schmeichler, und niederträchtiger war, als der allerfalscheste Hofmann, und unartigste Mensch von der Welt.

hat, da sie blos deßwegen unglücklich sind, weil sie sich den Regungen ihres Gewissens gemäß verhalten. Es hat seine vollkommene Richtigkeit, daß man wenig Völker findet, die sich mit so grosser Gewißheit einbilden, die Wahrheit zu erkennen, als die Juden. Ist es denn nun nicht ganz natürlich, daß sie auf ihren Meynungen steif und fest beharren? Wenn man sie überzeugen will, daß sie sich in Irrthume befinden, so muß es durch gute, und tüchtige Gründe, keinesweges aber also geschehen, daß man mit ihnen wie mit Sklaven umgehet. Sanftmuth und Liebe macht den Verstand und das Herz eines Menschen geneigt, die Gründe anzuhören, deren man sich bedienen will, um ihn zu überzeugen. Gewaltthätigkeit aber macht die allersanftmüthigsten Menschen aufrührisch, und hindert sie, daß sie die allerdeutlichsten Beweiß-Gründe nicht annehmen, und ihres Beyfalls würdigen wollen. Hat also ein alter Schriftsteller nicht mit gutem Grunde gesagt *, daß die grimmigsten unter den unvernünftigen Thieren nicht so grausam gegen die Menschen, als diese gegen einander selbst verfahren. Lebe wohl, werthester Yn-Che-Chan.

Dreßden —

* Nullas infestas hominibus bestias, ut sunt sibi ferales plerique Christianorum, expertus. *Ammian. Marcell.* Lib. II. Cap. V. pag. 233.

Der hundert und siebenzehende Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

Je mehr ich, werthester Yn-Che-Chan, die Eigenschaften, die zu einem wahrhaften Helden, und grossen Fürsten erfordert werden, betrachte, desto mehr finde ich, daß Karl der Zwölfte weder für einen wahrhaften Helden, noch für einen solchen Fürsten angesehen werden darf, dem die Benennung eines grossen Prinzen mit Grunde der Wahrheit zukommt. Es ist wahr, dieser Monarch hat ausserordentliche Thaten gethan, er ist unerschrocken, herzhaft, edelmüthig, nüchtern, keusch gewesen, er hat jene äuserliche Pracht und Herrlichkeit gering geachtet, welche so viele gekrönte Häupter unglücklich macht, und sie dahin bringet, daß sie ihren Unterthanen unerträgliche Lasten auflegen. Aber neben seinen guten und löblichen Eigenschaften hatte er auch sehr beträchtliche Untugenden, welche jenen nicht nur das Gleichgewicht hielten, sondern sie auch ganz und gar überwogen. Was kann unglücklichen Unterthanen daran liegen, ob ihr Untergang auf eine, oder auf die andere Weise befördert wird, wenn man darauf umgehet, daß man sie in das traurigste und empfindlichste Elend versetzet? Die stetswährenden, gar oft ungerechten, fast immer unnützen, übel veranstalteten, und mit noch grösserem Ungemach verbundenen Kriege, welche Karl der Zwölfte unternahm, versetzten

setzten sein Königreich in die äuserste Noth. Die Schweden musten so beherzt seyn, als sie waren, wenn sie es hindern wollten, daß ihr Vaterland nicht ganz und gar zerrissen wurde, da sich ihr König bey Pultawa durch die Moskowiten hatte schlagen lassen, und der unbesonnene Einfall, es dem Alexander gleich zu thun, ihn nöthigte, seine Zuflucht in die Türkey zu nehmen.

Nachdem Karl der Zwölfte Pohlen ganz und gar erobert, und den Stanislaus auf den Thron gesetzet hatte, durfte er nur in seine Staaten zurückkehren, und darinnen sich zum Schieds-Richter von Europa machen, gleichwie dieses lediglich auf seinen Willen ankam, ob er es seyn wollte. Alsdenn hätte man ihm den Beynamen des Großen nicht verweigern können. Als Held hatte er ein ganzes Königreich erobert, und die Großmuth gehabt, es wieder zu verschenken. Als Vater seiner Unterthanen war er auf ihre Wohlfahrt und Glückseligkeit bedacht, und machte einen vortheilhaften Frieden; Als König machte er sich zum Mittler aller übrigen Monarchen in Europa. Wie groß wäre der Ruhm Karls des Zwölften gewesen, wenn er für sein Königreich so vernünftige, und so vortheilhafte Gedanken gehegt hätte! Aber als ein Mensch, der seine Unternehmungen lediglich und allein darauf einrichtet, daß er die Freude haben möge, Menschen hinrichten zu lassen, wagt er sich in das Mittel eines überaus grossen und weitläuftigen Reiches, ohne daß er weiß, wie er wiederum herauskommen soll, ja so gar ohne, daß er sich die Mühe giebt, den Unglücks-Fällen nachzu-

denken, die ihm vielleicht bey dergleichen Unternehmung begegnen könnten. Gewiß, liebster Yn-Che-Chan, je mehr ich das Verhalten Karls des Zwölften prüfe, desto weniger finde ich in mir eine Neigung, ihm den Namen eines Großen beyzulegen. Einem Gustav, einem Heinrich dem Vierten, einem Wilhelm dem Dritten gebühret dergleichen Beyname, keinesweges aber einem solchen Fürsten, der weiter nichts zu seinem Augenmerke hat, als es dem Alexander nachzuthun, und der ihm am Ende überaus schlecht nachahmet.

Es würde ein grösseres Glück für Karln den Zwölften gewesen seyn, wenn er sich durch die vernünftige Rede des Czars von Moskau hätte warnen lassen. Dieser Herr hatte ihm einen überaus vortheilhaften Frieden antragen lassen. Karl antwortete auf eine sehr hoffärtige Weise: Ich werde zu Moskau mit dem Czar davon sprechen. Wie diese Antwort dem Czar gemeldet wurde, so sagte er: „Mein guter Bruder Karl denkt, er „will immer so fort einen Alexander vorstellen; „Aber ich schmeichle mir, daß er an mir keinen „Darius finden soll.„ Er fand an ihm auch wirklich einen furchtbaren Ueberwinder, der ihm endlich so scharf zusetzte, daß er unter den Tartarn und Türken in der Irre herum lief, und daselbst eine unzählige Menge von Thorheiten beging. Kann man wohl dem grösten Theile der Handlungen, welche Karl der Zwölfte zu Bender vornahm, einen andern Namen geben? Für was soll man sonst jene Gattungen von Treffen ausgeben, die er den Janitscharen lieferte, welche ihm beygestanden, und

und mit ihm also umgegangen waren, wie es einem Könige gebühret? Wo ist wohl ein vernünftiger Mensch, der solche Arten von Angriffen und Vertheidigungen, nicht als Ausschweifungen, und als Unsinn ansehen sollte, da ein Mensch einem ganzen Kriegs-Heere nicht mehr als ein Duzend Officiere, sieben bis acht Bediente, und drey oder vier Küchenjungen entgegen zu stellen hat? Denn nachdem die Türken, die dreyhundert Soldaten, welche **Karln dem Zwölften** noch übrig geblieben waren, gefangen genommen hatten, so hatte er keine zahlreichern Völker, womit er eine Belagerung in seinem Hause aushalten konnte. Muß man also nicht sagen, daß der Bassa, welcher **Karln den Zwölften** bey dieser Gelegenheit gefangen nahm, vollkommen Recht hatte, wenn er sagte: **Das heißt, seine Tapferkeit an einem sehr unrechten Orte anbringen.**

Ich finde, daß **Karl der Zwölfte** die Regeln des Wohlstandes, und der Billigkeit zu manchen Zeiten eben so wenig, als die Vorschriften der Klugheit beobachtete. Wer sollte nicht den grösten Unwillen in sich empfinden, wenn er die schimpfliche und verhaßte Art bedenket, womit dieser Fürst sechzig alten eißgrauen Janitscharen begegnete, die zu ihm kamen, um sein Unglück zu verhindern, und noch dazu gar nicht in einer solchen Verfassung, wie sie sich eigentlich für Leute schickt, die, wie sie, das Recht hatten, in dem Tone eines Ueberwinders mit ihm zu reden, sondern in der Stellung eines Demüthigen, der sich eine Gnade ausbitten will, vor ihm erschienen? Diese sechzig ehrwürdigen

Greiße mit ganz weißen Bärten begaben sich in sein Haus, also, daß sie weiter nichts, als lange weiße Stäbe in ihren Händen hatten. Sie meldeten sich bey seinem Kanzler, und boten sich freywillig dazu an, daß sie dem Könige von Schweden als eine Leibwache dienen wollten. Und wenn er es verlangte, so wollten sie ihn bis Adrianopel begleiten, wo er persönlich mit dem Groß-Sultan sprechen könnte. Was antwortete Karl der Zwölfte auf dergleichen höfliche Anerbietungen? Lauter entsetzliche Grobheiten. Er ließ diese Janitscharen abweisen, ohne daß er sich die Mühe gab, mit ihnen selbst zu sprechen, und um den Schimpf, den er ihnen anthat, auf alle nur mögliche Weise zu vergrößern, ließ er ihnen sagen, wenn sie nicht ihrer Wege gingen, so wollte er den Befehl ertheilen, daß man ihnen den Bart abschneiden sollte. Dieses ist der allerempfindlichste Schimpf, den man einem Türken anthun kann. Heißt das nun nicht, den allergemeinsten Regeln des Wohlstandes, und der Erkänntlichkeit zuwider handeln, wenn man sich auf eine solche Art aufführet? Dergleichen Aufführung muß uns noch um desto seltsamer vorkommen, wenn man den Ursachen, die dazu Gelegenheit gaben, nachdenket. Karl der Zwölfte wollte durchaus nicht von Bender weggehen, weil er befürchtete, die Türken möchten ihn, bey der Durchreise durch Pohlen, an den König August ausliefern. Aber man that ihm dagegen den Vorschlag, wenn es ihm beliebte, so könnte er zu Schiffe gehen, und sich auf dem schwarzen Meere nach Constantinopel, von da aber nach Marseille begeben. Fürchtete er sich denn auch in Frankreich vor

einer

einer Gefangennehmung, wo man doch ganz gewiß seine Freyheit eben so sehr, als in Schweden selbst wünschete? Er hatte sich bey dem Sultan zu seiner Abreise tausend Beutel ausgebeten, und deren zwölf hundert bekommen. Solchergestalt erwieß man ihm ja mehr Güte und Freygebigkeit, als er selbst erwartete. Nachdem er diese ansehnliche Summe Geldes erhalten hatte, wollte er doch immer noch unter den Türken bleiben, und sie wider ihren Willen dazu zwingen, daß sie sich mit den Moskowiten in einen Krieg einlassen sollten. Alle diese Handlungen haben ziemlich das Ansehen, als ob sie von einem irrenden Ritter herkämen, wie er in den Helden-Geschichten beschrieben wird, und zeugen von einem Menschen, der auf Kosten der Vernunft, und des Blutes seiner Unterthanen einen grossen Namen in der Welt zu erhalten trachtet.

Karl der Zwölfte machte sich ein Vergnügen und eine Ehre daraus, daß er in Bender die Person eines Alexanders vorstellte. Denn seit der Schlacht bey Pultawa that er es jenem Macedonischen Tollkopfe auf eine ziemlich schlechte Art nach. Er würde ohne Zweifel mehr Vortheil gehabt haben, wenn er das kluge Urtheil, welches ein gewisser Französischer Dichter über jenen König ausgesprochen, als eine Warnung angenommen hätte, an statt, daß er das Blatt, auf welchem sich dieses Urtheil befindet, aus den Schriften des Französischen Dichters herausriß. Der Schriftsteller von dem Leben Karls des Zwölften erzählet diese seltsame Handlung *, und ich will die Verse, worüber der Schwedische Monarch so sehr in Zorn gerieth, hier

* *Voltaire*, Histoire de Charles XII. Tom. I. Liv. V. p. 287.

hier einrücken. Sie enthalten eine von den nützlichsten Anweisungen, die man gekrönten Häuptern geben kann, und es würde daher nicht unrecht seyn, wenn man sie ihnen jeden Tag zwey bis drey male vorläse.

Quoi donc! A votre avis fut-ce un fou,
qu'Alexandre?
Qui? Cet Ecervelé, qui mit l'Asie en cendre?
Ce fougueux l'Angeli, qui de sang alteré,
Maitre du monde entier, se croioit trop serré?
L'enragé qu'il etoit, né Roi d'une province,
Qu'il pouvoit gouverner en bon & sage prince,
S'en alla follement, & pensant être Dieu,
Courir comme un bandit, qui n'a ni feu, ni lieu;
Et trainant avec soi les horreurs de la guerre,
De sa vaste folie emplir toute la terre?
Heureux, si de son tems pour cent bonnes raisons
La Macedoine eût eu de Petites-maisons,
Et qu'un sage tuteur l'eût en cette demeure,
Par avis de parens, enfermé de bonne heure! *

Es

* Wie? Dieser Meynung nach wär Alexander gar
Ein Thor? —— Der Rasende, der Asien verheerte,
Der Schwärmer, dem der Stolz Sinn und Verstand verkehrte!
Für den die ganze Welt zu klein, zu enge war!
Der Tolle hatte ein ihm angeerbtes Reich,
Und, um berühmt zu seyn, durft' er es wohl regieren,
Doch er denkt, er sey Gott, läßt sich vom Stolz verführen,
Schweift überall herum, verbannten Räubern gleich,
Sucht Krieg, und alle Noth, wofür den Menschen graut,
In größter Raserey auf Erden auszubreiten.
O warum war denn nicht bereits zu seinen Zeiten
In Macedonien ein Tollhaus aufgebaut,
Um diesen Wüterich darinnen zu verschliessen,
So konnte er doch nicht so vieles Blut vergiessen!
Oeuvres de Boileau Satyr. VIII. v. 99-112.

Es wundert mich gar nicht, mein werthester Yn-Che-Chan, daß Karl der Zwölfte das Blatt, worauf diese Verse stunden, zerrissen hat. Er sahe sich mit gar zu lebhaften Farben darinnen abgemahlet. Dieses Gemählde war keinesweges geschmeichelt, sondern der Wahrheit gemäß eingerichtet. Folglich war es auch desto empfindlicher und unangenehmer.

Eine am unrechten Orte bewiesene Herzhaftigkeit, und ein ausschweifender Ehrgeitz sind nicht etwan die einzigen Hauptfehler Karls des Zwölften gewesen. Zu manchen Zeiten bewieß er sich grausam, und vergaß wohl gar das Völker-Recht. Die ganze Welt bezeiget gegenwärtig ein gerechtes Mißfallen über die Todesstrafe des Patkul, eines unglückseligen Gesandten des Czars bey dem Könige August, den Karl der Zwölfte an sich ausliefern ließ, als er diesen damals abgesetzten König so weit brachte, daß er ihm in allem seinen Willen thun muste. Hierauf ließ er diesen unglückseligen Gesandten lebendig rädern, und gab vor, er habe sich der Verrätherey schuldig gemacht, und sey seiner Geburt nach sein Unterthan. Den Türken; bey welchen der Person eines Gesandten doch lange nicht so viele Hochachtung, als bey andern Völkern wiederfähret, ist es gleichwohl niemals in den Sinn gekommen, dergleichen etwas vorzunehmen, das ganz offenbar dem allgemeinen Völker-Rechte zuwider war.

Man beschuldiget Karln den Zwölften ferner, er habe sieben tausend unbewehrte Moskowiten, die sich auf die Versicherung, die ihnen war gegeben wor-

worden, als Kriegs-Gefangene ergeben hatten, mit kaltem Blute, und mehr als sechs Stunden nach dem Treffen niedermetzeln lassen. Der Verfasser seiner Lebens-Beschreibung hat sich Mühe gegeben, ihn wegen dieser unerhörten Grausamkeit zu rechtfertigen. „ Was die Moskowiten anlangt, spricht „ der angezeigte Schriftsteller an dem Orte, wo er „ von der Schlacht bey Fraustadt redet *, so ba- „ ten dieselben auf den Knien um ihr Leben. Aber „ Renchield ließ sie auf eine unmenschliche Weise „ mehr als sechs Stunden nach dem Treffen hin- „ richten, um an ihnen die Gewaltthätigkeiten ih- „ rer Landsleute zu bestrafen, und um sich diese „ Kriegs-Gefangenen vom Halse zu schaffen, im- „ massen er nicht wuste, was er mit ihnen anfan- „ gen sollte „ Ein anderer Schriftsteller, der eine lange Zeit bey dem Könige von Schweden gewesen war, redet von dieser unmenschlichen Handlung ganz anders. Er schreibet sie unmittelbar Karln dem Zwölften zu, und spricht den General dieses Fürsten von aller Beschuldigung völlig frey. „ Es „ heisset, schreibet derselbe, der General Renchield „ habe sechs Stunden nach der Schlacht bey Frau- „ stadt alle Moskowitischen Kriegs-Gefangenen, „ ohne im mindesten auf ihre demüthigen Bitten, „ oder auf ihre Thränen zu sehen, mit der grösten „ Grausamkeit hinrichten lassen. Schwedische Of- „ ficiere, die bey dem Handel zugegen gewesen „ sind, haben mich versichert, der König sey es „ selbst gewesen, der zu diesem Blutbade den Be- „ fehl ertheilet, und dieser General, den man nie- „ mals für einen grausamen, oder unmenschlichen Wüte-

* *Voltaire*, Histoire de Charles XII. Tom. I. pag. 180.

„ Wüterich ausgegeben, that vergebens alles, was „ er nur konnte, um den König dahin zu bringen, „ daß er den Befehl wieder zurück nehmen sollte. „ Es hat seine Richtigkeit, daß Karl der Zwölfte „ die Moskowiten gar oft mit seiner Reuterey bis „ in das innerste von Lithauen hineinjagte. Aber „ da die Schlacht vor sich ging, oder wenigstens, „ da er die Nachricht davon empfing, war er nicht „ sechs Meilen weit von Fraustadt entfernet.„ *.

Meine Sache ist nicht, werthester Yn-Che-Chan, den Ausspruch zu thun, welcher von diesen zween Schriftstellern die Wahrheit geredet hat. Sie behaupten beyderseits, daß sie ihre Nachrichten von Leuten haben, welche bey dieser Handlung zugegen gewesen sind, die gewiß noch weit unmenschlicher ist, als alle andere Handlungen, die man den allerwildesten Völkern nachsaget. Ich will weder dem Monarchen auf Kosten des Generales, noch dem Generale auf Kosten des Monarchen das Wort reden: Sondern ich will nur so viel, als eine ausgemachte Wahrheit festsetzen, daß die Hinrichtung der Moskowiten wirklich vollstrecket worden ist. Sollte es an dem seyn, daß Karl der Zwölfte den Befehl dazu ertheilt hätte, so war er noch weit grausamer, als

—— —— —— Nero, Caligula †,
Unmenschen, welche man mit Widerwillen nennet,
Da man von Menschen nichts, als die Gestalt erkennet,
Durch die den Rechten Roms Gewalt und Tort
geschah.

Hatte

* *La Mortray*, Remarques critiques sur l'Histoire de Charles XII. pag. 220.

† —— —— —— Caligula, Neron,
Monstres, dont à regret je cite ici le nom,

Hatte Karl der Zwölfte an dergleichen häßlichen Mordthaten keinen Antheil, so sollte er von Rechtswegen denjenigen strafen, der sie verübete, und dadurch den Schwedischen Waffen einen ewigen und unauslöschlichen Schandfleck zufügte. Was? Karl der Zwölfte, der die geringsten Vergehungen auf strenge Art ahndete, welcher Leuten, die ihm die grösten Dienste gethan hatten, gleichwohl derhalben auch die kleinsten Verbrechen nicht zu gute hielt, belohnet einen General, der die allerunanständigste, und grausamste Handlung verübet? Gesetzt, er hat an der Hinrichtung der Moskowiten keinen Antheil gehabt, fällt die Schuld davon nicht eben so gut auf ihn, weil er sie nicht bestrafet hat? Würde nicht ein wirklich edelmüthiger Fürst, der ein Feind der Grausamkeit war, bey einer solchen Gelegenheit seine Macht gebrauchet haben? Man mag die Ermordung der Moskowiten auf einer Seite betrachten, auf welcher man wolle, so wird man doch Karln den Zwölften niemals gänzlich von aller Schuld lossprechen können.

Hier hast du, werthester Yn-Che-Chan, meine Gedanken von diesem Monarchen, der in der Welt ein so grosses Aufsehen gemacht hat. Ich urtheile von ihm als ein Weltweiser, der keinen Fürsten für wirklich groß erkennet, ausser, in wie ferne er eben so gerecht, so gütig, so weise, als tapfer und herzhaft ist. Immittelst will ich es gar nicht in

Abrede

Et qui, ne conservant, que la figure d'homme,
Foulerent à leurs pieds toutes les Loix de Rome.

Racine Tragedie de Berenice, Act. II. Sc. II.

Abrede seyn, daß Karl der Zwölfte ein sonderbarer Herr, und ansehnlicher Kriegs-Held gewesen ist. Aber diese Eigenschaften reichen noch nicht zu, einen Hochachtungswürdigen Monarchen zu bilden. Wie groß ist der Unterschied zwischen dem Gustav Vasa, und Karln dem Zwölften? Je mehr man diese zween Fürsten gegen einander hält, desto mehr verliert der letzte bey dieser Vergleichung. Aus den Briefen, welche ich dir von den Schweden geschrieben habe, hast du gar leicht abnehmen können, daß ich ihnen vermöge eines gewissen geheimen Triebes gewogen bin. Ich habe es also gar nicht nöthig gehabt, gegen Vorurtheile des Haßes, oder Widerwillens, auf meiner Hut zu seyn; ich muß vielmehr wider mich selbst in Ansehung einer gar zu heftigen Zuneigung ein Mißtrauen hegen. Also darfst du dir gar nicht vorstellen, daß ich etwan Karln den Zwölften aus einer gewissen vorgefaßten Meynung nicht genug gelobet habe. Lebe wohl.

Stockholm ——

Der hundert und achtzehende Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

Die Noth, in welche die Schweden durch die langen und verderblichen Kriege Karls des Zwölften gebracht worden waren, verleitete sie nach dem Todte dieses Fürsten dahin, daß sie sich ent-

entschlossen, der ausschweifenden Gewalt der königlichen Würde Gränzen zu setzen, und die willkührliche Macht ganz und gar abzuschaffen. Die versammleten Stände des Reichs machten durch eine freye Wahl die Schwester Karls des Zwölften, welches eine Gemahlin des Landgrafens von Hessen war, zu ihrer Königinn; Aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß diese Fürstinn dem Erb-Rechte an der Krone ganz und gar entsagete, und sich erklärete, daß sie dieselbe lediglich der freyen Wahl der Nation zu danken habe. Einige Zeit darnach, als sie auf den Thron gestiegen war, fand sie ein Mittel, die Reichs-Stände dahin zu bringen, daß sie ihren Gemahl zum Könige erwähleten, welchem sie die Krone abtrat, und der unter eben solchen Bedingungen, wie man ihr vorgeleget hatte, für den Landes-Herrn erkannt wurde. Auf solche Weise ist das Königreich Schweden heut zu Tage ein Wahlreich, und wird es auch ohne Zweifel immerfort bleiben, wenn anders die Schweden beständig so, wie gegenwärtig, auf die Erhaltung ihrer Freyheit und ihrer Vorrechte, und auf die Fortdauer aller der Gesetze, welche zu dem Glücke und der Ruhe ihres Vaterlandes nützlich seyn können, sorgfältig bedacht sind.

Seit den langen Kriegen, in welche die Schweden unter Karln dem Zwölften verwickelt waren, haben sie zween andere geführet, worinnen sie sich aber sehr wenig Ruhm erworben haben. Der erste Krieg währete nur ein einziges Jahr, sie wurden durch die Moskowiten geschlagen, worauf sie sich genöthiget sahen, einen sehr nachtheiligen Frieden

zu machen, und bey dieser Gelegenheit eine von ihren Provinzen halb verlohren. Der zweyte Krieg wurde wider den König von Preußen geführet, welcher zu derselben Zeit ganz Europa wider sich hatte. Ohngeachtet des Vortheils, welchen sie damals von Rechtswegen aus den für sie günstigen Umständen hätten ziehen sollen, haben sie weiter nichts gethan, als daß sie sich bey Fehrbellin von den Preußen schlagen liessen, und ein paar kleine offene Städtgen plünderten. Der König von Preußen hat ihnen niemals mehr, als eiu kleines Heer entgegen gestellet, welches nicht den zehenden Theil so zahlreich, als das ihrige war. Die Uneinigkeit, welche seit einer langen Zeit unter den Schweden geherrschet, ist die Ursache gewesen, warum ihre Kriegs-Macht ins Abnehmen gerathen ist, und sich seit dem Todte Karls des Zwölften wenig Ehre erworben hat. Die Parthey des Senats, die immerfort der Parthey des Hofs zuwider ist, hat dem Schwedischen Reiche weit mehr, als die Waffen seiner Feinde geschadet; Und so lange, als das Königreich in demjenigen Zustande verbleiben wird, worinnen es sich gegenwärtig befindet, wird es seinen ehemaligen berühmten Namen nimmermehr wieder erlangen. Eine Parthey wird allemal die Absichten der andern zu vereiteln trachten. Die Moskowiten wissen dasselbe mehr, als zu wohl, und lassen sich sehr angelegen seyn, diese Trennung zu unterhalten, wodurch sie den Schweden ohne allen Widerspruch gar sehr überlegen sind, die sie gegenwärtig als eine solche Nation ansehen, die sie unter einem Joche haben, das sie auch nicht leicht abzuwerfen sich vornehmen

wird. Sollte sich aber in den Schweden der Trieb, den Ruhm ihres Vaterlandes zu erneuern, regen, sollten sie durch die Erkänntniß ihrer wahren Vortheile sich bewegen lassen, mit einander einig zu werden, sollten sie unter Anführung geschickter Heerführer, und unter der Regierung eines Einsichtsvollen Regenten ihrer Zwietracht ein Ende machen, so dürften es die Moskowiten doch wohl mit der Zeit gewahr werden, wie unrecht sie gehandelt, daß sie die Schweden so gar wenig geachtet haben, als in den itzigen Zeiten von ihnen geschiehet.

Heut zu Tage machet man viel Rühmens von den Moskowiten, und man hat auch in der That Ursache, ihnen Lob wiederfahren zu lassen, wenn man an die Verachtung zurück denket, welche die Strelitzen, und jener elende Haufen schlechter Kriegs-Völker verdieneten, die der Czar bey seiner Gelangung zur Krone in seinem Reiche fand. Aber, ohngeachtet die Rußische Kriegs-Macht von derselben Zeit an sich verneuert, oder vielmehr ganz und gar verändert hat, so bin ich doch gewiß versichert, daß dreyßig tausend Schweden unter einer guten Anführung allemal vierzig tausend Moskowiten schlagen werden. Es ist umsonst, wenn man das, was ich hier sage, dadurch zu widerlegen trachtet, daß man von der guten Verfassung des Moskowitischen Kriegs-Volkes so viel Aufhebens macht. Was haben denn diese Kriegs-Heere für Heldenthaten gethan? In allem dem, was sie ausgeführet haben, finde ich in der That weiter nichts, als lauter mittelmäsiges. Einige Zeit nach dem Vorfalle bey Pultawa, wo sie den Sieg noch weit mehr dem Unglücke des Königes von Schweden,

den, als ihrer Tapferkeit zu danken, und mit lauter halb verhungerten, und von allen Kräften gekommenen Leuten zu fechten hatten, wurden sie durch die Türken eingeschlossen, und in die äuserste Noth versetzet. Ihre Freyheit und ihr Leben musten sie lediglich und allein der schlechten Denkungs-Art eines Gros-Veziers, und dem Geitze zweyer Bassen verdanken. Hätte die Czarinn nicht Anstalt gemacht, alle Schätze, die sich unter dem Moskowitischen Kriegs-Heere befanden, in der Nacht in das Lager des Gros-Veziers zu schicken, so würde es den folgenden Tag, bey Aufgang der Sonne um ihr ganzes Heer geschehen gewesen seyn. Man hat es in den letztern Kriegen erlebet, daß zwanzig tausend Moskowiten an die Gränzen von Frankreich gekommen sind. Was für merkwürdige Dinge haben diese Völker gestiftet? Weiter nichts, als Backöfen haben sie längst an dem Neckar-Fluße, wo ihr Lager war, gebauet, und nach Griechischen Religions-Gesetzen gebetet. Es heißt auch, daß sie zu einer Zeit, da es ihnen an Fleische fehlte, nach der Verordnung ihrer Geistlichen und Feld-Priester, gefastet haben. In dem Kriege wider die Türcken nahmen sie zwo Städte weg, und durchwanderten ungeheure grosse und weitläuftige Wüsteneyen. Fochten sie denn aber wider Schwedische Völker? Nicht einmal wider Türken. Die Ottomannische Pforte hatte ihre ganze Kriegs-Macht gegen Ungarn anrücken lassen, und in der Zeit, da eine Handvoll beherzter Deutschen (denn kann man wohl den letztern Kriegs-Heeren in Ungarn einen andern Namen beylegen?) mit der ganzen Macht des Ottomanischen

nischen Reiches zu kämpfen hatte, griffen hundert tausend Moskowiten einen Haufen herumschwärmender Tartarn an, zu welchen sieben bis acht tausend Mann gutes und tüchtiges Türkisches Kriegs-Volk gestossen war.

Wider den König von Preußen haben die Russen zwo Schlachten geliefert. Die erste haben sie verlohren, und die zweyte gewonnen. Wenn man aber in Betrachtung ziehet, wie die Umstände bey dieser zweyten Schlacht gewesen sind, so wird man gar bald sehen, daß sie noch einmal so viel Truppen, als der König von Preußen hatten. Sechs Stunden nach einander waren sie in dieser Schlacht so gut als geschlagen, und verlohren mehr als zwanzig tausend Mann. Ein Theil von der Preußischen Armee machte eine unrechte Schwenkung, welche sich der in Oesterreichischen Diensten stehende General Laudon mit einem Theile von dem Oesterreichischen Kriegs-Heere, das er unter seiner Anführung hatte, gut zu Nutze machte. Dieses entschied das Schicksal desselben Tages, welcher für die Russen eben so übel, als für die Preußen ablief, immassen sie auf beyden Seiten eine überaus grosse Menge Volks einbüßten. Die Russen waren so sehr entkräftet, daß sie auf nichts weniger dachten, als etwan den König von Preußen zu verfolgen, oder auf das neue anzugreifen. Sie verschanzten sich den Tag nach dem Treffen auf den Anhöhen bey Frankfurt an der Oder.

Ich habe nun noch von den Dänen etwas zu sagen. Sie sind für die Schweden bey weitem nicht so furchtbar, als die Moskowiten. Es ist, so zu sagen, gar nicht möglich, mit Worten genug auszudrücken,

drücken, wie weit die Schwedischen Truppen den Dänischen überlegen sind. In den allerunglücklichsten Umständen Karls des Zwölften waren die Land-Truppen des Königreichs, ob sie schon aus blossen Bauern bestunden, die in aller Eil zusammen geraft waren, so streitbar, daß sie ein Kriegs-Heer, das aus den besten Dänischen Völkern bestund, schlugen, und gänzlich zerstreueten. Die Beschreibung dieses Treffens enthält so viel sonderbares, und schildert den Unterschied, der sich zwischen den Dänischen und den Schwedischen Soldaten befindet, so deutlich und nachdrücklich, daß ich sie hier von Wort zu Wort einzurücken für gut achte, wie sie von dem Geschichtschreiber Karls des Zwölften entworfen ist. „Man „hatte, spricht dieser Verfasser *, weder Zeit, noch „Gelegenheit, der angenommenen Mannschaft die „gewöhnliche Soldaten-Kleidung zu geben. Diese „Bauern kamen meistentheils in ihren leinwandnen „Kütteln, und hatten an ihren Gürteln die Pistolen „mit Strickgen angehangen. Steinbock stellte sich „an die Spitze dieses sonderbaren Heeres, und stund „den 10ten März 1710. den Dänen drey Meilen „von Helsingburg im Gesichte. Er wollte seinen „Soldaten etliche Tage zu ihrer Ruhe geben, sich „verschanzen, und dieser ganz neuen Mannschaft „erst ein wenig Zeit lassen, den Feind gewohnt zu „werden. Aber seine Bauern verlangten insgesamt „an dem Tage, da sie angelangt waren, daß er sie „zum Treffen anführen möchte.

„Officiere, die dabey gewesen sind, haben mir „gesagt, es hätte den Bauern damals für grosser „Verbitterung der Schaum vor dem Munde ge-

 stan-

* Histoire de Charles XII. par M. *Voltaire* Tom. II. p. 85.

» standen; Sogar heftig ist der National-Haß der
» Schweden gegen die Dänen. Steinbock machte
» sich die Gemüths-Verfassung, in welcher er seine
» Leute sahe, zu Nutzen, immassen dieselbe, wenn es
» zu einem Treffen kommt, eben so viel, als die beste
» Kriegszucht auszurichten pfleget. Man grif die
» Dänen an, und bey dieser Gelegenheit sahe man
» etwas, wovon man vielleicht nicht zwey andere
» Beyspiele anzuführen im Stande ist, daß nemlich
» ganz neu angeworbene Mannschaft es in diesem
» ersten Kampfe der Unerschrockenheit alter Kriegs-
» Völker gleich thate. Zwey Regimenter solcher
» Bauern, die in gröster Eil mit Gewehr versehen
» worden waren, hieben das Leib-Regiment des Kö-
» nigs von Dänemark in die Pfanne, so, daß nicht
» mehr als zehen Mann davon übrig blieben.

„Die Dänen, die eine vollkommene Niederlage
» erlitten hatten, zogen sich unter die Kanonen von
» Helsingburg. Die Uberfahrt aus Schweden nach
» Seeland ist so kurz, daß der König von Dänemark
» die Niederlage seines in Schweden stehenden Kriegs-
» Heeres noch denselben Tag in Koppenhagen erfuhr.
» Er schickte seine Flotte dahin, um die noch übrig
» gebliebene Mannschaft herüber zu setzen. Die Dä-
» nen begaben sich fünf Tage nach der verlohrnen
» Schlacht über Halß und Kopf aus Schweden weg.
» Aber weil sie ihre Pferde nicht mit sich fortbringen
» konnten, und gleichwohl auch dem Feinde nicht in
» die Hände kommen lassen wollten, so schlugen sie
» dieselben insgesamt in der Gegend von Helsingburg
» todt, ihren Vorrath an Getreyde, und ihre Kriegs-
» Geräthschaften verbrannten sie, und liessen in Hel-
» singburg vier tausend Verwundete zurück, wovon

der

„ der gröste Theil wegen des Gestanks so vieler ermor-
„ deten Pferde starb, oder aus Mangel an Lebensmit-
„ teln verhungerte, welche ihnen ihre eigenen Lands-
„ Leute entzogen hatten, weil sie den Genuß dersel-
„ ben den Schweden nicht gönnen wollten. „

Nach einem so wichtigen Siege, den die Schwedischen Bauern über den Kern des Dänischen Kriegs-Volks erfochten haben, kann man mit aller Zuversicht behaupten, da es die Erfahrung selbst bestätiget, daß Schweden nicht nur von Dänemark nichts zu befürchten hat, sondern auch allemal über dieses Königreich ansehnliche Vortheile gewinnen wird, so lange noch in Schweden Ackersleute, Holzhacker, Kärner u. s. f. desgleichen ein paar Pferde ohne Sattel und Zeug, die man mehr vor den Pflug spännet, als zu der Reuterey gebrauchet, vorhanden seyn werden.

Die Pohlen, welche auf einer andern Seite Nachbarn von den Schweden sind, werden gewiß, wenn sie anders die wahren Vortheile von Pohlen wissen und bedenken, niemals etwas wider Schweden unternehmen. Denn da dieses Königreich keinen festen Platz hat, und auf allen Seiten offen stehet, so hat es an den Moskowiten schlimme Nachbarn. So oft es diesen einfällt, in Pohlen einzurücken, sind sie allemal im Stande, dasjenige zu thun, was sie nur vor kurzer Zeit ausgeführet haben, und können die Wahl eines solchen Königes befördern, den sie ihren Vortheilen gemäß zu seyn erachten. Halten aber die Pohlen mit den Schweden zusammen, so wird es ihnen etwas leichtes seyn, sich bey ihrer Freyheit zu erhalten, und den Moskowiten die Spitze zu bieten.

Nachdem ich bisher, werthester Yn-Che-Chan, dasjenige bestimmet habe, was etwan Schweden von

seinen vorzüglichsten Nachbarn zu befürchten hat, so will ich dir nun auch sagen, mit was für Mächten es seiner Vortheile wegen in eine genaue Verbindung zu treten Ursache hat. Frankreich ist ohne allen Widerspruch unter allen Kronen diejenige, mit welcher es seinen Vortheilen gemäß allemal eine genaue Verbindung unterhalten muß. Vors erste kann es niemals dahin kommen, daß die Schweden mit den Franzosen in Verdrießlichkeiten gerathen, immassen ihre beyderseitigen Länder gar zu weit von einander liegen. Zweytens, so gut als den Franzosen viel daran liegt, daß die Schweden Kräfte genug haben, den Entwürfen und Unternehmungen der Fürsten Einhalt zu thun, die in Norden gern die Oberherrschaft gewinnen wollen, eben so ist es auch für die Schweden eine Sache von Wichtigkeit, daß sich die Franzosen allemal im Stande befinden, in Deutschland, und besonders gegen die Staaten des Königes von Preussen der Uebermacht eine mächtige Hinderniß in den Weg zu legen, immassen es für Schweden nicht anders, als nachtheilig seyn kann, wenn Preussen gar zu mächtig wird. Nächst diesem giebt Frankreich an Schweden ansehnliche Hülfs-Gelder, und schickt alle Jahre sehr grosse Summen dahin.

Leute, welche behaupten, daß die Vortheile von Schweden es verlangten, auch mit Engelland sich in eine Verbindung einzulassen, und daß diese ihnen eben so vielen Nutzen bringe, als die Freundschaft mit Frankreich, reden entweder partheyisch, oder sie haben von den wahren Vortheilen der Schweden nicht die mindeste Erkänntniß. Es ist in der ganzen Welt bekannt, daß die Schweden von den Engelländern niemals etwas anders, als Schaden gehabt haben,

ben, oder wenigstens ihnen lauter treulose Stückgen nachsagen können, wenn jene genöthiget worden sind, sich einigen Zwang anzuthun. Ist es wohl jemanden unbekannt, daß Frankreich, ohngeachtet es gegründete Ursachen hatte, sich über Karln den Zwölften zu beklagen, und welches zu der Zeit, da er in der Türkey ein Gefangener, oder anders zu reden, ein Flüchtling war, nicht den geringsten Dienst mehr zu seinem Vortheile von ihm erwarten durfte, sich gleichwohl dieses Fürsten bey der Ottomannischen Pforte aus allen Kräften, und mit allem nur möglichen Ernste annahm? Eben um dieselbe Zeit bemühete sich der Englische Gesandte, der dem Scheine nach Karln dem Zwölften günstig war, unter der Hand die Vortheile des Czars zu befördern. Nicht gar lange darnach ließ sich der König von Engelland ganz offenbar mit den Feinden Schwedens in Verbindung ein. Man sehe sich einmal in der Geschichte, nicht etwan nur der letztern Jahrhunderte, sondern auch der ganz neuern Zeiten um, so wird man allemal bemerken, daß die Engelländer den Schweden mehr schädlich, als nützlich zu seyn getrachtet haben. Der berühmte Pufendorf, der die wahrhaften Vortheile der Krone Schweden besser, als irgend jemand in der Welt wuste, hat mit vollkommener Deutlichkeit gewiesen, wie wenig die Schweden sich auf die Freundschaft mit Engelland Rechnung machen dürfen. Daher thut er ihnen auch den Vorschlag, daß sie sich mehr um die Freundschaft von Holland bewerben sollen. Zum Schluße meines Briefes will ich dasjenige beyfügen, was dieser gelehrte Schriftsteller über den itztangeführten Umstand saget. Er macht uns von demjenigen, was Schweden theils von Engelland,

land,

land, theils von Holland zu erwarten hat, einen vollkommen richtigen Begrif. „Das gute Verständniß, spricht er *, das zwischen Schweden und Holland herrschet, beruhet hauptsächlich auf folgendem Grunde. Auf der einen Seite würde es den Schweden gar nicht lieb seyn, wenn sie sehen sollten, daß Holland zu Grunde gienge, da hernach dessen See-Macht ein Zuwachs zu der See-Macht einer andern Nation werden möchte, die alsdenn nicht ermangeln würde, andern auf der Ost-See in Ansehung der Handlung Gesetze vorzuschreiben. Auf der andern Seite aber sehen sich die Holländer eben auch genöthiget, alle ihre Kräfte anzuwenden, um zu hindern, daß Dänemark nicht etwan über Schweden gar zu grosse Vortheile gewinnen möge, damit nicht etwan die Dänen hernach in dem Sunde, und in der Ost-See den Meister spielen.

„Auf Engelland darf Schweden schon nicht so sehr sein Augenmerk richten, weil dieser Staat die Gedanken hegt, daß er seine Handlung auf der Ost-See durch Vermittelung der Krone Dänemark treiben könne, ohne eben Schweden dabey nöthig zu haben. Zudem bekümmern sich die Engelländer gar sehr wenig um Schweden, weil sie eben in der Meynung stehen, daß sie es gar wohl entrathen können; Solchergestalt können diese beyden Staaten wohl etwan wechselsweise Höflichkeits-Bezeigungen, aber sehr wenig wirkliche Dienste von einander erwarten.„

Zu der Entscheidung des berühmten Pufendorfs will ich weiter nichts hinzuthun. Nur noch diese Anmer-

* Introduction à l'Histoire des Princip. Etats de l'Europe par S. *Pufendorf*, Tom. II. Chap. 88. pag. 124.

Anmerkung muß ich machen, daß Frankreich einerley Ursachen mit Holland hat, um zu hindern, daß die Dänen ihre Macht auf der Ost-See nicht vermehren. Ausser den Vortheilen der Handlung hat es auch noch dieses zu bedenken, daß es mit einer Krone in Verbindung stehet, die ihm zum Besten eine wichtige Diversion machen kann, wenn es mit Deutschland einen Krieg zu führen hat. Lebe wohl, liebster Yn-Che-Chan.

Stockholm ——

Der hundert und neunzehende Brief.

Tiao, an Yn-Che-Chan.

Die Schweden, werthester Yn-Che-Chan, haben es mit einer besondern Klugheit also eingerichtet, daß ihre Ackersleute und Bauern nicht so, wie man es in dem grösten Theile von Deutschland gemacht hat, unter der härtesten Dienstbarkeit und Leibeigenschaft stehen. In Schweden betrachtet man die Bauern mit gutem Grunde, als den vorzüglichsten Stand im Reiche, und als denjenigen, der zu dem Ruhme, und zu der Erhaltung des Vaterlandes das meiste beytragen muß. Denn eines Theils sind die Bauern, als Landwirthe, und Ackersleute, so zu sagen, die Pflege-Väter aller ihrer Landsleute. Andern Theils nimmt man auch aus ihnen allemal die zum Kriege erforderliche Mannschaft, die sowohl zu Wasser, als zu Lande dienen muß. Die Vortheile, die sie dem Staate theils als Kriegs-Leute, theils als Feldbesteller bringen, werden ihnen durch die aller-

ansehn-

anſehnlichſten Vorrechte vergolten. Sie haben das Recht, den allgemeinen Reichs-Verſammlungen beyzuwohnen, und daſelbſt zu den Abgaben, die man auf die Unterthanen legt, ihre Einwilligung zu geben. Aber eben dieſes ſo weiſe, und vernünftige Geſetz, welches ihnen ein ſolches Recht einräumet, ſchließt ſie auch ganz und gar von der Känntniß der Geſchäfte des Staates aus. Es würde ſehr ungereimt ſeyn, wenn man dem gemeinen Haufen Geheimniße anvertrauen wollte, von welchen weiter niemand, als ein paar geſchickte Staats-Männer Wiſſenſchaft haben dürfen.

Die Ehre, welche die Bauern in Schweden genieſſen, veranlaſſet in ihnen einen erhabenen Sinn, und bringet ihnen eben ſo edelmüthige Geſinnungen bey, als man in andern Ländern unter den Adelichen antrift. Alſo verſchaft ſich Schweden durch ſeine vernünftig eingerichteten Geſetze in ſeinem Buſen, auſſer der Ritterſchaft, ein zahlreiches Volk, welches eben ſo edel- und herzhaft, als der allerreinſte Adel denket und handelt. Man hat von Schwediſchen Bauern herzhafte und edelmüthige Handlungen verrichten ſehen, wovon man unter den Adelichen anderer Länder nicht ein einziges Beyſpiel aufweiſen kann. Unter einer unzählichen Menge von Beweiſen, welche uns die Geſchichte von dem beherzten Muthe, und der edlen Denkungs-Art der Schwediſchen Bauern darbietet, will ich nur einen einzigen anführen, den ich aus dem Geſchichtſchreiber Karls des Zwölften entlehne. Es iſt dieſes eine Sache, die von der ganzen Welt für wahr erkannt wird, und deren Wahrheit niemand leicht in Zweifel ziehen kann, er müſte denn ein Liebhaber von thörichten

und

und lächerlichen Einfällen seyn. „Die Bauern in „Dalekarlien, sagt dieser Verfasser *, hatten mit„ten in ihren dicken Waldungen gehöret, daß ihr „König bey den Türken gefangen säße. Sie schick„ten deswegen Abgeordnete an die Regierung „nach Stockholm, und erboten sich, daß auf ihre „Kosten zwanzig tausend Mann hingehen, und ih„ren Landes-Herrn aus den Händen seiner Feinde „befreyen wollten.„ Was darf nicht eine Nation sich Hofnung machen auszuführen, bey welcher gemeine Bauern eine so großmüthige Denkungs-Art besitzen? Ist es nicht ganz natürlich, daß sie sich aus aller ihrer Noth, sie sey auch noch so groß, herauszuwickeln vermögend ist, weil sie im Nothfalle bey sich selbst Hülfs-Mittel findet, welche allen andern Völkern unbekannt sind?

Wenn die Schwedischen Bauern solche tapfere und beherzte Leute sind, so kannst du, werthester Yn-Che-Chan, nun leicht erachten, wie die Edelleute beschaffen seyn müssen. Die allerunerschrockenste Herzhaftigkeit, und die reinste Ehre sind das angeerbte Leibgedinge des Schwedischen Adels. Er ist edelmüthig, und will sich gern sehen lassen, und hervorthun. Man möchte beynahe sagen, daß die Schwedischen Edelleute ihre Liebe zur Pracht und Kostbarkeit im Anzuge manchmal ein wenig zu weit treiben. Manche bringen sich um ihr ganzes Vermögen, indem sie einen Aufwand machen, der ihre Einkünfte überschreitet.

Unterdessen sind die Adelichen in Schweden Menschen, und als solche haben sie auch eben so, wie ihre Mitbrüder, allerhand Fehler an sich. Ihre Staats-

* *Voltaire*, Histoire de Charles XII. Tom. II. pag. 87.

Kunst erstreckt sich bis zu einer Verstellung, welche nicht allemal zu loben ist. Ueber dieses sind sie argwöhnisch und mißtrauisch, und dieses treiben sie zuweilen gar zu weit. Pufendorf, der die Schwedische Nation vollkommen gut kannte, behauptet, sie sey zu dem Neide geneigt, „so daß es einem Schweden gar nicht recht ist, wenn er siehet, daß einem andern ein Glück wiederfähret *.„

Man hält es den Schweden zu gute, daß sie von sich selbst eine vortheilhafte Meynung haben, und gar zu gern andere verachten; Diesen Fehler haben sie mit allen andern Menschen gemein. Wo ist in der Welt eine Nation, die man davon ausnehmen könnte? Gewiß, man kann weder die Englische, noch die Französische, noch die Deutsche, noch die Spanische, noch auch sogar die Holländische davon freysprechen, welche letztere gleichwohl diejenige wäre, die man vielleicht am allerleichtesten von dem Laster der Eigenliebe lossprechen könnte. Aber wenn man die Sache recht betrachtet, so würde die Rechtfertigung, die man ihr angedeyhen liesse, weder vollkommen richtig, noch der Wahrheit gemäß seyn. Es haben durchgängig alle Menschen einen unüberwindlichen Trieb, nichts so sehr ihres Beyfalls zu würdigen, als was unter ihnen selbst geschiehet. Den einzigen Weltweisen ist der Vorzug aufbehalten, daß sie sich über die Vorurtheile der Kindheit, und der Erziehung erheben.

Die Schweden sind von Natur mit einem gesunden Verstande begabet, und Liebhaber der Wissenschaften und Künste. Sie lassen es aber noch nicht

* Introduction à l'Histoire des principaux Etats de l'Europe &c. Tom. IV. Chap. 83. pag. 493.

nicht dabey bewenden, daß sie dieselben lieben, sondern sie lassen ihnen auch Ehre und Schutz wiederfahren. Immittelst bringen sie es darinnen freylich nicht so weit, als ihre Nachbarn die Deutschen, weil sie von Natur sehr ungedultig, und gar nicht dazu aufgelegt sind, daß sie gern Dingen, die einen anhaltenden Fleiß erfordern, mit vieler Mühe nachdenken. Ein Gelehrter, der sich eine lange Zeit unter ihnen herum aufgehalten hat, und den sie sehr hoch schätzen, hat ihnen ihre Unbeständigkeit, und gar zu wenige Gedult in dem Fleiße, den sie auf Wissenschaften wenden, vorgeworfen. „Was die Wissenschaften, „die Künste, und die Handwerker anlangt, spricht „dieser Gelehrte*, so haben die Schweden zwar „ziemliche Lust, den Anfang, und die Grundsätze da„von zu lernen. Aber man trift unter ihnen sehr „wenige an, welche die Gedult haben, die Sachen „bis auf den Grund zu untersuchen, und es in den „Künsten, welchen sie ihren Fleiß widmen, zu einer „Vollkommenheit zu bringen. Nächst dem findet „man unter ihnen einen Haufen Leute, die sich vor„stellen, daß sie eine Wissenschaft bis auf den Grund „verstehen, ohngeachtet sie vielmal auf ihrem Wege „noch nicht die Hälfte zurückgeleget haben. Und „da diese Nation, vermöge ihrer natürlichen Ge„müths-Verfassung, gar wenig Lust zu Handwerken „hat, und dieselben überaus gering achtet, also be„merket man auch, daß sie sich zu Manufackturen, „sonderlich zu solchen, wozu einige Geschicklichkeit, „und anhaltender Fleiß gehöret, gar nicht recht „schicket.„

* *Id.* Ibid.

Diese Meynung Pufendorfs, mein lieber Yn-Che-Chan, leidet freylich eine Ausnahme, und muß nicht so genau angenommen werden. Man trift in Schweden Gelehrte an, welche ihre Wissenschaften so hoch, als die berühmtesten Männer in Europa, getrieben haben. Ein deutscher Schriftsteller räumet ein *, daß die Schweden unter sich sehr grosse Gelehrte haben, und daß sie im Stande sind, es in der Gelehrsamkeit weit zu bringen, wenn sie besonders auf Reisen gewesen sind, und sich dasjenige auf rechte Art zu Nutzen zu machen wissen, was sie in fremden Ländern Gutes gesehen haben, um sich desselben bey gegebener Gelegenheit zu bedienen. Eben dieser Schriftsteller bemerket, daß die Wissenschaften heut zu Tage auf der Universität in Upsal sehr im Flore stehen, und setzet hinzu, daß Schweden unter der Regierung der Königinn *Christina* der Aufenthalt und Wohnplatz der berühmtesten Gelehrten gewesen sey. Um aus den Schweden eine eben so gelehrte Nation zu machen, als andere, die man für die gelehrtesten in Europa zu halten pfleget, ist weiter nichts nöthig, werthester Yn-Che-Chan, als eine solche Regierung, wie sie unter der Königinn *Christina* gehabt haben, nur daß sie ein wenig länger seyn muß.

Die

* Neque desunt eruditae mentes, quae disciplinarum liberalium & litterarum omnium gloria se extollunt, praecipue si validum ingenium peregrinatione & aliarum gentium moribus miscuerint. Hodie Upsaliae & Lundini ingenuae artes vigent, & eloquentiae studia laudem habent, fuitque regnante Christina tempus, quum quidquid fere in Europa doctorum erat, sub Suecico cœlo conspiceretur. *Jo. Just. von Einem* Göttingensis Commentariolus Historico-Litterarius de fatis eruditionis apud potiores Orbis Gentes, Magdeburgl Anno MDCCXXXV.

Die Schwedischen Frauenzimmer sind insgemein eben so, wie die Manns-Personen, wohl gewachsen. Sie sind groß von Person, und weiß. Sie haben schöne Augen, und mehr Lebhaftigkeit, als alle andere Frauens-Personen in den übrigen Nordischen Gegenden. Ehemals machte man von ihrem eingezogenen und bescheidenen Wesen sehr viel Rühmens. Heut zu Tage sind sie, wenn man der Schmähsucht Glauben beymessen will, nicht mehr so spröde, als sonst. Es werden in Stockholm eben so gut, als in den übrigen Ländern von Europa, alle Jahre Hanreye in grosser Menge fertig, und die Nordischen Eiszapfen haben den Ehestand nicht gegen die Anfälle der Liebe in Sicherheit setzen können. Die Schweden, welche Freunde, Bundsgenossen, und ziemliche Nachahmer der Franzosen sind, haben vielleicht geglaubet, sie müsten jene Stoische Gedult und Standhaftigkeit, die sich an so vielen Parisischen Ehemännern findet, ebenfalls in Ausübung bringen. So viel hat vollkommen seine Richtigkeit, daß man in Schweden eben nicht mehr eifersüchtig, als in Frankreich ist; Und wenn einer so unglücklich ist, daß ihm die Eifersucht einfällt, so wird er ausgelacht, gleich als ob es nun eben etwas so gar thörichtes wäre, wenn ein Mann sich für niemand weiter, als für sich allein verheyrathen will!

Ehemals befanden sich in Schweden wider den Ehebruch überaus strenge Gesetze. Wenn eine Frau durch das Zeugniß von sechs Personen überführet werden konnte *, daß man sie auf frischer That im Ehe-

* Mulier adulterans, testimonio sex virorum deprehensa, perdit dotem, & quicquid secum tulit in coha-

Ehebruche ertappet hatte, so verlohr sie ihr Heyraths-Gut, und alles, was sie mit sich in das Haus ihres Ehemanns gebracht hatte. Es ist freylich wahr, daß eben dieses Gesetz, welches ungetreuen Eheweibern eine Strafe auflegte, dem Ansehen nach beynahe ganz unmögliche Bedingungen zu fordern schien. Denn ist es wohl etwas so gar leichtes, daß gleich auf einmal sechs Personen Zeugen bey einer Handlung seyn können, wo es etwas gar seltenes ist, wenn sich die Leute nicht genug in Acht nehmen, um bey dieser Gelegenheit auch nicht von einer einzigen gesehen zu werden? Dieses Gesetz, werthester Yn-Che-Chan, war durch einen Gesetzgeber gemacht worden, der niemals auf dergleichen Streiche ausgegangen war, und also von den vorsichtigen Anstalten, nnd von der List einer verliebten Frau gar nichts wuste. Eben dieselbe Verordnung **, welche einer treulosen Ehefrau eine Strafe auflegte, verurtheilte auch ihren Liebhaber zur Bezahlung einer gewissen Summe Geldes; Und wenn er nicht im Stande war, dieses Geld zu erlegen, so setzte man hernach zween grosse Steine auf die Achseln seiner Buhlerinn, band sie beyde aneinander, und führete sie also in allen Gassen, und auf den öffentlichen

bitationem viri. *Historia de Gentibus Septentrionalibus Auctore Olao Magno Gotho, Archiepiscopo Upsalensi Suetiae & Gothiae Primate, a Cornelio Scribonio Grapheo in Epitomen redacta. Lib. XIV. Cap. VI.*

** Si pœnam pecuniariam dare nequierit adulter, tunc duo saxa mulieri humerotenus imponi debent, & ipsa virilibus adulteri funiculo ligatis ipsum per plateas civitatis adspicientibus cunctis pertrahere, ac demum abjurare civitatem, deinceps non ingrediendam cogetur *Id.* Ibid.

lichen Märkten herum; Nach diesem wurden sie aus der Stadt verwiesen.

Ungetreue Ehemänner * waren zu eben den Strafen, wie die ehebrecherischen Weiber bestimmt. Und bey den alten Schweden waren Buhlbrüder solche Leute, die man eben so wenig, als Buhlschwestern unter andern ehrlichen Menschen dulten wollte. Im übrigen hatten der König, die Bischöfe **, und die Obrigkeits-Personen *** immer Ursache zu wünschen, daß von Zeit zu Zeit irgend ein Hanrey fertig würde; Dieses vermehrete ihre Einkünfte, und machte ihnen ihren Geldkasten voll. Sie hatten ein jedweder von dem Vermögen, das der öffentlichen Kasse anheim fiel, ihren Antheil zu gewarten. Die Menschen haben doch, liebster Yn-Che-Chan, auch in allen Jahrhunderten sich von den Verbrechen ihrer Mitbrüder reich zu machen gesucht. Wenn man nach den Strafen urtheilen darf, die sie ihnen bestimmen, so dünket mich, sie würden sehr verdrüßlich darüber seyn, wenn andere keine Verbrechen begingen. Hat nicht ein Richter, dessen Einkünfte auf die Thorheiten der Menschen gegründet und gesetzet sind, eine sehr wichtige Ursache zu wünschen, daß die Menschen alle Tage neue Thorheiten begehen? Nach der Art, wie drey Viertheile von den Gerichts-Stätten in Europa eingerichtet sind, müsten beynahe

* Si unus conjugum simile scelus commiserit, eadem pœna partialiter fiat, altero innocuo declarato. *Id.* Ib.

** Licet Regi, Episcopo & Fisco civitatis pars ejus debeatur, cuilibet separatim. *Id.* Ibid.

*** Verum Ministro civitatis in talibus servienti speciale pecuniarum munus sive praemium deputatur. *Id.* Ib.

nahe alle Obrigkeits-Personen Hungers sterben, wenn es so weit kommen sollte, daß alle Menschen in der Welt ein ehrbares und untadelhaftes Leben führeten. Dieses darf man sich nun wohl nimmermehr versprechen; Unsere Enkel werden es vielleicht noch ärger, als wir machen, und die Einnahme der Richter beruhet auf dem allergewissesten und dauerhaftesten Grunde, der nur immer seyn kan*. Lebe wohl.

Stockholm ——

Der hundert und zwanzigste Brief.

Sioeu-Tcheou, an Yn-Che-Chan.

In meinem letztern Briefe konnte ich es dir, werthester Yn-Che-Chan, nicht sagen, wie vergeblich die grausamen Verfolgungen gewesen sind, womit die Europäer die armen Juden geplaget haben. Sie haben dieselben mit aller Gewalt zwingen wollen, die Religion ihrer Väter zu verlassen. Aber ob sie schon gar oft deßwegen einen Versuch gethan haben, so ist doch niemals etwas ausgerichtet worden. Es ist ihnen leichter gewesen, eine unendliche Menge solcher armseliger Menschen hinzurichten, als etliche dahin zu verleiten, daß sie sich bereitwillig finden liessen, von ihren Glaubens-Lehren abzugeben.

* Damnosa quid non imminuit dies?
Aetas parentum pejor avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Horat. Odar. Lib. III. Od. VI.

hen. Die Beharrlichkeit dieses unglückseligen Volkes hätte die Europäer von Rechtswegen zum Mitleiden bewegen, und veranlassen sollen, daß sie von ihrem Vorhaben abgingen. Aber dagegen scheinet es, als ob diese Beharrlichkeit in einer Zeit von etlichen Jahrhunderten sie mehr gereitzet, und zu weiter nichts gedienet habe, als daß ihre grausamen Verfolgungen noch heftiger wurden. Der Kayser Leo zwang die Juden mit den allergräulichsten Strafen, das Christenthum anzunehmen. Eine unzähliche Menge von ihnen bot sich freywillig zu den allerempfindlichsten Martern an, ehe sie dem Glauben ihrer Väter entsagen wollten. Etliche darunter, welche die Furcht vor den Martern zum Abfalle gebracht hatte, kehreten wieder zum Judenthume zurück, so bald sie nur eine Gelegenheit dazu vor sich sahen. Hier haben wir also Beyspiele von ziemlich vergebens vergossenen Blute.

Die blutgierigen Verfolgungen des Kaysers Heinrichs des Vierten, schaften eben so wenig Nutzen, und waren auch nicht im mindesten menschlicher. Die Juden nahmen sich ihrer Religion in dem Abendländischen Reiche mit eben so grosser Herzhaftigkeit, als in dem Morgenländischen an. Es war viel leichter, sie zu zerhacken, zu verbrennen, zu henken, als dahin zu bringen, daß sie das Jüdische Gesetz verläugneten.

Die ersten Könige von Spanien wollten die Juden, welche in ihren Ländern waren, mit Gewalt taufen lassen. Ihr Vorhaben schlug ihnen gar bald fehl, und sie hatten weiter nichts zum Besten, als den elenden Trost, armselige Menschen bis auf das äuserste zu verfolgen, welche ausser Stand waren, sich zu ver-

theidigen, und blos aus dem Grunde leiden musten, weil sie nicht sagen wollten, daß sie glaubten, was sie auch im Grunde ihres Herzens nicht glaubeten. Ist dieses aber, werthester Yn-Che-Chan, nicht ein unmenschliches Verfahren, einen Menschen hinzurichten, dem man weiter nichts zur Last legen kann, als daß er nicht lügen will?

Unter der Regierung Emanuels ließ man in Portugall eine Verordnung ausgehen, in welcher den Juden vorgeschrieben wurde, daß sie in einer gewissen Zeit zu dem Christlichen Glauben treten, oder das Königreich meiden sollten, wobey ihnen gedrohet wurde, daß man sie im Falle eines Ungehorsams zu Sklaven machen wollte. Die Juden machten sich reisefertig, aus dem Lande zu gehen. Wie man die grosse Anzahl von Leuten sahe, die im Begrif waren, das Königreich zu verlassen, so suchte man alle nur ersinnliche Mittel vor, um ihnen Hindernisse in den Weg zu legen. Man entzog ihnen alle zu ihrer Reise erforderlichen Bedürfnisse, man wollte ihnen ihre Kinder nehmen, aber sie erwürgten dieselben mit ihren eigenen Händen, damit sie nicht in Gefahr kommen sollten, von ihrem Glauben abtrünnig zu werden. Freylich war dieses ein betrübtes, und grausames Mittel, aber doch vielleicht lange nicht so barbarisch, als die Handlung derer, die sie durch einen falschen Eifer dazu brachten, daß sie sich eines der alleräusersten Mittel bedieneten. Nachdem diese armseligen Schlachtopfer alle Trübsale, die man nur denken kann, von der Unbarmherzigkeit der Europäer erdultet hatten, so setzten sie sich endlich auf ein paar Fahrzeuge, die man ihnen zukommen, und wovon man einen Theil mit gutem Fleisse versinken, und umkommen ließ. Kann man nun wohl die

Grau-

Grausamkeit weiter treiben? Und hat man nicht gegründete Ursache mit dem Lucrez auszurufen: O was für Unheil hat der Aberglaube angestiftet! *

Unter der Regierung des Pabstes Gregorius hatten die Juden abermals in Italien, in Spanien, und in der Provence eine entsetzliche Verfolgung auszustehen. Sie war so grausam und unmenschlich, daß der Römische Pabst selbst einen Abscheu darüber bezeugete. Er schrieb an unterschiedene Bischöfe, um sie zu ermahnen, daß sie derselben ein Ende machen sollten. Der Grund zu dieser Verfolgung war eben so läppisch, als ungerecht. Ein gewisser Mann, mit Namen Avitus, welchen die Europäer nach seinem Todte unter ihre Unter-Gottheiten, oder wie sie es nennen, Heiligen versetzt haben, war Bischof von Clermont in der Landschaft Auvergne. Er trug unter Begleitung seiner Geistlichkeit, die Brustbilder, und Gemählde aus seiner Kirche auf den Gassen herum. Bey dem Anblicke dieser Bildniße gerieth das Volk eben so, wie ehemals die Römer über den blutigen Rock des Julius Cäsars, in eine gählinge Wuth, machte sich über die Synagoge der Juden her, zerstörete sie bis auf den Grund, und ließ auch nicht einen Stein auf dem andern. Avitus machte sich die Wuth des Pöbels zu Nutzen, und befahl den Juden, sie sollten entweder den Christlichen Glauben annehmen, oder aus seinem Kirchspiele gehen. Bey dieser Gelegenheit ging es eben so, wie bey allen andern von dergleichen Art, daß die Juden verfolgt wurden, und standhaft bey ihrem Glauben beharreten.

* Quantum relligio potuit suadere malorum!
Relligio peperit scelerosa atque impia facta.
Lucret, de Nat. Rer. Lib. I.

Ein Schriftsteller, den man gar nicht in dem Verdacht haben kann, daß er der Religions-Duldung das Wort reden will, und der so gar an vielen Orten die Sprache eines Schwärmers führet, räumet ein, daß dieses der Anfang zu einer blutigen Verfolgung wider die Juden, und der einzige Grund gewesen sey, warum man dieselbe veranstaltet habe. Hier hast du seine eigenen Worte:* „Das Beyspiel des heiligen Avitus stellte man sich eine kurze Zeit darnach in Spanien und Italien, sonderlich aber in Provence zur Nachahmung vor. Man that in diesen Ländern noch mehr, als er gethan hatte. Denn an statt, daß man sie durch heilsamen Unterricht, und durch gute Beyspiele zum Glauben hätte bringen sollen, nöthigte man sie mit Gewalt, die heilige Taufe zu empfangen, sie mochten sich gleich noch so sehr darwider setzen. Dieses veranlassete eben so viele Entheiligungen einer so heiligen Handlung, und eben so viele Kirchenschänder, als man Juden getaufet hatte. Der heilige Gregorius, der ein so grosses Unheil abwenden wollte, schrieb deßwegen an den Erz-Bischof von Arles, Virgilius, und an den Bischof von Marseille, Theodorus, zween überaus rechtschaffene Männer, und befahl ihnen, es also einzurichten, daß die Juden nicht gezwungen würden, sich taufen zu lassen, damit nicht das heilige Wasserbad, wodurch man zu einem göttlichen Leben wiedergebohren wird, ihnen eine Gelegenheit zu einem zweyten Todte sey, der noch viel betrübter, als der erste, durch den Abfall ist. Eine kurze Zeit vorher hatte er eben dieses an den Erz-Bischof von Terracina geschrieben.„

Ich

* *Maimbourg*, Hist. du Pontif. de St. Gregoire p. 240.

Ich will dich selbst, werthester Yn-Che-Chan, den Ausspruch thun lassen, ob nicht Verfolgungen, die in Absicht auf die Religion geschehen, und wobey die Absicht ist, dem Römisch-Katholischen Glauben neue Glaubens-Genossen zu verschaffen, ziemlich ungerecht, und gewaltsam seyn müssen, wenn die Römischen Päbste sich darein mischen, um ihnen ein Ende zu machen, sie, welche Gerichts-Höfe angeordnet haben, um das Blut aller derjenigen zu vergiessen, die sich unterstehen, ihren Meynungen zu widersprechen, sie, welche die Gebieter und Vorgesetzten jener unmenschlichen Inquisitoren sind, die einen Theil von Europa durch ihre grausamen Verbannungen zum Seufzen bringen. Aber ich will mich nicht lange aufhalten, um Mißhandlungen viel zu vergrößern, die dir mehr als zu wohl bekannt sind, und wovon dir schon sehr viele Europäer fürchterliche Erzählungen gemacht haben. Ich komme wieder zu den ungerechten Verfolgungen, womit die Juden so oft geplaget worden sind. Die ausserordentlichste, und schrecklichste unter allen war diejenige, die sie im Jahr 1426. nach der Christlichen Zeitrechnung auszustehen hatten. Sie waren die Schlachtopfer eines Kreutzzuges, welcher damals in Europa veranstaltet wurde, und wozu eine ziemlich sonderbare Luft-Erscheinung Anlaß gab. Es ließ sich in der Luft auch zu der Zeit, da die helle Sonne schien, ein Feuer in Gestalt eines Blitzes sehen, welches ohngefähr funfzehen bis zwanzig Fuß lang seyn mochte. Dieses Feuer lief schnell von einem Ende des Gesichts-Kreyses zu dem andern. Das gemeine Volk, das allemal durch die Luft-Erscheinungen, deren natürliche Ursachen es nicht weiß, in Furcht gesetzet wird, nahm auch die gegenwärtige als eine

Vor-

Vorbedeutung irgend eines grossen Unglücks an, womit das ganze menschliche Geschlecht bedrohet würde. Gleichwie sich nun die Pfaffen zu allen Zeiten bereitwillig finden lassen, dem Aberglauben beförderlich zu seyn, und sich denselben zu Nutzen zu machen, also sagten sie auch von diesem Luftzeichen, es sey nicht etwan ein Feuer, sondern ein himmlischer Geist, ein Engel, der allgemeine Kriege ankündigte, weil man den Geistlichen die Ehre, die ihnen von Rechtswegen gebührete, nicht wiederfahren liesse. Unter der Zeit, da dem gemeinen Volke durch seine Seelsorger so bange gemacht wurde, kam ein Spanischer Mönch, mit Namen Peter, aus seinem Kloster zum Vorschein, und machte ganz Europa durch seine schwärmerischen Predigten verwirrt. Er wieß den Leuten ein Papier, welches nach seinem Vorgeben vom Himmel gefallen seyn sollte, und worauf geschrieben war, die Christen, die in allen Theilen der Welt herum zerstreuet wären, sollten zu den Waffen greifen, sich in das Jüdische Land begeben, und den Mahometanern die Stadt Jerusalem abnehmen. Die vorgegebene himmlische Verordnung, die der Betrüger, um seiner Sendung ein Ansehen zu geben, aufwieß, fand nicht etwan nur bey dem gemeinen Manne Eindruck; Sondern gleichwie die Schwärmerey ein Unheil ist, das sich gar leicht unter den Menschen herum ausbreitet, also bezeichneten sich Könige, Fürsten, und große Herren um die Wette mit einem Kreutze, und faßten den Entschluß, eine Reise nach dem Jüdischen Lande zu unternehmen, oder jemanden an ihrer Stelle dahin abzusenden. Bischöfe, Pfaffen, und Mönche legten bey dieser Gelegenheit auch den Harnisch an, und hatten entweder die Absicht, von der

Beute

Beute der Mahometaner, die sie schon im Voraus für überwunden achteten, reich zu werden, oder es waren lüderliche Gesellen, die von der Bemühung, welche ihr Amt und Stand mit sich brachte, frey seyn wollten. Sie liessen also ihre Gemeinen und Klöster im Stiche, und nahmen Dienste unter dem Heere, das dazu bestimmet war, daß es Jerusalem erobern sollte. Auch die Weiber fanden an dem Kreutzzuge einen Gefallen, zogen Manns-Kleider an, und gürteten einen breiten Säbel um sich. Nachdem dieses seltsame Kriegs-Heer beysammen war, so wurde der Schluß gefaßt, an allen Orten, wo es durchziehen würde, die Juden entweder im Guten, oder mit Gewalt dahin zu vermögen, daß sie den Christlichen Glauben annehmen müsten, und diejenigen ohne Barmherzigkeit hinzurichten, die sich nicht würden wollen taufen lassen. Dergleichen entsetzliches Vorhaben wurde auch wirklich ins Werk gerichtet, und diese vorgegebenen Streiter der Wahrheit beförderten unter Anführung ihrer Bischöfe und Pfaffen alle Juden, die sie antrafen, unmenschlicher Weise zum Todte. Daran liessen sie es noch nicht genug seyn, daß sie sie schlechthin tödteten, sondern sie thaten ihnen auch die allererschrecklichsten Martern an. Kurz, die Grausamkeiten, welche diese eingefleischten Teufel ausübten, waren so groß, daß ein gewisser Bischof, der in den neuern Zeiten davon geredet, sich nicht hat entschliessen können, sie zu bemänteln. Ohngeachtet er sonst ziemlich geneigt ist, Unwahrheiten zu schreiben, so hat doch die Macht der Wahrheit bey dieser Gelegenheit über den Haß die Oberhand gewonnen, den er ausserdem theils gegen die Juden, theils gegen alle, die nicht von seiner Religion sind,

blicken

blicken läßt. „ Dieses war die Ursache, spricht er *, „ daß unterschiedene, wiewohl wider ihren Willen, „ aus Furcht, ihr Gut und Leben zu verlieren, die „ Taufe annahmen, und etliche andere durch die „ Christen hingerichtet wurden, die nach der Zeit ih„ re Habseligkeiten plünderten. Die übrigen Juden „ geriethen darüber in Wuth, fielen über einander „ selbst her, und erstachen einer den andern mit Mes„ sern. Die Ehemänner schoneten weder Weiber, „ noch Kinder, und die Mütter brachten ihre Söhne „ und Töchter ums Leben. „

Kann man wohl, werthester Yn-Che-Chan, etwas abscheulichers hören? Und sollte man nicht über dergleichen Handlungen, die unter den Augen, und auf Befehl der Geistlichen und Bischöfe nicht nur bloß geduldet, sondern so gar vollstrecket werden, einen Abscheu gegen die Europäer bekommen? Ich gehe noch weiter, liebster Yn-Che-Chan, und sage, daß niemals ein wildes Volk in der Welt es so arg gemacht hat, als die Europäer, welche gleichwohl unterschiedene Nationen für wild ausgeben, die, wenn man ihre Nation dagegen hält, sehr sanftmüthig und liebreich in ihren Sitten sind.

Vielleicht bist du, werthester Yn-Che-Chan, neugierig zu wissen, wie es endlich diesen häßlichen Kriegern ergangen ist. Ihre einzige Heldenthat bestund in der Hinrichtung unbewafneter Juden, die ausser Stand waren, sich zu wehren. So bald als sie Feinde antrafen, die das Vermögen hatten, sich zu vertheidigen, wurden sie überwunden, und aufgerieben. Sie waren weiter zu nichts nütze, als daß sie arme hülf-

* Les jours caniculaires de *Simon Majole* d'Ast, Evêque de Volture, Traduits par de *Rosset* Tom. III, p. 235.

hülflose Menschen niedermachten, und sich zu den Weibs-Personen legten, die sie mit sich herumführeten, und mit welchen sie die allerschändlichste Unzucht trieben. Uebrigens sage ich diesen häßlichen Meuchelmördern nichts ungebührliches nach, und ich thue hier weiter nichts, als daß ich eben das wiederhole, was der gleich itzt gemeldete Bischof selbst ausdrücklich saget. Hier hast du seine eigenen Worte *: „ Die Leute, „ die sich auf den Weg nach Jerusalem begeben hat„ ten, kamen bis nach Merseburg, einer Stadt in Un„ garn, wo sie niedergemacht und zerstreuet wurden. „ Dieses war eine gerechte Strafe Gottes, weil Män„ ner und Weiber ohne Unterschied herumzogen, und „ tausenderley abscheuliche Unzucht und Hurerey „ trieben. „

Sind das nicht vortrefliche Mißionarien, die Juden zu bekehren, und würdige Kirchendiener, den Willen des Himmels zu verkündigen? Ach, wenn doch meine Mitbrüder die Anhänger der neuen Ausleger alle die Schandthaten wüßten, welche von solchen Leuten begangen worden sind, die sich für Vertheidiger der Gottheit, und für eifrige Anhänger derselben ausgeben? Sie würden hieraus, zu Bestätigung ihrer Meynung, die dir, werther Yn-Che-Chan, so seltsam scheinet, starke Beweiß-Gründe ziehen. Aber meine Absicht ist hier nicht, einen Streit aufzuwärmen, den wir so oft unter einander gehabt haben, und nach welchem wir doch immer auf beyden Seiten allemal bey unsern Meynungen geblieben sind. Ich will es bey dem Schluße meines Briefes daran genug seyn lassen, daß ich die Anmerkung mache, daß die Mahometaner, und die Einwohner von Asien weit menschlicher, und gutherziger, als die Christen,

* Eben derselbe. S. 237.

sten, und die Europäer sind. Denn zu der Zeit, da man die Juden aus Portugall verjagte, da man sie durch tausend strafbare Ränke hinrichtete, da man sie nöthigte, sich selbst zu ermorden, und ihre Weiber und Kinder des Lebens zu berauben, nahm Mahomet der Zweyte diejenigen, die in seine Länder flüchteten, willig und gern auf. Dieser eben so große Krieges-Held, als geschickte Staatsmann sagte gar oft, wenn er die ungeheure Menge verbannter Juden sahe, die sich in seinen Staaten wohnhaft niederließ, weil die Christlichen Fürsten so große Thoren, und Liebhaber von Verfolgungen wären, daß sie Leute marterten, die mit ihnen nicht einerley Gedanken hätten, so sollten sie doch die Juden zum wenigsten als nöthige Arbeiter und Sklaven bey sich zu behalten trachten, wenn sie dieselben auch nicht für freye Leute ansehen wollten. Dieser Fürst wurde unter den Europäern für einen Tyrannen geachtet; Er war ein Mahometaner, und schützte seine Unterthanen, es mochten Juden oder Christen seyn, einen so gut, als den andern. Die gekrönten Häupter unter den Christen verfolgten die Ihrigen, weil sie nicht von ihrer Religion waren, und man gab sie doch für gerechte und billige Regenten aus. Wie lächerlich ist dieses in den Augen eines Chinesers! Lebe wohl, Ich werde dir noch etliche Briefe von den Juden schreiben.

Dreßden ——

Ende des vierten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Argens, Jean-Baptiste de Boyer d', 1704-1771

Des Herrn Marquis d'Argens, ... Chinesische Briefe, oder philosophischer, historischer und kritischer Briefwechsel, zwischen einem reisenden Chineser in Paris und seinen guten Freunden in China, Moscau, Persien und Japan aus dem Französischen übersetzt, und mit etlichen Briefen sowohl, als auch vielen nützlichen Zusätzen und Anmerkungen aus der Handschrift
Bd.: 4.

Berlin (1770)

Epist. 32 n-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402095-8
VD18 80286453-001